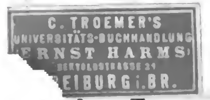


Heinrich von Treitschkes lehr. und wanderjahre, 1834-1867

Theodor Schiemann


C. TROEMER'S
UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG
ERNST HARMS
FREIBURG i. BR.

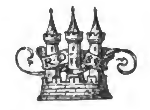
Historische Bibliothek.

Herausgegeben von der

Redaktion der Historischen Zeitschrift.

Erster Band:

Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1867.



München und Leipzig.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1898.

Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre

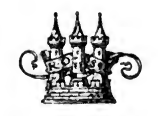
1834—1867.

Erzählt von

Theodor Schiemann.

> Alles geben die Götter, die unendlichen,
> Ihren Lieblingen ganz:
> Alle Freuden, die unendlichen,
> Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.
>
> Goethe.

Zweite Auflage.



München und Leipzig.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1898.



c. 1860.



c. 1867.

Vorwort zur 1. Auflage.

Das Bild, das diese Blätter von Heinrich von Treitschke entwerfen, ist mir lebendig geworden an der Hand von Briefen und Aufzeichnungen, durch erneutes Studium seiner Schriften und auf Grund der Eindrücke und Mitteilungen, die ein reger Verkehr in den letzten Lebensjahren des unvergeßlichen Mannes bot. Das Material, das mir an Briefen zu Gebote stand, war ein sehr reiches: die ganz vollständig erhaltene Korrespondenz Treitschkes mit seinem Vater, Briefe an seine Geschwister, den Bruder Rainer, der 1870 vor Sedan die Todeswunde empfing, und an die Schwestern Freifrau Ô Byrn und Frau von Carlowitz, die außerdem beide so gütig waren, ihre Erinnerungen an die Jugendjahre Treitschkes aufzuzeichnen. Dazu kamen die von Treitschke treu bewahrten Briefe aller seiner Freunde und das urkundliche Material zu seiner Lebensgeschichte: Zeugnisse, Matrikeln, amtliche Schreiben, Arbeitsentwürfe und dergleichen mehr. Endlich haben einige der Freunde Treitschkes mich durch Zusendung seiner Briefe unterstützt. Die reichste Ausbeute boten die Briefe Treitschkes an Seine Exzellenz den Präsidenten des badischen Staatsministeriums Herrn Dr. W. Nokk, dazu die Briefe an den Herrn Sanitätsrat Dr. von Frantzius, an Herrn Geheimen Legationsrat Professor Dr. Aegidi, an den verstorbenen

Professor Alfred von Gutschmid — dessen Witwe mir die Briefe freundlichst zur Benutzung überließ —, an den großherzoglich badischen Generallandesarchivdirektor Herrn Dr. von Weech, an den Herrn Oberlandesgerichtsrat Dr. R. Martin in Hamburg. Herrn Archivrat Dr. Bailleu danke ich die ihm von Herrn Professor Hultsch zugesandten Erinnerungen aus der Prima der Kreuzschule.

Ihnen allen gebührt mein aufrichtigster Dank, am meisten den Töchtern des Verstorbenen, Frau Rittmeister von Tungeln und Fräulein Maria von Treitschke, die mir nicht nur die Durchsicht des gesamten Nachlasses gestatteten, sondern auch die Tagebücher ihres Großvaters, des weiland General-Leutnants Eduard von Treitschke, zur Benutzung übergaben.

So ist es möglich gewesen, ein unbedingt zuverlässiges und im wesentlichen wohl auch vollständiges Bild von Treitschkes Leben bis zu dem Jahre 1866 zu entwerfen, das ich mir zur Grenze meiner Darstellung setzte. Die späteren Jahre gleich eingehend und in gleicher Zuverlässigkeit zu schildern, ist heute noch nicht möglich.

Es war ein hoher Genuß, sich in den herrlichen Stoff zu vertiefen; ihn völlig zu erschöpfen, wurde nicht beabsichtigt. Wenn einst eine Sammlung der Briefe Treitschkes erscheint, wird noch so manche Einzelheit bekannt werden, die übergangen wurde, nicht weil es galt, etwas zu verbergen, sondern um die Darstellung nicht zu überlasten und die Ausgabe der Korrespondenz nicht zu beeinträchtigen. Denn dieses Leben war so rein, daß es nichts zu verbergen hatte: ein stetes Ringen nach Erkenntnis und Selbstbeherrschung, ein Heldenkampf gegen ein schweres physisches Gebrechen, ein glühendes Verlangen, zu schaffen und zu nützen, vor allem mitzubauen an der Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes, ein Herz voll Liebe und ein Sinn, der allem Mensch-

lichen offen war, ein sittlicher Mut endlich, der keine Menschenfurcht kannte: das war der Inhalt dieser reichen, leidenschaftlichen und mannhaften Natur. Die Geschichte dieses Lebens wird den, der mehr als nur Thatsachen sucht, wie eine Mahnung anmuten, aber es lag nicht in meiner Absicht, dahin zu wirken. Es ist der Eindruck, der immer stärker sich mir aufdrängte. Zumal unserer deutschen Jugend, die ja an Treitschke einen Lehrer fand, wie es einen zweiten nicht gegeben hat, sind die „Lehr- und Wanderjahre“ bestimmt. Und so mag das Buch sich seinen Weg selber bahnen und dem Leser den Wunsch erwecken, in den Werken Heinrich von Treitschkes ihn selbst in seiner späteren Lebensarbeit kennen zu lernen.

Berlin im August 1896.

Vorwort zur 2. Auflage.

Die freundliche Aufnahme, welche die erste Auflage fand, hat den Verleger veranlaßt, die zweite in verdoppelter Zahl der Exemplare erscheinen zu lassen und ihr bei reicherer Ausstattung einen geringeren Preis zu setzen.

Zwei Bilder Treitschkes, von denen das eine den jungen Doktor zeigt und etwa 1860 entstanden sein kann, das zweite wahrscheinlich aus dem Jahre 1867 stammt, werden den Lesern eine erwünschte Zugabe sein.

Der Text selbst ist sorgfältig revidiert worden, sowohl an der Hand der zahlreichen biographischen Skizzen, die inzwischen erschienen sind, wie an der Hand der Korrespondenz Treitschkes mit seiner Braut und mit seinem Jugendfreunde Schelske. Ihm sowie Frau von Treitschke fühle ich mich zu ganz besonderem Danke verpflichtet. Auch meinem Freunde, Herrn Archivrat Bailleu, der mich mit seinen Kollektaneen unterstützte, drängt es mich an dieser Stelle zu danken. Die beiden Schlußkapitel sind ganz neu gearbeitet, die früheren Abschnitte nur unwesentlich modifiziert.

Berlin im August 1898.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Elternhaus und Knabenjahre.

Am 15. September 1834, abends 7 Uhr, wurde Heinrich von Treitschke in Dresden, in einem Hause der weißen Gasse, die hinter der Kreuzkirche gelegen ist, geboren. Es war ein großes, kräftiges Kind mit schwarzem Haar und braunen Augen. Die starke Nase und der scharf gezeichnete Mund ließen ihn recht häßlich erscheinen; ein Gesicht, wie es vom Kinde auf spätere Jahre hindeutet, und dieser Eindruck hat sich später noch gesteigert. Was zunächst auffiel, war ein sprudelnd lebhaftes Temperament. „Ein kleines wildes Fohlen, aber ein recht folgsamer, guter Knabe," schreibt die Mutter über den Dreijährigen.

Vor zweihundert Jahren hatte der Ahnherr der Familie, bald nach der Schlacht am weißen Berge, als Exulant um des Glaubens willen die böhmische Heimat verlassen, um auf sächsischem Boden eine dauernde Stätte zu finden. Wir wissen nicht recht, wie der ursprüngliche Name der Treitschkes gelautet hat. Waren sie tschechischen Blutes, so könnte an eine Ableitung von dem böhmischen Ortsnamen Tržek oder an einen Zusammenhang mit den Grafen Tržka gedacht werden, die wir seit Schillers Tagen Terzky zu nennen gewohnt sind. Heinrich von Treitschke selbst hielt diese Etymologie für die richtige. Mit Sicherheit behaupten läßt sich weder das eine noch das andere,

und im Grunde ist es auch gleichgültig. Sind die Treitschkes tschechischer Herkunft, so hat sich an ihnen jener Prozeß allmählicher Blutwandlung wiederholt, der in den großen Zusammenhängen der Menschheitsgeschichte durch Aufnehmen und Verarbeiten fremder Volkselemente unsere heutigen Nationen gebildet hat. Völlig gestockt hat jenes Empfangen und Geben zu keiner Zeit, es ist heute noch überall im Fluß Für Norddeutschland aber war nach der großen Blutvergiftung, welche der Dreißigjährige Krieg brachte, der Zuzug breiter Ströme böhmischer und französischer Auswanderer von hoher Bedeutung. Nur Elemente von besonders kraftvoller Anlage finden den Entschluß, zur Wahrung einer festen politischen oder religiösen Überzeugung die letzten Opfer zu bringen, und der Segen solcher Mannhaftigkeit fällt dann den Kindern und Kindeskindern zu. Wie das geschieht, ist ein Mysterium der Vorsehung, das sich wohl ahnen, aber nicht konstruieren läßt. Heinrich von Treitschke hat gelegentlich einmal die Tschechen als den genialsten der slavischen Stämme charakterisiert, er datierte aber ihren Niedergang von der gewaltsamen Katholisierung des Landes im 17. Jahrhundert; Treitschke ist andrerseits, so paradox das klingen mag, der wirksamste Lobredner des obersächsischen deutschen Stammes gewesen. Niemand hat die Obersachsen härter angefaßt, aber auch Niemand ihre guten und großen Geistesgaben mehr zur Geltung zu bringen verstanden. Die Pufendorf, Leibniz, Thomasius, Lessing, an denen er die beiden Seiten des obersächsischen Charakters zeichnet, geben uns alle ein Stück seiner eigenen Natur. Sowohl von der „bezaubernd geistvollen Liebenswürdigkeit“ des großen Philosophen wie vom schroffen Wahrheitstrotz der Anderen hat er geerbt, und wenn er von der Rednergabe spricht, die den meisten Obersachsen angeboren sei, gibt er auch damit einen hervorstechenden Zug seiner eigenen Anlage an.

Von Treitschkes Vorfahren wissen wir zu wenig, um an ihnen Geistesrichtung und Gaben der Nachgeborenen vorbildlich zu erkennen. „Ich bin,“ schreibt Heinrich von Treitschke einmal, „mit meinem Stammbaum vollkommen zufrieden, wenn nur

der wackere Zimmermann oder Pfarrer oder Hauptmann, der vor 200 Jahren seinen Glauben nach Sachsen rettete, sich vorher tapfer mit den habsburgischen Söldnern gerauft hat.“ Der erste Treitschke, von dem wir hören, war ein wohlhabender Bürger und Kaufherr in Leipzig, Daniel Friedrich, vermählt mit Laurentia Klara Mysel. Die finanzielle Krisis zu Ende des vorigen Jahrhunderts ließ ihn den größten Teil seines Vermögens verlieren, als er aber 1799 starb, konnte er immer noch als wohlhabend gelten. Von seinen Söhnen ist der älteste als Entomolog und Dichter bekannt geworden, Georg Friedrich, zuletzt k. k. Regisseur und Dichter am Burgtheater in Wien. Er war mit Beethoven eng befreundet und hat ihm den Text zum Fidelio geschrieben. Ein Portrait, das der Ausgabe seiner Gedichte vorgesetzt ist, zeigt keinen Zug, der an Heinrich von Treitschke erinnerte; ein geistvolles freundliches Gesicht, wie es etwa ein Ahnherr Heinrich von Sybels gehabt haben könnte. Hochbetagt, im Jahre 1842 ist er gestorben. Seine Beziehungen zu Geschwistern und Verwandten scheinen allmählich verblaßt zu sein.

Der jüngste Sohn Daniel Friedrichs führte das Handlungsgeschäft des Vaters weiter, während der zweite, Karl Friedrich, die Rechte studierte, Vertreter Kurhessens am Reichskammergericht zu Wetzlar wurde und schließlich nach Dresden zog, wo er 1804 als kgl. sächsischer Hof- und Justizrat starb. Seine Gemahlin Eleonore Friederike von Lindeman hat ihm als jüngstes von elf Kindern am 2. Januar 1796 den Vater Heinrich von Treitschkes geboren, den späteren kgl. sächsischen General und Kommandanten des Königsteins Eduard Heinrich von Treitschke.

Obgleich eine Biographie dieses vortrefflichen Mannes nicht existiert,[1]) ist es an der Hand seiner eigenen Aufzeichnungen, zahlreicher Briefe an den Sohn wie aus der noch lebendigen Überlieferung sehr wohl möglich, ein zuverlässiges Bild von ihm zu entwerfen. Er war, wenn auch keine geniale, so doch eine

[1]) Einen Nachruf bringt „Der Kamerad: Jahrbücher und Centralorgan für sämtliche Vereine ehemaliger Militärs in Sachsen“, Nr. 14 vom 6. April 1867.

außerordentlich reich veranlagte Natur, welche die entscheidenden Eindrücke des Lebens in großer Zeit empfing; der Altersgenosse Kaiser Wilhelms I., der Zeitgenosse unserer großen Dichter und Feldherren, der vom Knaben zum Jüngling in eben jenen Jahren heranreifte, deren Glanz und Jammer der Sohn so hinreißend im ersten Bande seiner deutschen Geschichte geschildert hat. Aber es war ihm nicht bestimmt, in jener heroischen Periode unserer Geschichte im Vordergrunde zu stehen, und nur langsam hat er sich aus kleinen Verhältnissen emporgeschwungen zu der ehrenvollen Stellung, die er während der letzten Dezennien seines Lebens in seiner engeren Heimat einnahm. Die Mutter war ihm in seinem sechsten, der Vater im achten Lebensjahre gestorben, und wenn er auch unter der gewissenhaften Leitung seines Vormundes, des geh. Finanzsekretärs Demiani, eine sorgfältige Erziehung erhielt, so mochte sein warmes liebebedürftiges Herz doch schwer daran tragen, daß ihm das Elternhaus fehlte. Auf einer Bürgerschule in Dresden-Neustadt erhielt er den ersten Unterricht; danach schickte man ihn in die Kreuzschule, die alte, noch aus dem 13. Jahrhundert stammende Gelehrtenschule Dresdens, die ihren Stolz darin setzte, ihren Zöglingen jenes Fundament klassischer Bildung zu sichern, das den Ruhm der sächsischen Humanität begründete. Wir wissen nichts Genaues über diese Schuljahre des Knaben, wohl aber steht fest, daß er hier sehr tiefe und festgewurzelte religiöse Überzeugungen in sich aufnahm. Doch trug das sächsische Luthertum jener Tage nicht den intoleranten Charakter der früheren Zeit. Dem widerstrebten die allgemeine Richtung der Geister und wohl auch Temperament und Gemütsanlage Treitschkes. Aber ein unerschütterliches Gottvertrauen und eine heitere Frömmigkeit, ohne jeden pietistischen oder dogmatisch grübelnden Beigeschmack, bildete bis ans Ende den Grundzug seines Wesens und führte ihn zu optimistischer Lebensauffassung. Er war von erstaunlich ausdauerndem Fleiß, gewissenhaft in allem, was Pflicht war, aber leidenschaftlich von Natur, wenngleich von sicherer Selbstbeherrschung, die ihn unter allen Verhältnissen ruhige Würde behaupten ließ. Unangenehmen Eindrücken ging er gern

aus dem Wege, peinliche Erörterungen erledigte er lieber schriftlich als mündlich. Als in den sechziger Jahren die politischen Gegensätze zwischen ihm und dem Sohn sich zuspitzten, ist darüber wohl in den Briefen manches scharfe und harte Wort geschrieben worden, im mündlichen Verkehr wurde auch die leiseste Andeutung so weit irgend möglich vermieden. Sehr lebendig war sein Interesse für die literarische Bewegung der Zeit. Er las gern und viel, und ihm selber flossen die Verse leicht und gefällig. Als er im Jahre 1812 erst 16 jährig mit Auszeichnung die Prima der Kreuzschule absolviert hatte, war die Absicht, ihn in Leipzig Medizin studieren zu lassen. Aber die große Zeit that es dem Jünglinge an. Nur mühsam hatte er seine Neigung zum Soldatenstande bekämpft; als die Schlacht bei Leipzig geschlagen war, duldete es ihn nicht länger in den Hörsälen. Am 1. November 1813 trat er als Schütze in das 1. leichte Infanterieregiment Le Coq, und nachdem man ihn in Leipzig notdürftig die unerläßlichen militärischen Exerzitien hatte üben lassen, marschierte er schon Mitte November nach Thüringen. Bei den großen Entscheidungen des Krieges wirkte sein Regiment nicht mit. 1814 finden wir ihn in den Niederlanden bereits als Offizier; er nahm an der Belagerung Antwerpens teil, und als die Rückkehr Napoleons noch einmal die deutschen Heere gegen Frankreich führte, rückte auch das Landwehrhusarenregiment, zu dem er versetzt war, nach Belgien. Er stand in der Nähe von Lüttich, als am 2. Mai 1815 die unselige Meuterei ausbrach, und hat trotz seiner Jugend verstanden, „seine Leute in Zaum zu halten“. Gewiß eine bedeutende Leistung für den 18 jährigen Offizier, das Zeichen eines höheren Ehrgefühls und eines entschlossenen Willens, wie ihn die meisten älteren Offiziere nicht zeigten. Aber sein Regiment teilte das Schicksal der übrigen sächsischen Truppen: an der Entscheidung von Belle Alliance durfte er nicht teilnehmen. Er stand bis zum Abschluß des Friedens im Elsaß und kehrte darauf nach Sachsen zurück. Die Eindrücke aus diesen Jahren aber blieben dem jungen Offizier ungemein lebendig. So sehr er sich als Sachse fühlte, die allgemein deutsche Begeisterung

der Zeit glühte auch in ihm, nur daß er das eine mit dem andern so zu verbinden suchte, wie ihm Fahneneid und Familienüberlieferung vorschrieben. Der lachenden Ufer des Rheins hat er sich bis zuletzt so genau erinnert, daß, als 37 Jahre später sein Sohn in Bonn studierte und von dort aus die Umgegend in heiteren Studentenfahrten durchzog, er jeden Ort und jeden Berg in seinen Schilderungen wiederzuerkennen meinte.

Die langen Friedensjahre, die nun folgten, boten einem strebsamen jungen Offizier nur wenig Gelegenheit, sich hervorzuthun. Das Avancement von den unteren Offiziersgraden zu den mittleren ging unglaublich langsam von statten. Es dauerte 23 Jahre, ehe aus dem Husarenleutnant ein Hauptmann der Infanterie wurde, aber diese Jahre gingen nicht nutzlos hin. Treitschke studierte die Kriegswissenschaften mit dem ihm eigenen zähen Fleiß und glücklichen Talent, so daß er sich zu einem höchst kenntnisreichen und allgemein geschätzten Offizier heraufarbeitete. Ein äußerer Anlaß hat dann dahin geführt, daß er sich 1821 in den Adelsstand „erheben ließ". Der ältere Bruder, Franz Treitschke, hatte eine Stellung als Mentor der Grafen Schönburg auf sich genommen. Die Eltern der jungen Herren hielten es aber für notwendig, daß der Begleiter ihrer Söhne auch von Adel sei. So kamen beide Brüder gleichzeitig um ihre Nobilitierung ein, und es scheint, daß keinerlei Schwierigkeiten darüber entstanden. Ob die Nobilitierung in Bestätigung eines bisher nicht geführten älteren Adelstitels geschah oder durch besondere königliche Gnade, läßt sich nicht nachweisen. Das Wappen: ein gezücktes Schwert an goldenem Ring, ist das alte Treitschkesche Familienwappen.

Wir wollen die weitere militärische Laufbahn Eduard von Treitschkes nicht verfolgen. Er stand in Dresden bei den Armeehusaren und war Brigadeadjutant beim Generalmajor Bevilaqua, als er sich am 23. Mai 1832 mit Maria von Oppen vermählte, der Tochter des Majors der Reiterei und Marschkommissars Alexander von Oppen. Sie stammte aus einer angesehenen sächsischen Adelsfamilie, die stolz darauf ist, unter ihren Ahnherren Franz von Sickingen zu zählen, und deren Verzweigungen auch

nach Preußen hinüberreichen. Die junge Frau hatte die Eltern allzufrüh verloren. Sie stand unter Vormundschaft des späteren sächsischen Finanzministers von Zeschau und hatte ihre ersten Lebensjahre bei ihrer Großmutter in Loßwig verbracht. Aber schon im September 1816 gab man die noch nicht Siebenjährige nach Zerbst in die damals wohlangesehene Pension und Töchterschule des Direktors Hausmann. Fast zehn Jahre lang hat sie unter Fremden gelebt, und wenn wir auch nur wenig über diese Zeit wissen, so scheint doch sicher, daß sie nicht leicht daran getragen hat. Ihre Interessen führten sie vornehmlich den Naturwissenschaften zu. Bis an ihr Lebensende legte sie allerlei Sammlungen an, namentlich von Muscheln und Pflanzen, und wenn es galt, naturwissenschaftliche Streitfragen in der Familie zu entscheiden, wurde mit vollstem Vertrauen an ihre Autorität appelliert. Als Maria von Oppen zu Ostern 1826 endlich Zerbst verließ, war die Großmutter längst gestorben, so daß sie bei einer verwandten Familie von Ryßel in Loschwitz bei Dresden einen Ersatz für die fehlende eigene Häuslichkeit suchen mußte. Es scheint, daß diese freudlose Jugend von ihr schwer empfunden wurde. Sie nahm das Leben nicht heiteren und leichten Sinnes; ein trüber Zug, den häufige Krankheit noch steigerte, ging durch ihr Wesen. Da bildete nun die sonnige Natur des Mannes, dem sie die Hand reichte, ein glückliches Gegengewicht. Wie sie in bewundernder Hingebung zu ihm aufblickte, hing er in zärtlichster Liebe an der um 14 Jahre jüngeren Frau. Sie ergänzten sich so vollkommen, daß kein Mißton die Ehe trübte. Ein Zeugnis dieser Beziehungen hat sich in den Versen erhalten, die der tiefgebeugte Gatte ihr nachrief, als sie am 15. Juli 1861 starb:

„So gut, so lieb, so schön und so ganz mein —
Du konntest nimmer eines Andern sein,
Von Gottes Gnade warst Du mir bestimmt.
Wie Luft und Licht sich nah'nd in eins verschwimmt,
So hast Du auch Dein ganzes Frauenleben
Von mir empfangen und es mir gegeben,
Durch eine lange, ach so kurze Zeit
Von Deiner Hand zum Liebeswerk geweiht“ . . .

Es folgen noch einige Strophen, aber diese reichen wohl hin, um den Geist zu kennzeichnen, in dem die Ehe von ihm geführt ward. Denn die Führung gehörte dem Gatten, wenn auch seine häufige Abwesenheit und die Notwendigkeit, die Alltagssorgen der Erziehung der Kinder zu tragen, Frau von Treitschke oft zu eigener Entscheidung nötigten. Sie that es nur ungern, denn sie fühlte sich allein nicht recht sicher, und so reich auch ihre natürliche Begabung war, sie bedurfte der Anlehnung. Die sie gekannt haben, rühmen ihren klaren Verstand und die Selbstlosigkeit ihres Wesens. Aber sie vermochte es nie, heiter in die Zukunft zu blicken, sie sorgte für ihre Lieben und trug schwer an den kleinen Unfällen, die in keinem Hausstande fehlen. Auch sie stand auf dem Boden eines bibelfesten Christentums, das keine religiösen Zweifel aufkommen ließ, aber wenn diese Überzeugungen auch die selbstverständliche Grundlage ihres Lebens bildeten, gaben sie ihr doch nicht jene sichere Freudigkeit, die dem Gatten in so hohem Grade eignete. Die politische Richtung beider war die in den militärischen Kreisen des sächsischen Adels vorherrschende, aufrichtig konservativ und, wenn ich so sagen darf, von völlig naivem sächsischem Partikularismus, was ein allgemein deutsches Bewußtsein, wenn auch in wenig scharfgezogenen Grenzen, keineswegs ausschloß. Heinrich von Treitschke erzählte gern davon, wie lebendig der Mutter die Zeit der Freiheitskriege gewesen sei. Jener preußische Generallieutenant Adolf Friedrich von Oppen, der sich im Oktober 1806 den Orden pour le mérite verdiente, der dann Brigadier in der Kavallerie Blüchers war und während der Freiheitskriege mit so glänzender Tapferkeit unter Bülow focht, war ein entfernter Verwandter der Mutter. Sein Name führte direkt an den Lieblingshelden des Knaben, den alten Blücher, heran.

Die materiellen Verhältnisse des Treitschkeschen Ehepaars waren nicht glänzend, aber auskömmlich und behaglich. Frau von Treitschke hatte ein Vermögen von 16000 Rthl. mitgebracht, und da auch Herr von Treitschke ein kleines Vermögen ererbt hatte, ließ sich damit wohl auskommen. Auch waren beide gute Wirte und die Ansprüche, die in jenen Jahren an häusliche

Bequemlichkeit und gesellige Gastfreundschaft gemacht wurden, weit geringer als heutzutage. Wenn Heinrich von Treitschke gelegentlich von dem „frommen und genügsamen" Geschlecht spricht, das aus den Freiheitskriegen hervorging, mag ihm sein elterliches Haus vorgeschwebt haben.

Diese guten und edlen Menschen waren also die Eltern Heinrich von Treitschkes. Er hatte noch eine ältere Schwester Johanna, die im März 1833 geboren war, und zwei jüngere Geschwister, Josephe, geboren im Dezember 1836, und das Nesthäkchen des Hauses, den Liebling aller, Rainer, geboren im Juni 1845.

Von den ersten Kinderjahren Heinrichs läßt sich nur wenig erzählen. Die Eltern waren 1836 in die Neustadt Dresden übergesiedelt; sie hatten bei ihrer Wohnung einen schönen Garten, der den Kindern Luft und Raum zu ungezwungener Bewegung bot. Die Zeit vom 3. Juli bis zum 3. Oktober 1838 verbrachten sie auf dem Gut des Onkels Friedrich von Oppen, Ober-Ullersdorf, das, an den bergigen Ufern der Neiße gelegen, dem damals vierjährigen lebhaften Knaben die ersten tieferen Eindrücke von ländlicher Freiheit bot. Es war zugleich der Abschluß des unbewußten völlig sorglosen Kindesalters, denn als er nach Dresden heimgekehrt war, begann auch der erste häusliche Unterricht. Ein Doktor Bergmann, der mit Treitschkes in einem Hause wohnte und gleichaltrige Kinder hatte, übernahm es, Heinrich und Johanna in die Geheimnisse von Schrift und Zahl einzuführen, und schon hier zeigten sich die erstaunlich leichte Fassungsgabe und die Lernbegierde des heißblütigen Knaben. Es fiel immer schwer, ihn von seinen Büchern loszureißen und seine Wißbegierde zu befriedigen, die allem auf den Grund zu kommen suchte. Da Herr von Treitschke gern und schön vorlas, pflegten sich nachmittags und abends die Kinder um ihn zu scharen, und Robinson Crusoe, Campes Entdeckung Amerikas oder Engelhardts Kinderfreund, ein Buch, das dem Vater von seiner eigenen Knabenzeit her lieb war, gaben ihrer Phantasie die Schwingen, die zu einem weiteren Horizont hinüberhalfen. Für Heinrich waren daneben die Pferde des

Vaters, der Bursche, der für sie zu sorgen hatte, und alles, was mit militärischen Dingen zusammenhing, von unwiderstehlicher Anziehungskraft. Er hat auch in späteren Jahren, wenn er dem Vater schrieb, selten versäumt, sich nach ihnen zu erkundigen.

Ostern 1842 trat dann der öffentliche Unterricht an die Stelle des häuslichen. Direktor Kaden, dessen Knabenschule in der Neustadt am Markt bequem gelegen war, unterrichtete gegen 70 Schüler, von denen elf Alumnen waren. Es war eine dreiklassige Lateinschule. Heinrich, der in die dritte Klasse eintrat, fand dort 20 Kameraden vor und konnte an sich jene demokratische Gleichheit des Schullebens erproben, bei welcher das Recht der Fäuste neben dem Respekt vor dem besten Können dem Einzelnen seine Stellung sichert, eine Praxis, deren erziehenden Wert er noch im späteren Lebensalter nicht hoch genug zu schätzen wußte. Auf beiden Gebieten aber wußte der kräftige Knabe sich seinen Platz zu erobern. Stand er im Alter hinter den Mitschülern zurück, so nahm er es in frischem Knabenübermut mit jedem auf, und vollends in seinen Schulleistungen hat er sie bald überholt. Auch war er sich seiner Fähigkeiten sehr wohl bewußt. „Ich bin,“ sagte er einmal, „zwar erst neun Jahre alt, aber ich habe Kenntnisse für zwölf.“

Aber die frohen Anfänge fanden bald eine traurige und für sein ganzes ferneres Leben verhängnisvolle Unterbrechung. Im Mai 1842 erkrankte er, wenn auch leicht, an den Spitzpocken, im November an den Masern und diesmal sehr ernstlich. Da auch die übrigen Geschwister von der Krankheit ergriffen wurden und gleichzeitig der Vater an einem gastrischen Fieber daniederlag, fiel die gesamte Last der Pflege der zarten Mutter zu. Für Heinrich ist es nun entscheidend gewesen, daß, als die Krankheit sich bereits zum Besseren gewandt hatte, er sich in einem unbewachten Augenblick durch seine ungestüme Lebhaftigkeit einen Rückfall zuzog, der durch die Kombination mit einer bösen Drüsenentzündung doppelt gefährlich wurde. So schwebte er längere Zeit zwischen Tod und Leben, und als endlich die Genesung kam, traten die geschwollenen Drüsen nicht mehr ganz

zurück. Sie verengten ihm den Eustachischen Gehörgang und wurden so die Ursache seiner steigenden Harthörigkeit.

Die Eltern glaubten, wie sich aus den Aufzeichnungen des Vaters ergibt, anfangs nicht an den Ernst des Leidens. Man hielt die Schwerhörigkeit für Zerstreutheit, und der arme Junge mußte manche unverdiente Zurechtweisung hinnehmen. Erst im Sommer 1843 konnte man sich der traurigen Wahrnehmung nicht mehr verschließen, und die Eltern waren nun ernstlich bemüht, Abhilfe zu schaffen. Durch Dampfbäder und im folgenden Jahre durch den Gebrauch von Eger-Salzbrunn suchten sie dem Übel energisch entgegenzuwirken, und vorübergehend ist auch wirklich eine Besserung eingetreten. Aber jede noch so geringfügige Erkältung, jede Unregelmäßigkeit rief die alten Beschwerden wieder hervor, und so begann ihm schon während dieser frohen Knabenjahre ein steigendes Martyrium, das ihn zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit, Täuschung und Enttäuschung hin und her zerrte, im wesentlichen aber weder den frohen Sinn des Kindes dauernd zu trüben noch seine Fortschritte im Lernen zu beeinträchtigen vermochte. Er hatte des Vaters hoffnungsvollen Sinn geerbt und auch den frommen Geist des Hauses in voller kindlicher Einfalt in sich aufgenommen. Fiel es ihm gar zu schwer, so klagte er dem Vater sein Leid, und der wußte ihn zu trösten und ihn auf die Hilfe zu verweisen, die er im Gebet finden könne. Aber die schwere Frage: weshalb gerade mir dieses Leiden? und um welcher Schuld willen? trat ihm doch vor die Seele. Es haben sich im Original die Verse erhalten, die er am 2. Januar 1844 dem Vater zum Geburtstage dichtete. Sie geben dieser Stimmung lebendigen Ausdruck:

„Du warst es, der in meinem Busen nährte
Den Glauben, daß begeistert jetzt mein Herz
Mit Sehnsucht, mit Bewunderung sich wendet
Zu Gott dem Vater, daß ein tiefer Schmerz
Mich über jeden meiner Fehler faßet . . . .
Und wenn mich niederdrückt des Leidens Schwere,
Das Gott mir auferlegt — mein Leid vertraut ich Dir.
Du schaust mich innig an, ein trüber Schatten
Durchzucket Dein Gesicht, das g'nüget mir . . .

Und wenn die unheilvolle Kraft des Zweifels
Sich meinem Geiste naht mit leichtem Tritt,
Und fessellos und rastlos die Gedanken
Mich treiben hier- und dorthin — nur bei Dir,
Bei Dir find' ich die Ruhe, und ich schütte
Mein Herz, das ruhelose, aus vor Dir . . .
Wie lange noch, so treibt des Schicksals Wechsel
Mich aus dem väterlichen Haus hinweg:
Es öffnet sich vor meinem trunk'nen Auge
Der Freude heit'rer, lockungsreicher Weg,
Und selbst muß ich für mich dann immer haften,
Selbst feststehn in dem Sturm und Drang der Welt!
Doch dann auch soll Dein teures Bild mich leiten,
Das soll es sein, was mich zurückehält,
Wenn der Verführung trügerische Netze
Mich zu umgarnen und zu fesseln droh'n.
So ist kein Schicksalssturm, kein Spötterlachen
Im Stande, meine Lieb' Dir zu entreißen,
Und — was das Schicksal über mich verhänge —
Mein schönster Name sei, Dein Sohn zu heißen."

Schwerlich wird Jemand hinter diesen Versen einen neunjährigen Knaben vermuten; alles, die Leichtigkeit in Behandlung der Form, der ernste Inhalt, der Ausblick endlich auf die Studentenjahre scheint spätere Jahre anzudeuten, wie er denn körperlich und geistig seinen Altersgenossen immer mehr vorauseilte. Am 1. Januar 1844 hatte er mit dem Griechischen begonnen, nachdem er schon anderthalb Jahre lang Latein gelernt hatte. Das Griechische aber blieb seine Lieblingssprache, und vollends als er später an den Homer kam, konnte er sich mit dem Lernen und Deklamieren der tönenden Verse nicht genug thun. Ihn entzückte die Form und begeisterte der Inhalt. Denn es trieb ihn ein unwiderstehlicher Zug zum Großen, ein Verlangen nach Erkenntnis, das weit über die Grenzen hinaus ging, welche seine Jahre dem Willen und der Einsicht zu setzen pflegen. „Seine von Gott empfangenen schönen Gaben," notiert der Vater zum Jahr 1844, „und ein Fleiß, der nicht geringer ist als diese, berechtigen zu schönen Hoffnungen". Uns überrascht doch immer wieder jene Verbindung von kindlichem Wesen und Ernst, die ihn kennzeichnet, und die unbedingte

Wahrhaftigkeit seiner Natur; er stand, wie Carlyle einmal in anderem Sinn von Friedrich dem Großen sagt, „unter dem edlen Zwange, wahr sein zu müssen". Dabei überwog aber in seinem Thun und Lassen, sobald die Arbeit hinter ihm lag, die knabenhafte Lust an kräftiger Bewegung und wildem Spiel. Er pflegte die neuen Eindrücke, welche der Unterricht und seine mit Leidenschaft gepflegte historische und poetische Lektüre ihm brachten, in seine Spiele zu übertragen: sei es, daß er als homerischer Held seinen Gegner bekämpfte oder, in einen alten Husarenmantel des Vaters drapiert, den Geschwistern erzählte, wie er eben vom Schlachtfelde siegreich heimgekehrt sei und wie die Feinde ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen und den Mantel mit ihren Kugeln durchlöchert hätten. Denn jetzt war er Blücher, Blücher, der ihm schon damals herrlich erschien, „wie der Kriegsgott selber", und der seinem Herzen näher, fast möchte man sagen freundschaftlich vertrauter war, als die großen Gestalten des Altertums. Aber es kam auch vor, daß er zum Entsetzen der Mutter mit der jüngeren Schwester im Holzstall ein lustiges Feuerwerk zu inscenieren versuchte oder sonst einen tollen oder tollkühnen Streich vollbrachte. Er war eben ein rechter Knabe, ohne Falsch und ohne Furcht, oft unüberlegt, aber stets bereit, sich der Begeisterung für das Gute und Große zu erschließen, weichen aber leidenschaftlichen Herzens und voller Liebe für die kleine Welt, in welcher er lebte. Vor allem aber hing er, wie schon jenes Geburtstagsgedicht zeigt, am Vater, zu dem sein „leicht regsames Gewissen" ihn trieb, so oft etwas ihn bedrückte. Wie er nicht einschlafen konnte, ohne gebetet zu haben, mußte er auch ihm vorher sein Herz aufgeschlossen haben. Vor der sorgenden Mutter, die in steter Angst um den wilden Knaben lebte, die zudem die Last der täglichen Erziehung zu tragen hatte, hielt er mit seinen Gedanken mehr zurück. Sie erschien ihm oft hart und allzustreng, und erst in späteren Jahren, als er das elterliche Haus bereits verlassen hatte, wurde das Verhältnis ein wirklich inniges. Im Juli 1861, als er in München die Nachricht von dem Tode der Mutter erhielt, ging ihm die Erinnerung daran durch die Seele. „Als Kind hab'

ich ihr das bitterböse Unrecht gethan und geglaubt, sie liebe mich nicht, weil sie zu sehr für mich sorgte; und erst seit den letzten zehn Jahren weiß ich, wie grenzenlos sie uns alle liebte." Es mag jedoch auch der ausgesprochen männliche Zug seines Wesens ihn mehr zum Vater als zur Mutter geführt haben.

Das Jahr 1845 brachte dann den großen Eindruck einer gefährlichen Überschwemmung, welche die Neustadt unter Wasser setzte und auch die Familie Treitschke ernstlich bedrohte.

Bald danach, im Juni, hatte Heinrich die große Freude, dem Vater folgen zu dürfen, der in Seifersdorf (zwischen Tharandt und Dippoldiswalde) in Kantonierung lag, um die Rekruten-Division des 3. Regiments auszubilden, und drei herrliche Wochen mit ihm in der freien Natur und unter Soldaten zu verbringen. Der Bach, an dem der Ort liegt, der Reiz der Landschaft ringsumher, das neue Treiben des militärischen Alltagslebens, zumeist wohl das stete Zusammensein mit dem Vater, das alles brachte ihm unvergeßliche Eindrücke, an die er noch nach Jahren mit Entzücken zurückdachte. Er wußte zwar, daß seine Schwerhörigkeit ihm die militärische Laufbahn verschloß, und grämte sich darum nicht, die Liebe zum Soldatenstande aber wurzelte tief in ihm. Auch in den späteren Briefen an den Vater klingt das Interesse an technisch-militärischen Dingen immer lebhaft durch; er war ein Soldatenkind und stolz darauf, es zu sein.

Der Aufenthalt in Seifersdorf hatte dazu die glückliche Wirkung, daß Heinrichs Nerven, „die durch viele Schularbeiten und seinen großen Fleiß" sehr angegriffen waren, sich wieder kräftigten. Als er mit dem Vater am 30. Juni nach Dresden heimkehrte, empfing ihn die frohe Kunde, daß ihm ein Brüderchen geboren sei. Dieser Knabe, der am 17. Juli auf den Namen Heinrich Rainer getauft wurde (wobei der Vater den Wunsch aussprach, daß Heinrich als Vorname in der Familie für alle Zeiten bleiben solle), ist stets sein besonderer Liebling gewesen, und bei der häufigen Abwesenheit des Vaters, der inzwischen zum Major avanciert war, hat er, soviel er irgend vermochte, an der Erziehung des Kleinen Teil genommen. Auch hing Rainer in schwärmerischer Liebe an dem älteren Bruder.

Man könnte an den Briefen Heinrichs die Entwickelung dieses liebenswürdigen, ganz anders gearteten Kindes bis in das Einzelnste verfolgen, und wir bedauern nur, daß nicht er selbst einen gleich aufmerksamen Beobachter zur Seite gehabt hat.

Zu Ostern 1846 hatte Heinrich die Kadensche Privatschule glücklich und mit glänzendem Erfolg absolviert. Wir wissen leider nichts Genaueres über die Methode des Unterrichtes und die Persönlichkeit der Lehrer. Neben dem Direktor unterrichteten noch vier Hilfslehrer in den Wissenschaften, zwei andere im Französischen und Englischen. Ohne allen Zweifel standen die alten Sprachen im Mittelpunkt des Unterrichtes, auch Geschichte, deutsche Sprache und die übrigen Fächer waren, wie es scheint, gut vertreten. Da Heinrich trotz der großen Leichtigkeit, mit der er arbeitete, und trotz seines vorzüglichen Gedächtnisses sehr viel zu thun hatte, müssen eigene Beschäftigungen nebenher gegangen sein. Er las viel, aber was er gerade in jenen Jahren gelesen hat, läßt sich nicht mehr nachweisen. Seine Schwerhörigkeit hatte ihn nicht daran gehindert, dem Unterricht zu folgen. In der Schule hat man ihn in Rücksicht auf sein Leiden auf die erste Bank gesetzt; später ist er stets der erste in seiner Klasse gewesen.

Am 8. April machte er in Gegenwart des Vaters sein Examen an der Kreuzschule beim alten Rektor Gröbel; er bestand die Prüfung sehr gut, wurde nach Untertertia gesetzt und besuchte die Schule zum ersten Mal am 20. April.

Heinrich von Treitschke stand damals in seinem 12. Lebensjahre. Besitzen wir auch kein Bild des Knaben aus jenen Tagen, so ergibt sich doch aus seinen Briefen, wie aus allem, was wir sonst von ihm wissen, daß er nicht nur geistig, sondern auch körperlich weit über seine Jahre entwickelt war. Es überwog aber noch durchaus das kindliche Treiben, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Thätigkeit seines Fleißes und seine Pflichttreue eine fast männliche Festigkeit des Willens zeigen. Mit dem Eintritt in die Kreuzschule beginnt für ihn eine Zeit, in der, begünstigt durch die allgemeine politische und geistige

Atmosphäre, welche die nächstfolgenden Jahre beherrschte, sein Horizont sich überraschend schnell erweiterte. Man erstaunt, wenn man an den Briefen diese Entwickelung verfolgt, so sichtlich und greifbar ist das Fortschreiten.

Zweites Kapitel.

Die Kreuzschule.

Die Kreuzschule war ein fünfklassiges Gymnasium, das von mehr als 300 Schülern besucht wurde. Jede Klasse zerfiel in eine Ober- und Unterabteilung mit besonderem Unterricht und Jahreskursus; das Lehrer-Collegium bestand aus neun Hauptlehrern, vier sogen. Collaboratoren und einem Schreiblehrer. Die herrschende Richtung war die humanistische, und die alten Sprachen standen so durchaus im Mittelpunkt des Unterrichts, daß alles Übrige dagegen zurücktrat. In der Ober- und Untertertia waren neben 13 Stunden im Lateinischen und sechs im Griechischen die übrigen Fächer mit nur zwei wöchentlichen Stunden vertreten, zu denen dann noch eine Stunde deutscher Gedächtnis- und Deklamierübungen kam. In Ober- und Untersekunda gab es eine Stunde Geschichte der deutschen Poesie, in Prima hörte der deutsche Unterricht ganz auf. In bestimmten Disziplinen wurden die Ober- und Unterabteilung der betreffenden Klassen vereinigt, so in der Religion, bei der Lektüre der leichteren lateinischen und aller griechischen Autoren, in der Geschichte und im Hebräischen.

Der Geist der Schule war ein positiv-konservativer, in religiöser Hinsicht konfessionell lutherisch, in politischer durchaus sächsisch-monarchisch, die Schulzucht streng, das Schülermaterial gemischt. Heinrich von Treitschke hat, wenn wir von Alfred von Gutschmid absehen, der, obgleich etwas älter und auch in der Schule vorausgehend, ihm von frühester Kindheit her befreundet war, keine eigentlichen Freundschaften in diesen Jahren

geschlossen. Aber er hielt gute Kameradschaft, war allezeit unter den Mitschülern gern gesehen und wegen seiner Fähigkeiten und seines durchgreifenden Willens sowie wegen der werbenden Kraft seiner immer mit starker Überzeugung auftretenden Meinungen und Ansichten bewundert. Konnten der alte Rektor Gröbel, der gleichfalls betagte Hofprediger Käuffer, der den Religionsunterricht erteilte, sowie der Hebraist Jul. Friedrich Böttcher als die Vertreter der alten Richtung gelten, welche dem Studium der klassischen Sprachen die unbedingte Vorherrschaft sichern wollte, so bestand daneben im Lehrerkollegium auch eine Partei, welche mit Eifer und Talent für den Gedanken einer Schulreform eintrat. Ihr Wortführer war der Philologe Hermann Köchly, der später Heinrich von Treitschkes Kollege in Heidelberg werden sollte. Ein lebhafter, kenntnisreicher Mann, der den Schülern auch durch seine äußere Erscheinung imponierte und sie durch seine packende, von einem „prächtigen" Organ gehobene Beredsamkeit zu begeistern wußte. Er hatte gerade damals (1846) in einer Schrift „Zur Gymnasialreform" dem formalistischen Wesen der alten Unterrichtsmethode den Krieg erklärt und in dem liberal gesinnten Dresdener Gymnasialverein für seine Ideen Propaganda zu machen verstanden. Die Knaben liebten ihn und standen zeitweilig ganz unter seinem Einfluß. Im Lehrerkollegium hielt der radikal gesinnte Mathematiker Dr. Baltzer am entschlossensten zu ihm. Köchly war, als Heinrich von Treitschke in die Schule trat, erst 31 Jahre alt und der jüngste unter den Hauptlehrern.

Die Übrigen nahmen eine vermittelnde Stellung ein. Zwei von ihnen ragten durch Geist und Kenntnisse ganz besonders hervor: der als Herausgeber des Plinius, sowie durch seine Studien über Catull, Vergil und verwandte Stoffe rühmlichst bekannte Philologe Karl Julius Sillig, dessen „ungeheure Beredsamkeit" und geistvolle Interpretationen griechischer Schriftsteller Heinrich ganz besonders anzogen, und der Geschichtslehrer Karl Gustav Helbig, der eine Reihe recht lesenswerter historischer Monographien verfaßt hat, die auf archivalische Studien zurückgehen. Wallenstein, Gustav Adolf, Pufendorf

haben ihn unter anderem beschäftigt, lauter Gestalten, deren Schilderung Heinrich von Treitschke später aufgenommen hat. Schnorr von Carolsfeld, dem wir eine kurze Biographie Helbigs danken, rühmt von ihm, daß er es verstanden habe, die patriotischen Gefühle seiner Schüler zu wecken und zu pflegen und durch seine Lehren dauernden Einfluß auf die Entwickelung ihrer Gesinnung zu gewinnen.

Die meisten dieser Männer waren zugleich gläubige Lutheraner und suchten nach dieser Richtung auf ihre Schüler zu wirken. Von dem Hofprediger Dr. Käuffer hat sich aus etwas späterer Zeit ein Zettel erhalten, in welchem er der Frau von Treitschke Glück wünscht zu ihrem Sohne, „der, so lange er bei uns gewesen ist, uns stets durch sein Betragen und durch sein reges Streben die größte Freude gemacht hat. Möge ihn Gott auch ferner segnen, daß er wie seither gedeihe und den Ansprüchen, welche das Vaterland künftig an ihn machen wird, so entspreche, wie wir jetzt hoffen dürfen.“ Die Lehrer hatten offenbar die Empfindung, daß von diesem Schüler außerordentliches zu erwarten sei. Es war, wenn man die Reihe dieser Männer an sich vorüberziehen läßt, doch ein ganz hervorragend gutes, wenn auch nicht völlig homogenes Lehrerkollegium. Die Strömungen der Zeit ließen wohl ahnen, daß sich eine Wandlung vorbereite, und da der alte Rektor Gröbel bald emeritiert werden sollte, mußte die Persönlichkeit des künftigen Rektors von entscheidender Bedeutung werden. In den Jahren 1846 und 1847 aber trat diese Wandlung noch nicht ein.

Im Sommer 1846 war Heinrich, dessen Schwerhörigkeit wieder zugenommen hatte, mit der Mutter und der jüngeren Schwester Josephe in das Soolbad Kösen gezogen. Er erkrankte aber bald an einem Augenleiden, das der Mutter viel Sorgen machte und ihm Beschränkungen in seiner Freiheit auflegte, die zu tragen ihm schwer genug fiel. Schließlich aber gab sich dies Übel, und auch mit dem Gehör ward es besser. Er durchwanderte fleißig die Umgegend, besuchte die Rudelsburg und Saaleck, wo die noch erhaltenen Altertümer aus den Tagen der Ritterherrlichkeit seine Phantasie mächtig anregten. Er malte sich aus, wie die

Ritter bei der sogenannten „Mördergrube" den von der Naumburger Messe kommenden Kaufleuten auflauerten, und sah das alles recht lebendig. „Es würde mir," bemerkt er trotzdem „ganz gut hier gefallen, wenn ich mich nicht so unbeschreiblich nach Euch (dem Vater, der älteren Schwester und Rainer) und nach der Schule sehnte." So war er glückselig, als er endlich am 28. Juli nach Dresden zurückkehrte und bald danach die Schule wieder anging. Zu Michaelis machte er den Eltern die nicht erwartete, „ja nicht einmal erwünschte" Freude, nach Obertertia aufzurücken, und sehr bald darauf ward er nach Untersekunda versetzt. Der Vater war inzwischen zum Flügeladjutanten des Königs ernannt worden, eine Auszeichnung, die sonst nur älteren Stabsoffizieren zu teil wurde, und es knüpften sich dadurch Beziehungen zum Hofe, die bisher nicht bestanden hatten. Im August 1847 begleitete Herr von Treitschke den König auf einer Reise durch das Vogtland und den Leipziger Kreis, im Mai 1848 ernannte ihn der König mit Übergehung von sieben Majoren der Infanterie zum Oberstleutnant. Die politischen Verhältnisse hatten damals eine Wendung genommen, die es wünschenswert erscheinen ließ, daß dieser hervorragend tüchtige Offizier auch an rechter Stelle verwendet werden könne. Als zu Anfang August von Frankfurt der Befehl kam, daß Sachsen ein Bundeskontingent von 6000 Mann zur Operationsarmee nach Schleswig-Holstein senden solle, wurde der Oberstleutnant in das Hauptquartier Wrangels nach Apenrade geschickt, um die notwendigen Vorverhandlungen in dieser Angelegenheit einzuleiten. Dann übertrug man ihm das Kommando der Halbbrigade leichter Infanterie, die bei Leipzig, Oschatz und Wurzen stand und bestimmt war, das unzuverlässige Leipzig in Zügel zu halten. Aber auch dabei ist es nicht geblieben; am 27. September erhielt er den Befehl, den 30. desselben Monats das 1. Linien-Infanterie-Regiment Prinz Albert zu übernehmen, das den Reichstruppen zugeteilt werden sollte. So hatte er kaum Zeit, einen flüchtigen Abschiedsbesuch in Dresden zu machen. Vielleicht, wie er sich sagen mußte, für immer, denn alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß er nicht dauernd in

Thüringen bleiben werde, wo es zunächst galt, die Ordnung aufrecht zu erhalten. „Aber," so notiert er in seinem Tagebuch, „sollte mich Gottes Wille auf das Schlachtfeld führen, getrost werde ich meiner Bestimmung entgegengehen. Nichts ohne Gott! er hat uns bisher so getreulich geführt, er wird es auch ferner wohl mit uns machen! Er wird Euch nicht verlassen, Ihr Lieben! selbst wenn er über mich befehlen sollte."

Aus dieser Zeit und dem folgenden Jahre hat sich die Korrespondenz zwischen Vater und Sohn fast vollständig erhalten, so daß wir einen genaueren Einblick in Heinrichs Entwickelung während dieser denkwürdigen Jahre gewinnen können. Es muß dabei vorausgeschickt werden, daß die Einflüsse von Haus und Schule in gewissem Gegensatz zu einander standen. Einzelne Lehrer machten offenkundig für republikanische Ideale unter den Schülern Propaganda, und der Streit der Parteien, der in der zweiten Kammer und in den zahlreichen Vereinen, die wie ein Netz über ganz Dresden ausgebreitet waren, leidenschaftlich zum Ausdruck kam, fand so in den der Wissenschaft und humaner Bildung geweihten Räumen der Kreuzschule seinen erregenden Widerhall. Das geräuschvolle Treiben der Turnvereine und Kommunalgarden, das Zuströmen der durch die wirtschaftliche Krisis brotlos gewordenen Arbeiter, die in der Hauptstadt Erwerb und Aufregung suchten, die zahlreichen Fremden, die hier teils eine Zuflucht, teils eine Stätte zu fruchtbarer revolutionärer Agitation zu finden hofften, die erhitzende Sprache der Zeitungen und Flugschriften, die Verhandlungen der Kammer, das alles ließ sich auch Schülern nicht verbergen, und am wenigsten einem so vorgeschrittenen, politisch denkenden und leidenschaftlichen Knaben, wie Heinrich von Treitschke es war. Galten seine Sympathien auch weder den demokratischen „Vaterlandsvereinen", noch den liberalen „Deutschen Vereinen", so übten doch die politischen Ideale der Zeit und die großen Schlagworte, die von Frankfurt herübertönten, auch auf ihn ihren Zauber. Mit Mutter und Schwestern vermochte er sich über diese Dinge nicht zu verständigen, und da der Vater fern war, mit dem er in voller Unbefangenheit über

alles zu reden pflegte, was ihm durch Kopf und Herz ging, trat für ihn in kritischer Zeit eine Lücke ein, die der Ausbildung eines selbständigen Urteils günstig gewesen sein mag, im Hause aber doch zu manchen Unzuträglichkeiten führte. Die Frauen, welche die Politik mehr mit dem Gemüt erfaßten und vom monarchisch-sächsischen Gesichtspunkte aus beurteilten, erschraken über seine stürmische Begeisterung. Die Mutter, welche ohnehin schwer an der Trennung von ihrem Mann trug, scheint gefürchtet zu haben, daß Heinrich auf falsche Bahnen gelangen könne. Auch sorgte sie um seine Gesundheit. Sein Gehör verschlimmerte sich wieder, und wenn die Mutter ihm dann selbst Schuld gab, konnte er wohl heftig und erregt antworten. Ein ernst verweisender, aber zugleich rührend liebevoller Brief des Vaters hat zwar nach dieser Richtung hin Heinrich sofort in die rechten Bahnen zurückgeführt, die politischen Gegensätze aber ließen sich nicht so leicht beseitigen, weil jeder Teil von seinem Standpunkt aus recht hatte.

Heinrich hatte damals einen kleinen Kreis von Altersgenossen um sich gesammelt, mit denen er in lebhaftem Gedankenaustausch stand, neben Alfred v Gutschmid, den wir bereits kennen, von Salmuth, Heyne, von der Planitz, die alle Kreuzschüler waren und mit ihm die gleichen Eindrücke empfingen. Der erste Brief aus dieser erregten Zeit, vom 4. Oktober 1848, berührt die Politik noch gar nicht. Heinrich, dessen Ferien eben begonnen hatten, konnte dem Vater seine Versetzung nach Obersekunda melden und daß er sogleich Inspektor geworden sei. Er hat Mostfest und Weinlese mitgemacht, im Hoftheater eine herrliche Aufführung des Wilhelm Tell erlebt und fröhlich mit den Freunden verkehrt. Jetzt hat er vor, recht gründlich das historische Museum und das Antiquitätenkabinet zu studieren. Für den Sonntag ist ein Vogelschießen in Sicht. „Ist das nicht herrlich und in Freuden gelebt?"

Er hatte damals zwei Wünsche, die ihm besonders am Herzen lagen. Er wollte den Konfirmationsunterricht beginnen, damit er schon zu Ostern 1849, also noch bevor er Primaner wurde, eingesegnet werden könne. Diesen Wunsch hat ihm der

Vater erfüllt; der zweite war die Sehnsucht nach dem Besitz von Beckers Weltgeschichte, und auch hier hatte der Vater bereits zugestimmt. „Aber“, schreibt Heinrich kleinlaut im nächsten Briefe, „die Mutter trägt mir auf, Dir zu schreiben, Beckers Weltgeschichte koste 6 Thaler. Bei einem so hohen Preise bin ich allerdings genötigt, meinen Wunsch mit Schmerzen zurückzuziehen und alles Eurer elterlichen Güte zu überlassen.“ Um so glücklicher war er, als er den Becker später auf seinem Weihnachtstisch fand; es fiel dem Vater schwer, „Nein“ zu sagen, wo er dem Sohne eine große Freude machen konnte, besonders wenn er, wie in diesem Falle, wußte, daß er damit sein geistiges Streben förderte.

Wie damals die politischen Ereignisse auf den 14jährigen Obersekundaner einwirkten, mögen einige Auszüge aus seinen Briefen zeigen.

Den 17. Oktober 1848:

„Die Nachricht von Blums Tode hat hier die größte Entrüstung erregt, und die zweite Kammer sowohl als der Vaterlands- und der Deutsche Verein hat dieser Entrüstung durch Proteste und Anträge Luft gemacht. Auch ich finde zwar Blums Tod gerecht, bin aber ebenfalls sehr entrüstet darüber, daß Windischgrätz die Rechte eines deutschen Volksvertreters so gar nicht geachtet hat. Die Demokraten und Deutschkatholiken erheben jetzt Blum in den Himmel, und sehr lächerlich war es, als neulich ein Deutschkatholik im Anzeiger sagte, „Blum, einer der würdigsten Nachfolger Christi, sei gleichwie Christus als ein Opfer der Tyrannei gefallen.“ Es versteht sich von selbst, daß an allen Ecken bei uns Blums Bildnis, seine Biographie, die Beschreibung seiner letzten Stunden u. s. w. verkauft werden. Heute war feierlicher Landtagsabschied, und diesen Abend wird Tzschirnern in Bautzen ein Fackelzug, dem vernünftigen Abgeordneten aus Bautzen aber eine Katzenmusik gebracht werden“

Den 18. Oktober: „Auf der Straße wird man an allen Ecken von Kolporteurs wahrhaft angefallen. Hier schreit der eine Junge: „Wien hat gesiegt: Lautere Wahrheit! Hier haben Se's ganz hibsch!“ dort der andere: „E ganzer Republikaner

für 6 Pf." ..... Empört hat mich eine neulich im republikanischen Vereine vom „Bürger" Fränzel gethane Äußerung, die Soldaten möchten bald zum Bewußtsein ihrer Freiheit kommen, „wie ihnen ja der bekannte Artillerist zu Wien (derjenige, welcher den unglücklichen Latour erhenkt hat) ein so ruhm- und nachahmungswürdiges Beispiel gegeben". Hieraus kann man sehen, was für einen Dantonschen Terrorismus wir von diesen Menschen zu erwarten haben ..... In Obersekunda gefällt es mir auch sehr gut, doch solche Stunden, wie die bei Dr. Sillig, werde ich wohl nie wieder haben. Unser neuer Klassenlehrer, Dr. Böttcher, macht so oft als möglich Ausfälle auf die Demokraten."

Das eine Gute hatte das lebhafte Bedürfnis nach irgend welcher reformatorischen Bethätigung, daß die Väter der Stadt ihre Aufmerksamkeit auch der Kreuzschule zuwandten und allerlei augenfällige Übelstände zu beseitigen begannen. Die blendenden weißen Kalkwände der Auditorien wurden grün gestrichen, was den Schülern drei frohe Feiertage einbrachte. Man beschloß, einen Turn- und einen Singlehrer anzustellen, und ließ alle Räume des „Kastens", so nannten die Schüler das alte Schulhaus, durch eine Deputation des Stadtrats besichtigen, um Turnsaal und bessere Klassenräume zu beschaffen. Der alte Rektor Gröbel kam nun wirklich um seinen Abschied ein, und eine neue Rektorwahl stand bevor. Die „Bauferien" wurden bald auf acht Tage verlängert, und dann kamen wieder neue Unterbrechungen, denn nachdem man einmal zum Bessern und Umbauen gegriffen hatte, wollte es kein Ende nehmen. Heinrich freute sich zwar der bequemeren Einrichtungen, bedauerte aber die ausfallenden Stunden. Er benutzte die freie Zeit, um sich das Kunstkabinet noch vertrauter zu machen. Voll Bewunderung schreibt er über die Broncen, welche der Laokoongruppe und den Raub der Proserpina darstellen, und über die Statue der Agrippina. Ein angeborener Schönheitssinn, den er sein Leben lang gepflegt hat, ließ ihn Kunst und Natur mit den Augen des Künstlers betrachten, das tritt schon in diesen Knabenjahren deutlich hervor. Was ihm sonst an Zeit übrig blieb,

widmete er dem kleinen Bruder, mit dem er täglich „Parade" und Krieg spielen mußte, und der Politik, die ihn immer mehr packte. Im Postscript eines Briefes vom 31. Oktober heißt es: „Die Mutter hat zu Michaelis das Abonnement auf die Journale unterlassen und, da ich sie bat, wieder zu abonnieren, hat sie mich an dich verwiesen. O bitte, guter Vater, erlaube doch, daß wenigstens zu Neujahr wieder abonniert wird." Unter den Neuerungen in der Kreuzschule waren übrigens auch solche, welche den Schülern übel gefielen. „Auf die letzte Synode," schreibt Heinrich, „hatten wir eine Deputation von vier Primanern geschickt — es muß also ein kleines Schülerparlament vorausgegangen sein — um die Abschaffung eines neu eingeführten sogen. „Strafbuches" zu erlangen, was aber nicht gelang. Bei der Debatte hierüber im Lehrerconcilio (der Konrektor [Dr. Wagner], DDr. Böttcher und Sillig gegen die radikalen DDr. Köchly und Baltzer) hat auf die Äußerung des Konrektors, es gäbe ja in manchen Staaten Conduitenlisten, der Republikaner Dr. Baltzer erwidert: ‚Wenn die Fürsten solche Nichtswürdigkeiten begehen, so wollen wir ihnen nicht nachahmen.'" Inzwischen schien es, als solle die politische Spannung abnehmen; ein Teil der Truppen kehrte nach Sachsen zurück, und Treitschkes hofften bereits, den Vater, der noch immer in Altenburg stand, bald wiederzusehen. Heinrich vor allem empfand die heftigste Sehnsucht und suchte durch häufige Briefe sein Verlangen zu täuschen. „Auf dreierlei Wahlen," schreibt er am 23. November, „bin ich jetzt schrecklich gespannt: 1. auf die Präsidentenwahl in Frankreich; 2. auf die sächsischen Landtagswahlen und besonders auf die sechs Dresdner Deputierten; 3. auf die Rektorwahl der Kreuzschule. Was die französische Präsidentenwahl betrifft, so glaube und wünsche ich, daß Cavaignac gewählt wird. Für den sächsischen Landtag werden, fürchte ich, die Vaterlandsvereine, wie nach Frankfurt, wieder ihre Kandidaten durchsetzen, besonders weil Blums Tod ihnen sehr viel Anhang erworben hat."

Über die Rektorwahl will er nicht prophezeien. Er wünschte, daß Dr. Klee aus Leipzig gewählt werde, der in allen Stücken das Centrum vertrete. „Wenn Dr. Köchly das Rektorat be-

käme, so würden die alten Sprachen womöglich ganz abgeschafft, und Dr. Crahmer (aus Meißen) würde uns in die Zopfzeit zurückführen. Am liebsten wäre es uns, Dr. Sillig würde Konrektor; dann könnte ich doch wahrscheinlich ihn noch einmal in Unterprima zum Klassenlehrer haben und würde seinen herrlichen Unterricht genießen." Sillig gab den Unterricht im Vergil und in den Antiquitäten und legte den Schwerpunkt auf das Verständnis des Inhalts und auf die Realien, während der Hauptlehrer der Obersekunda, Dr. Böttcher, fast ausschließlich die syntaktisch formale Seite zur Geltung brachte. Heinrichs Jubel war daher nicht gering, als wenigstens die ihn nächst angehenden Wünsche in Erfüllung gingen und Dr. Klee wirklich zum Rektor gewählt wurde. Am 18. Januar 1849 ist er feierlich in die Kreuzschule introduziert worden. Heinrich hat dem Vater darüber in einem sehr charakteristischen Briefe berichtet:

„Die Sonne strahlt, der Schnee ist verschwunden, das Eis der Flüsse geborsten, und alles freut sich der heiteren Frühlingsluft. Aber eine schönere Freude bewegt mein Herz. Denn ich habe seit heute einen Lehrer bekommen, der uns gewiß zur Wissenschaft und zur Tugend leiten und unsere Schule heben wird. Heute früh nämlich ward der Rektor Klee in unsere Schule eingeführt. Nach einer kurzen Rede des Superintendenten[1]) trat der Rektor auf, wandte sich zuerst an den Konrektor[2]) und dankte ihm für seine Liebe, die er ihm schon, als er (der Rektor) auf der Kreuzschule Schüler gewesen, bewiesen habe (damals war nämlich Dr. Klee des Konrektors Schüler), und für die Treue, mit der er einige Zeit das Rektorat für ihn verwaltet habe. Nach einigen freundlichen Worten an die Lehrer — er wolle nur ein primus inter pares sein — sprach er von sich: er habe das Schulamt stets mit Freuden verwaltet und hoffe, die Lehrer würden ihn, solle er einmal seine Pflicht nicht ganz erfüllen, ohne alle Rücksicht daran mahnen. Endlich

[1]) Es war Dr. Christian Moritz Heymann.

[2]) Dr. Wagner.

richtete er seine Rede an uns, indem er sagte, das Gymnasium sei eine Bildungsstätte für den Geist und für den Charakter. In ersterer Hinsicht müßten zwar die klassischen Sprachen immer noch im Vordergrunde bleiben, damit wir den Geist des Altertums kennen lernten; doch fordere die neue Zeit immer gebieterischer, daß auch die praktischen Wissenschaften gleich berechtigt würden. Die Hauptsache sei jedoch die deutsche Sprache, deren Übung und Ausbildung wir nicht als eine Wissenschaft, sondern als eine heilige Pflicht und ein unschätzbares Recht des deutschen Volkes betrachten sollten. Wir müßten alles, was wir wüßten, klar und geläufig in der Muttersprache auszudrücken verstehen. Eine Charakterbildungsstätte endlich sei das Gymnasium, da es uns zu wahren, freien, rechtlichen Männern bilden solle. Da fordere er denn zuerst die strengste Wahrheitsliebe, denn nichts empöre ihn mehr als Lügen, und ohne Wahrheit könne Niemand frei sein. Dann warnte er uns vor dem Übermute der Stärkeren gegen die Schwächeren. Endlich müsse Frömmigkeit die Grundlage unseres ganzen Charakters sein, und besonders in der Freude müßten wir uns an den Geber alles Guten erinnern. Schließlich fordere er pünktlichen Gehorsam, nicht damit er sagen könne: mir folgen sie aufs Wort, sondern damit wir einst auch befehlen könnten und einen tüchtigen Charakter bekämen.

Ein solche Rede mußte natürlich uns alle mit den besten Vorsätzen und mit Liebe gegen unseren edlen Lehrer erfüllen."

Die Wahl von Klee war allerdings ein ungemein glücklicher Griff. Der kräftige, damals 42jährige Mann, zugleich Gelehrter und Pädagog, hatte auch äußerlich etwas Imponierendes. Eine entschieden männliche Natur, die mit durchgreifendem Willen große Herzensgüte verband und die besseren Schüler persönlich an sich zu fesseln verstand. Klee war, von juristischen und philologischen Studien ausgehend, auf das Gebiet der deutschen Literatur übergegangen. Als er Rektor wurde, lag bereits auf diesem Gebiete eine stattliche Reihe von Arbeiten von ihm vor, die seine gewissenhafte Editorenthätigkeit bekundeten (Gellert, Sal. Geßner, Musäus, Gustav Schwab). Sein Hauptverdienst aber war seine Mitarbeit am Grimmschen Wörterbuch, für welches

er den Goethe auszog. Jakob Grimm hat ihn den „allerfleißigsten und einsichtigsten“ seiner Mitarbeiter genannt und es als ein Glück bezeichnet, daß Goethe gerade in seine Hände gekommen sei.[1])

Durch Klee gewann der deutsche Unterricht eine ungeahnte neue Bedeutung an der Kreuzschule, und das war um so fruchtbarer, als er den jungen Leuten nicht nur Resultate seiner Studien gab, sondern sie selbst mitdenken und mitarbeiten lehrte. In politischen Fragen stand er auf einem allgemein deutschen Standpunkt, ohne jedoch an den republikanischen Idealen der Zeit teilzunehmen. Es war ganz richtig, wenn Heinrich sagte, der neue Rektor gehöre zum Centrum, er mied alles Extreme, hatte aber volles Verständnis für den feurigen Idealismus, der die besseren Köpfe jener bewegten Jahre beherrschte, und freute sich, wenn diese Gedanken und Empfindungen bei der ihm anvertrauten Jugend wiedertönten.

Mittlerweile hatte in Dresden die Bewegung einen immer radikaleren Charakter angenommen, und auch Heinrich, dem das demagogische Treiben der Vereinler zuwider war und den der ungünstige Ausgang der Wahlen besorgt machte, wußte sich der republikanischen Zeitströmung nicht zu entziehen. Nun verwahrt er sich zwar in einem Brief an den Vater dagegen, daß er, wie die ältere Schwester schreibe, republikanische Ansichten hege, aber die Ansichten, welche er in dieser Selbstverteidigung darlegt, entschuldigen mindestens das Mißverständnis der Schwester. „Ich habe gesagt,“ schreibt er, „die Republik ist unbedingt die schönste Staatsform, denn man kann sich nichts Schöneres und Erhabneres denken, als das freie Rom und sein freies Volk. Denn eigentlich ist es Unsinn, daß Könige sind, das heißt, daß Fürsten, die oft fast nur das Verdienst hoher Geburt haben, herrschen. Da aber die Republik jetzt in Deutschland unmöglich und ihre Einführung nur mit dem Sturze der Ordnung und Gesetzlichkeit verbunden sein kann, so wäre mir nichts

---

[1]) Vergl. Art. Klee von Schnorr v. Carolsfeld, A. D. B. Bd. 16 S. 70—71.

schrecklicher als jetzt die, Gott sei dank, unmögliche Einführung einer Republik." Die Schwester habe seine Äußerungen aus dem Zusammenhange gerissen. Diese kleinen Mißtöne im Hause sind aber bald geschwunden, und die weitere Entwickelung der Dresdner Ereignisse trug das ihrige dazu bei, auch diesen theoretischen Republikanismus wegzufegen, zumal der Vater sehr eindringlich zur Besinnung gemahnt hatte.

Am 31. Dezember 1848 hat Heinrich in einem Neujahrsbriefe einen Rückblick auf das scheidende Jahr geworfen und sein Unrecht offen zugegeben. „Schon wieder," schreibt er, „stehe ich am Schluß eines Jahres und zwar am Schluß des größten und merkwürdigsten meines Lebens. Die gewaltigen Stürme, die ganze Staaten aus ihren Fugen gehoben, ganze Völker unglücklich gemacht haben, sie haben auch in unseren stillen und bisher so glücklichen Familienkreis störend eingewirkt: sie haben den Vater, unsern teuren, lieben Vater aus unserer Mitte gerissen und halten ihn schon lange, ach gar so lange von uns entfernt. Ich selbst bin zwar in den Wissenschaften — das kann ich mir zugestehen — fortgeschritten; in sittlicher Hinsicht aber habe ich durchaus keine Fortschritte gemacht und meinen Eltern oft Kummer bereitet. Und ein bedeutender Grund davon ist eben die Abwesenheit meines Vaters. Das sehe ich klar und offen; denn Du würdest mich durch Deine Ermahnungen, ja durch Deine Blicke schon, von manchem Unrecht, das ich im letzten Halbjahr gethan, abgehalten haben." Der Brief geht danach auf den Geburtstag des Vaters über und klingt in fast leidenschaftlichen Beteuerungen kindlicher Dankbarkeit aus. „Mit allen Kräften will ich suchen, mich dankbar zu erweisen meinem größten Wohlthäter durch ein gutes, sittliches Betragen und durch das Streben, einst ein der Menschheit nützlicher, braver Mann zu werden." Es ist jene ernstliche Arbeit an sich selbst, die dem immer mehr zum Jüngling ausreifenden Knaben wie eine heilige Pflicht erschien und ihn jedes Abweichen als eine Schuld empfinden ließ, die ihn tief bekümmerte. Denn so wenig Heinrich Anlage zu selbstquälerischem Wesen hatte, so streng war er doch gegen sich,

wo ihm eine Verschuldung zum Bewußtsein kam, und er sah wohl ein, daß er sich in den aufgeregten Monaten des verlassenen Jahres mehr als einmal hatte gehen lassen. Ein weiteres Moment, das zur Selbstzucht und Selbstprüfung drängte, waren die Konfirmationsstunden, die mit dem Januar 1849 begannen. Die vorbereitenden Stunden gab sein geliebter und bewunderter Lehrer Dr. Helbig; der Hofprediger Käuffer, dessen Zeit beschränkt war, sollte nur den abschließenden Unterricht erteilen. Auch unter den Konfirmanden war Heinrich der bei weitem Vorgeschrittenste; er war der einzige Obersekundaner, die übrigen Schüler von der Quarta ab, so daß Dr. Helbig genötigt war, auf Dinge einzugehen, die ihm längst bekannt waren. Als im Februar Dr. Käuffer den Unterricht übernahm, fiel Heinrich anfänglich das Folgen sehr schwer; es dauerte geraume Zeit, ehe sein Ohr sich an den Vortrag gewöhnte, dann aber erschienen ihm Käuffers Stunden immer interessanter und erhebender, und er konnte bald jedes Wort verstehen. Es war für ihn eine anstrengende und angespannte Zeit; die Examina zur Aufnahme in die Unterprima standen bevor, und er hoffte bestimmt, zu Ostern versetzt zu werden. Hier aber traf ihn eine Enttäuschung. Alle Schüler der Oberprima waren am 1. April nach Leipzig abgegangen, und das hatte zu einer umfassenden Umwandlung der ganzen Schule geführt, die nunmehr statt aus zehn Klassen nur noch aus neun bestand. „Die frühere Unterprima ist Prima geworden und aus Ober-Sekunda Niemand, also auch ich nicht, gerückt. Der Rektor hielt uns deshalb eine Trostrede; er sagte, wir hätten nur den Nachteil, noch ein halb Jahr lang Sekundaner zu heißen. Zu Michaeli über ein Jahr kämen wir doch nach Leipzig, und dann sei das jetzige Obersekunda ebendasselbe, als das frühere Unterprima. Wir lesen nämlich Horaz und Livius im Latein, im Griechischen den Herodot und die Ilias, im Französischen den Alex. Dumas . . . . Ein Vorteil ist dabei, daß wir den beispiellos langweiligen Konrektor, der die Zeit mit Wortkrämerei hinbringt und jetzt unser Klassenlehrer geworden, bloß ein Halbjahr lang genießen. Du siehst also, lieber Vater, daß ich keine

Ursache habe, mir über diese Veränderung ein graues Haar wachsen zu lassen. Das würde von einem lächerlichen Egoismus zeugen. Was die Stunden anbelangt, so haben wir: 4 Stunden Mathematik, 2 Stunden Physik, 3 Stunden Deutsch, wobei freie Vorträge."

Am 3. April fand dann die Konfirmation statt. Heinrich wurde mit dem Spruch eingesegnet: „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen." Diesen Spruch hatte ihm die Mutter in die Erbauungsstunden von Schmaltz, „ein herrliches Buch, das sie mir geschenkt hat", eingeschrieben. Am 4. April nahm er mit Mutter und Schwester zum erstenmal in der Sakristei der Hofkirche am Abendmahl teil. Der Vater hatte leider fern bleiben müssen. „Wie sehr ich an jenen zwei heiligen Tagen an Dich gedacht habe, kann ich Dir gar nicht sagen. Immer drängte sich Dein teures Bild mir wieder auf, und tief fühlte ich es, daß mich Dein Segen zum Altar geleite, wenn auch, leider! nicht Du selbst." Diese kindlich gläubige Stellung ist ihm die ganze Schulzeit hindurch ungetrübt bewahrt geblieben; die Zweifel, die auch ihm nicht erspart blieben, kamen später, als Haus und Schule ihre schirmende Hand nicht mehr über ihm hielten. Auch in dieser Hinsicht hat wohl zumeist das Denken und das Beispiel des Vaters auf ihn eingewirkt, er ordnete sich ihm willig unter und ließ sein Ja und Nein dort entscheiden, wo er sich ein abschließendes eigenes Urteil nicht zutraute.

Für Herrn von Treitschke waren die Jahre 1848 und 49 gleichfalls von großer Bedeutung geworden. Der König hatte ihn am 28. September 1848 zum Obersten ernannt und ihm das Kommando des 1. Linien-Infanterieregiments übertragen. Mitte Januar besuchten ihn Frau und älteste Tochter in Altenburg, dann konnte er im Februar 1849 acht Tage bei den Seinigen verweilen und Ende März den Besuch wiederholen. „Kaum aber war er heimgekehrt, um in Leipzig den Befehl über die Halbbrigade leichter Infanterie zu übernehmen, so erhielt er einen Brief des Herzogs Ernst von Koburg vom 22. März." Der Herzog, der den Oberst von Treitschke von der

Dresdener Garnisonszeit her kannte, wünschte ihn als Freund und Ratgeber an seiner Seite zu haben, da ihm das Kommando über eine Brigade der mobilen Reichsarmee in Schleswig Holstein übertragen war. Der Wunsch König Friedrich Augusts gab den Ausschlag dafür, daß der Oberst zusagte, und so zog er mit dem Herzoge ins Feld. Heinrich von Treitschke hat uns an der Hand der Briefe und Tagebücher seines Vaters den Anteil desselben am Feldzuge und am Gefecht von Eckernförde erzählt — es sind die letzten Zeilen, die er überhaupt geschrieben hat — und so mag auf diesen Aufsatz verwiesen werden.[1]) Es ist ein Denkmal der Pietät, vom todkranken Sohne dem Andenken des verehrten Vaters gewidmet. Damals aber, im März 1849, teilte er die Sorgen nicht, mit denen die Mutter den Gatten ziehen ließ. Er war der festen Zuversicht, daß der Vater gesund heimkehren werde, und freute sich, daß ihm Gelegenheit geboten war, seine militärischen Gaben, von denen Niemand höher dachte als der Sohn, vor dem Feinde zu bethätigen. Sein Gedanke war, durch verdoppelten Eifer dem Vater Freude zu machen, und das neue Semester ließ sich gut an. Der Unterricht beim Konrektor war anregender als er erwartet hatte, und ganz besondere Freude brachten ihm die Stunden, in denen freie Vorträge gehalten wurden. Dazu kam, daß Dr. Sillig mit seinen Schülern die Ilias las und der Rektor die Literaturstunden erteilte. Er war voller Jubel über die Erstürmung der Düppler Schanzen und voller Stolz wegen der Teilnahme der Sachsen daran. Jeder Brief des Vaters war ihm ein Ereignis, und vollends als die Nachricht von Eckernförde eintraf, sah er seine Erwartungen in frohe Erfüllung gehen. Am liebsten freilich hätte er von einer großen Entscheidungsschlacht gehört, dann müßte ja auch der Vater bald wieder heimkehren.

Neben diesen Dingen begannen aber die politischen Ereignisse rings umher ihn immer mehr zu beschäftigen. Über den Verlauf der sächsischen Landtagsverhandlungen und über-

---

[1]) Hist. Zeitschr. Bd. 76 S. 238—265.

die fortschreitende Demokratisierung Dresdens hat Heinrich dem Vater regelmäßig berichtet. Er stand mit seinen Sympathieen ganz auf Seiten der Frankfurter erbkaiserlichen Partei und hatte schon Ende Januar dem Vater geschrieben, daß Dahlmann und Heinrich von Gagern seine Helden seien. „Mein Enthusiasmus für Gagern, der schon von jeher sehr groß war, steigt von Tag zu Tage, und ich bin fest überzeugt, daß Gagern den Grund zu unseres herrlichen Vaterlandes Macht und Freiheit legt." Aus den Tagen der Entscheidung in Frankfurt und Berlin haben sich leider keine Briefe erhalten. Sie haben ihm nach der ersten großen Freude eine tiefe Enttäuschung gebracht, aber er gab die Hoffnung auf eine Einigung Deutschlands noch nicht auf. Umsomehr erbitterte ihn das Verhalten der sächsischen Kammern.

Am 29. April 1849 schrieb er darüber dem Vater: „Eine Nachricht, die Dich gewiß erfreuen wird, ist die, daß unsere Kammern wahrscheinlich übermorgen oder wenigstens noch in dieser Woche aufgelöst werden. Auch hierin handelt Sachsen leider! nicht selbständig; es ahmt nur den drei Staaten Preußen, Bayern, Hannover nach, die, wie wir gestern bestimmt erfuhren, ihre Kammern auch aufgelöst haben. In den drei letzten Staaten ist die Kammerauflösung aber ein trauriges Ereignis; sie beweist nur, daß die dortigen Fürsten gegenüber ihren patriotischen Ständen die deutsche Verfassung durchaus nicht anerkennen wollen. Das sächsische Ministerium verhielt sich in der deutschen Frage schwankend, so daß selbst die Gemäßigten darüber erbittert sind. Eine Verweigerung der Annahme der deutschen Verfassung wäre sicher viel ehrenvoller. Kleinlich aber und erbärmlich ist es, daß Sachsen wartet und wartet, bis die Entscheidung kommt, um dann die Segel nach dem Winde zu hängen und demütig sich an die siegende Partei anzuschließen." Man wird heute wohl unbedingt zugeben müssen, daß der noch nicht fünfzehnjährige Politiker recht hatte, aber es ist doch erstaunlich, wenn man verfolgt, wie genau er die Zusammenhänge erkannte, soweit sie aus den Zeitungen überhaupt zu erkennen waren In fliegender Hast ist der Brief geschrieben,

der am 4. Mai dem Vater Nachricht von der in Dresden ausgebrochenen Revolution gibt: „Lieber Vater! Der König hat die Reichsverfassung nicht anerkannt, sich selbst dadurch einen tötlichen Streich und den Radikalen einen Anlaß gegeben, über Verrat zu schreien und die aufgelösten Kammern in den Himmel zu erheben. Bei der Auflösung der ersten Kammer durch den Regierungsrat Todt war ich selbst zugegen; lautlose Stille herrschte dabei! Hätte der König erst die Reichsverfassung anerkannt und dann die Kammern aufgelöst, weil sie keine Steuern bewilligt, so würden die Kammern der allgemeinen Verachtung preisgegeben worden sein und die gemäßigte Partei einen glänzenden Sieg erfochten haben! Die Minister Held, Ehrenstein und Weinlig haben ihre Entlassung. Schon vorgestern waren große Bürgerwehrversammlungen, worin eine Adresse an den König mit der Bitte um schleunigste Anerkennung der Reichsverfassung beschlossen ward. Schon Tags vorher hatte der Vaterlandsverein eine Demonstration veranstaltet, worin er die Beschlüsse der aufgelösten Kammern sämtlich anerkannte. Die Linke der aufgelösten Kammern hatte natürlich auch nicht verfehlt, durch Plakate die Gemüter zu erhitzen. Als nun gestern früh sowohl die Deputation der Bürgerwehr als des Deutschen Vereins abgewiesen worden war, sammelte sich eine große Menge Volks um das Schloß. Nachmittags beging der Kommandant der Bürgerwehr, Kaufmann Lenz, den Mißgriff, sie durch Generalmarsch versammeln zu lassen, um ihr die Antwort des Königs vorzulesen. Hierdurch ward die Stadt in Angst versetzt, und die Menge glaubte, an andern Orten sei der Aufstand schon ausgebrochen. Der König wollte auf den Königstein fliehen, aber die Menge spannte die Pferde vom Wagen und baute eine Barrikade vor das Schloßthor. Nun ward das Regiment Albert herübergeschickt. Barrikaden in Menge — gestern Abend Kartätschen und Kleingewehrsalven. Eine Menge Volks, doch auch einige vom Militär sind gefallen. Aus Radeberg und Marienberg sind Truppen hierher gekommen. Der König will durchaus nicht nachgeben. Selbst einer Deputation der Bürgerwehr-

offiziere hat er es abgeschlagen. Heute früh 4 Uhr ist er auf den Königstein entflohen."

Über den Verlauf des Dresdner Aufstandes sind wir durch zahlreiche Darstellungen genau orientiert, am besten wohl durch das Buch des Grafen Waldersee: „Der Kampf in Dresden im Mai 1849", Berlin 1849. Die lebendigen, unter dem frischen Eindruck des Augenblicks niedergeschriebenen Schilderungen Heinrich von Treitschkes behalten trotzdem ihren historischen Wert und sind für ihn selbst viel zu bezeichnend, als daß sie übergangen oder durch ein Referat abgeschwächt werden durften. Das nächste Schreiben datiert vom 6. Mai:

Dresden, am 6. Mai 49.

Lieber Vater!

Es ist jetzt das erstemal in meinem Leben, daß ich einen Krieg, nein, was noch schlimmer ist, einen Bürgerkrieg mit allen seinen Folgen vor Augen habe. Gestern, zu der Zeit, wo wir sonst die Kirche zu besuchen pflegten, loderten verzehrende Flammen empor aus dem alten Opernhause, das von dem Volke mit Pechkränzen angezündet worden. Es war ein schauerlicher und doch schöner Anblick, das glühende Feuer hinter den grauen Gewölben des Schlosses und der katholischen Kirche hervorbrechen und im Kampfe mit dem dichten Dampfe zum Himmel aufschlagen zu sehen. Durch diesen Brand ist ein Teil vom Naturalienkabinet abgebrannt. Heute, wo ich eigentlich (vormittag 9 Uhr) in der Schule sein sollte, schreibe ich Dir; die andern horchen auf das Geschütz- und Kleingewehrfeuer, das von früh $4^1/_2$ Uhr an gedauert hat und, nach einiger Unterbrechung, soeben heftig wieder beginnt.

Von der deutschen Verfassung ist bei dem Kampfe gar nicht mehr die Rede. Niemand kann deren ungesäumte Anerkennung mehr wünschen als ich; aber wenn Menschen wie Tzschirner und Heubner[1]) dieselbe zum Vorwande für ihre republikanischen Gelüste und für ihre selbstsüchtigen Zwecke

[1]) Beides Abgeordnete des sächsischen Landtages und Mitglieder der provisorischen Regierung.

gebrauchen, so weiß ich, was man von dem Kampfe zu halten hat. Das ist aber sicher: mit Jubel wird der König auf keinen Fall empfangen werden; und verloren hat er durch diese Ereignisse sehr in den Augen aller Vernünftigen. Denn erkennt er die Verfassung nicht an, so bricht das Feuer des Aufstandes über kurz oder lang mit verdoppelter Heftigkeit wieder los; nimmt er die Verfassung an, dann kann man mit Recht fragen: wozu das viele Blutvergießen? — Unter der provisorischen Regierung der drei Konsuln Tzschirner, Heubner, Todt steht als Militär-Oberkommandant der Aufständischen der Oberstleutnant Heintze, der früher in griechischen Diensten gestanden hat, dann als Rittergutsbesitzer in der Nähe von Borna in die erste Kammer gewählt wurde. Man muß auch gestehen, er macht seinem Amte alle Ehre, denn alle Zugänge zum Altmarkte sind bis auf die kleinsten Nebengäßchen verbarrikadiert. Hat das Militär am Abende die Barrikaden demoliert, so stehen am nächsten Morgen wieder neue da. Dennoch steht die Sache des Militärs, das vom Minister Rabenhorst nach einer ausgezeichneten Disposition geleitet wird, gut, denn das Zeughaus, das neulich von Kommunalgarde und abtrünnigen Soldaten gemeinschaftlich besetzt worden, ist, da diese Soldaten zu ihren Fahnen zurückgekehrt sind, wieder in den Händen des Militärs; auch der Neumarkt, die Augustusstraße und, soviel ich weiß, die Schloßgasse sind in seiner Gewalt; ferner hat es die große Barrikade am Hotel de Saxe erstürmt, wobei dieses Hotel und Stadt Rom fast demoliert worden sind. Ähnlich ist es dem von Turnern besetzten Turm am Eingange der Allee ergangen, der von Bomben ganz zerschossen ist Die Großtante bedaure ich sehr: sie wohnt ja dicht daneben. Außer dem halbverbrannten Naturalienkabinet haben wir noch die Beschädigung der Bildergalerie zu bedauern, aus welcher das Militär immerwährend gefeuert hat. — Der General Homilius ist von Freiberger Bergleuten aus einem Böller mit einem viereckigen Eisenstücke so gefährlich verwundet worden, daß er jedenfalls sterben wird. Der Oberst Friderici ist nur durch ein Wunder dem Tode entronnen; denn eine Menge Turner, welche trefflich schießen,

haben, wie mein Freund Heyne von einem derselben gehört hat, schlagfertig dagestanden, um ihn, sobald er um eine Ecke gehen würde, zu erschießen. — An der Kreuzschule sind zwei große Barrikaden; Alumnen und der Hausmann, die der Rektor wegen des Pöbels nicht hat abhalten können, haben dort aus den Bänken der Schule dieselben gebaut, unter Leitung unseres ersten Mathematikus Dr. Baltzer[1]). Ich will Dir nun gestehen, lieber Vater: ich würde bestimmt nach Altstadt gegangen sein, um mir die Barrikaden u. s. w. anzusehen; ich hatte aber der Mutter mein Wort gegeben, und das hielt fester als alle Banden

Deinen treuen Sohn

Heinrich.

P. S. Oberstleutnant Heintze ist gefallen. Tzschirner hat umsonst versucht, zu fliehen. Zum zweitenmale hat Rabenhorst soeben die Kapitulationsvorschläge zurückgewiesen.

Dresden, am 7. Mai 49, früh $^1/_2$ 9 Uhr.

Lieber Vater!

Dies ist schon der dritte Brief, den ich Dir während der Unruhen schreibe; er kommt aber vielleicht wegen der guten Gelegenheit (durch den General Holtzendorff) noch eher als die beiden ersten an. Geschütz- und Kleingewehrfeuer donnert heftig, hinter der kath. Kirche steigt Rauch auf; denn das Schloß oder das Prinzenpalais brennt. Die ganze Nacht hindurch hat das Hotel de Pologne (?) oder die Stadt Gotha — kurz ein Teil der Schloßgasse — in hellen Flammen gestanden. Gestern hat

---

[1]) Hier liegt offenbar ein Irrtum Treitschkes vor. Er gibt ein falsches Gerücht wieder, das in Neustadt-Dresden verbreitet war. Umfragen, welche der Sohn Dr. Baltzers angestellt hat, ergaben, daß jener Barrikadenbau der Alumnen unter Leitung ihres Mathematikus nicht stattgefunden hat.

Baltzer ist von Treitschke stets sehr hochgeschätzt worden. 1883 schreibt er in den preußischen Jahrbüchern: „Wir besaßen einst als Primaner an R. Baltzer einen ausgezeichneten Lehrer der Mathematik, der sein damals noch mißachtetes Fach unter uns zu Ehren brachte.“ Baltzer starb 1887 als Professor in Gießen.

das Militär zwar keine großen Fortschritte gemacht; es befindet sich aber dennoch in günstiger Lage; denn die große Seilersche Spiegelfabrik an der Post ist gestern nach unglaublich mörderischem Kampfe in der Soldaten Hände gefallen. Wir können also hoffen, bald vielleicht Briefe zu erhalten, da eine Menge Briefe, worunter wahrscheinlich auch ein Brief von Dir, in jenem Posthause liegt. Jetzt müssen alle Briefe unfrankiert in den Briefkasten der Leipziger oder der Schlesischen Bahn gelegt werden. Die Postexpedition ist auf der Antonstraße.

Todt ist entflohen, Tzschirner an der Flucht von seinen eigenen Genossen verhindert worden; Heintze nicht gefallen, wie ich Dir schrieb, sondern bestimmt gefangen; dem Turnerhauptmann Dr. Munde sind beide Beine zerschossen. Gefangene werden immerwährend eingebracht; da in der Strafanstalt, wo 50—60 Gefangene liegen, kein Platz mehr ist, so werden die seit vorgestern Gefangenen auf das Rathaus gebracht. Junge Menschen in meinem Alter sind in Menge darunter, gerade diese schlagen sich am besten, und einige Turner haben sich, um der Gefangenschaft zu entgehen, vom Boden eines Hauses herabgestürzt. Gestern hatte das Militär 74 Tote und Verwundete, worunter zwei preußische Offiziere; heute muß der Verlust schon 80 übersteigen. Die Truppen schlagen sich ausgezeichnet, besonders die Schützen, welche, wie ein Arbeiter sagte, „wie die Teufel schießen.“ Das Militär wird übrigens furchtbar angestrengt; so sprach ich gestern mit einem preußischen Füselier, der 13 Stunden lang ununterbrochen im Feuer gestanden hatte.

Auch in Leipzig sind Unruhen, aber sehr unbedeutende, ausgebrochen. Der Rat hatte nämlich das vortreffliche Auskunftsmittel ergriffen, sich bei dem Konflikte von Krone und Volk unter den unmittelbaren Schutz der Centralgewalt zu stellen. So wußte also die Kommunalgarde, als Unruhen entstanden, daß sie es mit Republikanern zu thun hatte, schoß tapfer zu, und es ist in Leipzig, nachdem von hier aus zwei Kompagnien Schützen dort eingerückt sind, die Ruhe wieder hergestellt. Hier aber rast der wütende Kampf schon sechs Tage lang, und unter zwei Tagen kann er nicht enden. — Auch hier, in unserer ein-

samen Vorstadt, stehen überall Patrouillen, die in der Nacht auf jeden, der auf ihren Ruf nicht steht, feuern. Die Verpflegung der 6—8000 Mann Truppen, welche jetzt hier stehen, ist den Militärbehörden unmöglich geworden. Deshalb hat das Gouvernement befohlen, jeder solle nach Kräften warme oder kalte Speisen dem Militär schicken. Da die Namen aller Geber genau aufgezeichnet würden, hätten die Saumseligen zu gewärtigen, daß das Militär ohne Umstände Speisen bei ihnen requiriere. In Altstadt ist das Unglück vieler Familien grenzenlos; der Kaufmann Lenz z. B. hat mit Mühe das Leben gerettet; sein ganzes Quartier ist demoliert, seine Waren zu den Barrikaden verwendet, kurz, der sonst so wohlhabende Mann ist an den Bettelstab gebracht. — Wir haben doch in diesem und letzten Jahre viele Straßenkämpfe erlebt; aber so lange hat sich eine Stadt, aus der das Militär nicht vertrieben worden, noch nicht gehalten. Fast noch schlimmer aber wird der Zustand nach Besiegung der Stadt sein; denn nimmt der König die Verfassung auch dann nicht an, so wird eine unheilvolle Gährung hier herrschen, und wohl können sich dann die Wiener Ereignisse, Erschießung von Offizieren und Schildwachen, hier wiederholen.

Dein treuer Sohn

Heinrich.

9. Mai, früh 10 Uhr.

Friede! Friede! Fröhlich weht die weiße Fahne von dem Kreuzturme herab! Nach sechs Tagen fürchterlichen Kampfes endlich Friede! Gott wollte das unglückliche Dresden nicht ganz untergehen lassen! Hätte sich die Stadt bis heute um 2 Uhr noch nicht ergeben, so wäre sie in Grund und Boden geschossen worden. Aber teuer, teuer ist dieser Friede, der vielleicht auch noch großes Unheil bringen kann, erkauft. Der Kampf an diesem Morgen war beispiellos mörderisch und hat fast ebensoviel Tote gekostet als die vergangenen fünf Tage zusammen. Besonders die Preußen haben schrecklich gelitten; sie haben geäußert, die Kämpfe in Berlin, denen das hier stehende Regiment auch beigewohnt hat, seien ein Kinderspiel

gegen die Dresdner Kämpfe. Jedes Haus ist mit Sturm genommen worden. Tzschirner soll auf der Bautzner Straße gefangen worden sein, als er sich verkleidet hat aus der Stadt stehlen wollen. Die erste Gefahr ist nun, Gott sei Dank, vorüber, möge aber der Friede auch Segen bringen! Und daß nur nicht jetzt eine Gährung im Lande entstehe, fast noch furchtbarer als der Kampf selbst! Alles dies kann der König durch die Annahme der Verfassung ablenken. O, möge Gott ihn erleuchten, daß er das Wohl Sachsens, das Wohl Deutschlands bedenke. Dies ist der innigste Wunsch

Deines treuen Sohnes

Heinrich.

Aus dem Jahre 1849 haben sich nur noch drei Briefe Heinrichs erhalten. Sie erzählen von dem Verlauf der Dresdener Untersuchung und von der allmählichen Rückkehr zu geordneten Verhältnissen. Auch die Kreuzschule war ganz direkt von den Folgen des Aufstandes betroffen worden. Dr. Köchly, der an der Revolution den thätigsten Anteil gehabt und die Einsetzung der provisorischen Regierung vor dem „Volke" proklamiert hatte, war flüchtig geworden und glücklich nach Brüssel entkommen. Man hatte einen Steckbrief hinter ihm erlassen, aber das Signalement war, wie Heinrich nicht ohne Entrüstung dem Vater schreibt, so erbärmlich, daß der Verdacht nahe lag, man habe ihn und die anderen Häupter der Verschwörung nicht fassen wollen. Dem Mathematiker Dr. Baltzer wurden zur Freude Heinrichs, dem seine Mathematik- und Physikstunden besonders lieb waren, von Rektor und Regierung auch keinerlei Verlegenheiten bereitet. Noch größer war die Beteiligung der Schüler gewesen. Ein Untersekundaner war auf den Barrikaden gefallen, ein anderer hatte die provisorische Regierung nach Freiburg begleitet, wieder andere waren entflohen, darunter einer gar in Mädchenkleidern; sie kehrten jetzt alle wieder zurück. Einen Antrag des Konrektors und des Dr. Böttcher, die am Barrikadenkampfe beteiligten Schüler zu relegieren, wies Rektor Klee entschieden zurück, „weil man eine That, die doch bei Schülern nur aus Unbesonnenheit hervorgegangen sei, unmöglich sofort bestrafen könne,

um so mehr, da selbst das Gericht die Minderbeteiligten sogleich freigebe und nur die Anführer zur Rechenschaft ziehe." Der Unterricht nahm wieder seinen regelmäßigen Gang. Aber die Anwesenheit der preußischen Truppen, die noch bis zum 15. August in Dresden blieben, gab doch ein ungewohnt lebhaftes militärisches Treiben, und Heinrich ließ die Gelegenheit nicht vorüberziehen, sich die preußischen Regimenter genau anzusehen. Es waren erst das Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment und die 24. Füsiliere nebst Pionieren gewesen, später kamen Kavallerie und Landwehr hinzu, bis nach Abschluß des Waffenstillstandes vom 10. Juli die sächsischen Truppen allmählich an die Stelle der preußischen rückten. Bald danach kehrte auch Herr v. Treitschke nach Dresden zurück, nachdem er fast ein Jahr fern gewesen war. Herzog Ernst hatte ihm das Kommandeurkreuz I. Klasse des ernestinischen Hausordens verliehen, der König das Ritterkreuz des Heinrichsordens, den höchsten militärischen Orden des Königreichs, denselben, der 1870 die Devise: »virtuti in bello« erhielt. Am 15. Juli machte ihn der König zum Chef des neu zu errichtenden Generalstabs, und Ende September wurde er zum General-Major befördert, lauter Auszeichnungen, die wohl beweisen, daß er mehr als nur seine Pflicht gethan hatte. Auch war Heinrich nicht wenig stolz auf seinen „herrlichen" Vater; die Hauptsache aber war ihm, daß der Vater wieder bei ihm war und er in alter Weise mit ihm seine Gedanken austauschen konnte. Die Jahre 1848 und 49 hatten den ohnehin geistig und körperlich ungewöhnlich entwickelten Knaben zum Jüngling heranreifen und ihm, der alles mit einem heiß empfindenden Herzen auffaßte, die großen Probleme der deutschen Gegenwart als „das Problem" erscheinen lassen, an dessen Lösung jeder echte Deutsche zu arbeiten die heilige Pflicht habe. Die republikanischen Verirrungen, die, wenngleich nur von weitem, auch an ihn herangetreten waren, hatte er mit der mannhaften Entschlossenheit seines Wesens völlig abgestreift, aber auch die naive Befriedigung am Bestehenden war ihm verloren gegangen. Merkwürdig scharf erkannte er die Mißgriffe und Fehler, in welchen die Staatskunst der Zeit sich bewegte, und das hohe Ideal, das

in Frankfurt verkündigt ward, ging ihm nicht verloren. Das einige Deutschland blieb ihm das Ziel und trotz allem Preußen das erlesene Werkzeug der Vorsehung zur Vollendung dieser Einheit.

Das Schulleben in seinem gleichmäßigen Verlauf führte ihn nunmehr schnell der Universität entgegen. Am 28. September 1849 war er nach vortrefflich bestandenem Examen in die Prima versetzt worden, er rechnete mit Bestimmtheit darauf, ums Jahr mit dem Reifezeugnis entlassen zu werden. Auch hat er seinerseits nichts versäumt, dieses Ziel zu erreichen. Aber auf Rat des Rektors Klee beschlossen die Eltern, als die Zeit herannahte, ihn noch ein halbes Jahr länger in der Schule zu lassen. Es fiel ihm ungemein schwer, die Enttäuschung zu überwinden, er war verstimmt „bis zur Unliebenswürdigkeit“, aber die Eltern und der Rektor hatten gewiß recht gehabt Heinrich war im Oktober 1850 eben erst 16 Jahre alt geworden, und wenn er auch in seiner äußeren Erscheinung weit mehr den Eindruck eines „wenn auch jungen, so doch ernsten Gelehrten machte“, so bedurfte er doch dringend einer Erholungs- und Ruhepause, ehe man ihm, der stets die Neigung hatte, zu viel zu arbeiten, die volle Freiheit geben durfte, über seine Zeit zu bestimmen. Im Juli und August hatte er Karlsbader Wasser getrunken, Ende September und die ersten Tage des Oktober verbrachte er in Niemegk, dem Gut des Onkels Oppen (bei Bitterfeld), und dann kam endlich das letzte Schulsemester, in welchem er als primus omnium, ohne viel durch Schularbeiten in Anspruch genommen zu werden, alle Gelegenheit fand, seine Schulbildung zu erweitern und zu vertiefen. Den Kameraden war er vor allem Geschichtskundiger und Redner und, wo es galt, der mutige und geschickte Vertreter der Klassenehre nach außen wie den Lehrern gegenüber. Hultsch, der nächst Treitschke der beste Schüler der Prima war, hat uns darüber eine charakteristische Anekdote erzählt. Der uns schon bekannte Mathematiker Baltzer führte, wie es ja nicht selten ist, einen aufreibenden und seiner Meinung nach hoffnungslosen Kampf mit der mathematischen Unfähigkeit der Mehrzahl seiner Schüler. Treitschke gehörte nun zu den guten Mathematikern und hatte auch in

diesem Fach alle Schwierigkeiten spielend überwunden, so daß Tadel und Mißstimmung des Lehrers ihn jedenfalls nicht mit betrafen. Nun geschah es, daß einst einer der Schüler durch eine malerisch zu talentvolle Zeichnung einer physikalischen Aufgabe den Zorn Baltzers erregte und dieser darauf einige heftige Worte über die Dummenjungenstreiche sagte, „die in dieser Prima vorkämen". Die Klasse meinte, sie dürfe das nicht auf sich sitzen lassen, und beauftragte Treitschke, in der nächsten Stunde Baltzer zur Zurücknahme dieser beschimpfenden Bemerkung zu bewegen. Dieser Aufgabe entledigte sich Treitschke so freimütig und zugleich so taktvoll, daß Lehrer wie Schüler mit dem Erfolge zufrieden sein konnten. Er begann mit bewegter Stimme, bedauerte, daß einer von ihnen Anlaß zum Tadel gegeben hatte, schloß aber mit der bestimmten Bitte, daß das ehrenrührige Wort zurückgenommen und die Primaner künftig wie gebildete, junge Leute behandelt werden möchten. Baltzer entsprach dieser Bitte ebenso liebenswürdig wie taktvoll, ohne seiner Autorität etwas zu vergeben, und damit war das gute Einvernehmen zwischen Klasse und Lehrer besser gesichert, als es je vorher der Fall gewesen war.

Auch ein freier Vortrag Treitschkes über die Politik Österreichs und Preußens am Ende des 18. Jahrhunderts ist den Mitschülern im Gedächtnis geblieben. Es war eine feurige Apologie für eine Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, gewiß ein Zeichen erstaunlicher politischer Selbständigkeit, wenn man sich erinnert, daß im November 1850 Sachsen mobil gemacht hatte, um mit Österreich gegen Preußen ins Feld zu ziehen. Im März 1851 kamen die Abgangsprüfungen. Als Thema für die Schlußarbeit im Deutschen war der Goethesche Spruch gewählt worden:

„Wer recht will thun immer und mit Lust,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust."

Ein Auszug, den Hultsch aus dieser Arbeit Treitschkes mitteilt, ist überaus charakteristisch für ihn, weil er, wenn auch mit dem Pathos des Sechzehnjährigen, einer Empfindung Ausdruck gibt, die für sein ganzes Wesen bezeichnend ist. Es ist,

fast möchte man sagen, ein Hymnus auf die Durchdringung jeder Lebensthätigkeit durch den Gedanken der Liebe: Liebe zum Beruf, zum Vaterlande, zu Gott schärft den Blick zur Erkenntnis des Idealen und führt „mit freudig ernster Begeisterung unbeirrt und sicher dem hohen Ziele entgegen“. Und das war ja im letzten Grunde die Kraft, die sein ganzes Leben durchgeistigt und erfüllt hat, Liebe und unbedingte Wahrhaftigkeit, nur daß die erste ihn, wo es not that, auch zum leidenschaftlichen Hasser machen konnte, und daß, wo die zweite fehlte, er unerbittlich streng und rücksichtslos durchzugreifen pflegte.

Am 26. März 1851 fand der Schlußactus statt und zwar, weil die Räume der Kreuzschule nicht reichten, im Stadtverordnetensaale. Heinrich von Treitschke erhielt das beste Zeugnis, das die Schule zu vergeben hatte, die Eins mit dem Stern.

Das Zeugnis bemerkt, er wolle Geschichte studieren, habe sich in allen Fächern inprimis idoneam scientiam erworben, was aber die Geschichte betreffe, „ad illud studium in academia inchoandum inprimis (1*) maturum judicavimus“.

Beim Festactus deklamierte er ein von ihm selbst verfaßtes Gedicht, das in drei Bildern den Sieg der Ditmarschen über die Dänen in der Hemmingstedter Schlacht, danach der Dänen Rache und im nicht mißzuverstehenden Ausblick des Schlußgesanges den traurigen Ausgang Schleswig-Holsteins behandelte. Treitschke hat diesen Cyklus in die Sammlung seiner „Vaterländischen Gedichte“ aufgenommen und hat vor dem Druck bestimmt viel daran gefeilt. In der Hauptsache aber ist es gewiß dieselbe Dichtung, die er damals vortrug. Er hat in seine Verse die volle Glut der Empfindung gelegt, mit welcher er vor wenigen Jahren die Kämpfe Schleswig-Holsteins begleitet hatte, und die politische Sehergabe, die ihm vor anderen eigen und deren Quell eben jene Zuversicht politischer Begeisterung war, von welcher er nicht gelassen hat bis zuletzt, klingt deutlich — verheißend und mahnend aus den Schlußstrophen des Gedichtes:

„Hier sank ein Volk von Helden, gefällt im falschen Streit,
Und seine Mörder treiben Gespött mit seinem Leid . . .

Und wähnt ihr, solche Wunden verharrschten allgemach?
O Thoren! Nichts ist ewig wie eines Volkes Schmach!
Wohl ist's an uns zu beten zu unserm alten Gott:
Was blieb' uns sonst noch Trostes bei un'rer Feinde Spott?
Wohl ist's an uns zu ringen nach starker Rüstigkeit,
Daß wir nicht schwach versinken im feigen Weh der Zeit:
Daß einst die große Stunde uns finde recht bewehrt,
Die wilde Schmach zu tilgen mit wildem Rächerschwert!
Ja, tobt nur, tobt, ihr Wogen, schlagt wild an unsern Kiel —
Wir bringen's doch zu Ende, wir kommen doch zum Ziel!" [1])

Drittes Kapitel.

Bonn.

So waren denn endlich die goldenen Tage der Studentenfreiheit doch gekommen. Heinrich war am 26. April mit geringem Gepäck aufgebrochen, seine Siebensachen, Bücher, Wäsche, Kleidung sollten in einer besonderen Kiste nachfolgen. Die gute Mutter hatte ihn aufs Sorgfältigste ausgesteuert, der Vater ihm einen Jahreswechsel von 300 Rthlr. zugesichert — eine große Summe, wie ihm schien, die aber niemals recht reichen wollte. Aber damals, als er Dresden verließ, um in einem Coupé dritter Klasse über Magdeburg und Hannover seinen Weg nach Bonn zu nehmen, kam er sich reich vor und noch weit

[1]) In dem Beustschen Buch „Aus drei Vierteljahrhunderten" Bd. I S. 153 befindet sich die folgende Aufzeichnung, die den Schüler Treitschke betrifft: „Ich weiß jede ehrliche Überzeugung zu achten, und daß diese und nicht Strebertum den Impuls zu seinem (Heinrich von Treitschkes späterem) literarischem Vorgehen gab, das habe ich, der ihm persönlich unbekannt blieb, zufällig zu erkennen Gelegenheit gehabt, und zwar indem ich 1849 als damaliger Unterrichtsminister einem Actus der Dresdener Kreuzschule anwohnte, worin der damalige Primaner seiner Begeisterung für deutsche Einheit beredten Ausdruck gab." Hier muß ein Irrtum Beusts vorliegen. Treitschke wurde erst im Herbst 1849 nach Prima versetzt, die Actusreden aber hielten die abgehenden Primaner. Vielleicht liegt eine Verwechslung der Person vor, oder aber die Erinnerungen Beusts sind auf den März 1851 zu beziehen.

reicher an Hoffnungen und Erwartungen. Er hat den Verlauf der Reise ausführlich geschildert; es schien ihm alles bedeutend und der Beachtung wert: ein französisches Proletarierpaar, das sich erst prügelte und dann einträchtig schnarchte, ein selbstbewußter französischer Lion, ein Russe, dem der Kopf voller Eisenbahnprojekte steckte, ein Student, der, wie er selber, nach Bonn wollte und dem Hochaufhorchenden viel Interessantes von Professoren und Studenten zu erzählen wußte, und was sich sonst auf Reisen zusammenzufinden pflegt. Nach kurzer Rast in Hannover begann die Landschaft reizvoller zu werden, Bückeburg, die Porta Westphalica, Minden, und wenn ihn auch die Zollplackereien ärgerten, die ihm bei der Fahrt durch das Territorium von „vier deutschen Großmächten, die jede einem andern Zollverbande angehörten", nicht erspart blieben, die Laune ward ihm dadurch nicht verdorben, und seelenfroh hielt er trotz Sturm und Regen abends $7^1/_2$ Uhr seinen Einzug in Bonn. Ein Gentleman in Zeugstiefeln, feinem Burnus und Vatermördern erbot sich, ihm ein Quartier zu besorgen und präsentierte sich zugleich als Wichsier. Auf seine Empfehlung hin mietete Heinrich eine Wohnung im ersten Stock des Hauses 1097 (in der Brüdergasse), und bis auf den hohen Mietspreis von fünf Thalern monatlich erschien ihm alles vortrefflich: das Quartier reizend, die Wirtsleute anständig und dienstfertig. Ihm gefiel ihr schönes Deutsch, und wenn er sie gleich „furchtbar bigott" fand, so ließ doch alles andere nichts zu wünschen übrig. Der erste Gang am andern Morgen galt der Besichtigung der Stadt und trotz des „gräslichen" Wetters auch der nächsten Umgebung. Einen großen Eindruck machte ihm der Blick vom Hofgarten aus. Er glaubte sich auf die Brühl'sche Terrasse versetzt, und die Weinberge jenseits des Rheins erinnerten ihn an die Loschwitzer Berge. „Rechts aber das Siebengebirge in seiner ganzen Pracht und Größe, Drachenfels, Rolandseck, Godesberg mit ihren altersgrauen Türmen, Weinbergen, wie mit Schnee bedeckten Bäumen, und unzählige andere Berge in großartigen, abenteuerlichen Gestalten winkten herüber und schienen lächelnd auf ihre luftigen Höhen einzuladen; und als dann ein Gewitter vor die Sonne

trat, da schienen sie drohend näher zu treten, wie warnende Mahner — kurz, es war ein Anblick, wie ich noch keinen zweiten in meinem Leben gehabt." Am 30. April fand dann die Immatrikulation durch den Rektor Argelander statt: „ein schlichter und biederer Mann, zu dem ich," wie er bezeichnend schreibt, „im ersten Augenblick schon das größte Zutrauen faßte." Der vir nobilissimus Henricus Gotthardus de Treitschke wurde als studiosus historiae et cameralium immatrikuliert. Er hatte eine Empfehlung an den Rechtshistoriker Eduard Böcking mitgebracht und wurde von ihm ungemein liebenswürdig empfangen; Böcking sah seinen Studienplan durch und bewog ihn, wenigstens einen Teil der in Sicht genommenen Vorlesungen aufzugeben. Es blieb immer noch genug übrig: Böcking Institutionen sechs Stunden, mittelhochdeutsche Grammatik und deutsche Mythologie bei Simrock sieben Stunden, Geschichte der französischen Revolution und historische Übungen bei Loebell,[1]) Aristoteles Politik bei Bernays drei Stunden, Dahlmann Abschnitte aus der skandinavischen Geschichte eine Stunde; das machte vier Stunden täglich, und später kamen noch zwei Stunden bei Ernst Moritz Arndt hinzu, der unter ungeheurem Zudrang über „die Ursprünge und Hauptbestandteile der europäischen Völker" las. Treitschke besuchte seine Vorlesungen „nicht um etwas zu lernen, denn er bringt centies lecta", sondern um sich an der jugendlichen Rüstigkeit des 83jährigen zu erfreuen. Überhaupt waren die Eindrücke, die er von den Professoren empfing, sehr günstig. Gleich in den ersten Tagen hatte er den Juristen Perthes aufgesucht, der ihn in sein Haus zog, das eine angenehme Geselligkeit und die Gelegenheit bot, nützliche Bekanntschaften zu machen. Den größten Eindruck aber machte Dahlmann auf ihn. Der 65jährige Mann, der trotz der schweren Erfahrungen seines Lebens noch kein graues Haar hatte und dessen düsteres Wesen nicht zu Vertraulichkeiten aufforderte, wurde fast herzlich gegen ihn, nachdem er den Empfehlungsbrief des Rektors Klee gelesen hatte. Er „sprach mit ganz eigenem Wesen zu mir, es stehe viel Rühm-

[1]) Vermutlich sieben Stunden, wenn nicht noch ein anderes Kolleg hinzukam, das Treitschke nicht aufführt.

liches für mich d'rin; ich solle so fortfahren, um meinem Vaterlande zu nützen. Und als er mir dann die Hand gab und mich mit einem durchdringenden Blicke ansah, ward mir ganz eigen zu Mute; es war ein Augenblick, wo ich deutlich mir bewußt ward, wie viel ich zu thun habe, und den festen Entschluß faßte, zu leisten, was ich leisten kann. Und nun vollends Dahlmanns Behandlung der Geschichte. Diese Klarheit und Kraft der Sprache, dieser gänzliche Mangel an leeren Phrasen und prunkenden Redewendungen; klar und schmucklos fließt seine Rede, nur hie und da unterbrochen durch ein geistreiches Wort, über dessen inhaltsreiche Kürze man stundenlang nachdenken kann." Von dem studentischen Treiben hielt Heinrich sich anfangs fern. Die Korps mißfielen ihm in ihrem aristokratischen, oft liederlichen Treiben durchaus, unter den Burschenschaften zog ihn auch zunächst keine einzige sonderlich an; jedenfalls wollte er sorgfältig prüfen, ehe er sich einer Verbindung anschloß; er fürchtete, an seiner Freiheit zu verlieren, und fand volles Genüge an seinen Studien und an der herrlichen Natur. Sein Hang zu einsamen Spaziergängen, bei denen er ungestört seinen Gedanken nachgehen konnte, überwog zunächst noch, und es mochte nicht unwesentlich dabei mitspielen, daß er einen schweren inneren Kampf auszukämpfen hatte. Die Erwartungen, welche er an die Vorlesungen geknüpft hatte, waren so hochgespannt gewesen, daß er bittere Enttäuschung empfand, als sich bald herausstellte, daß er die meisten Professoren nur sehr schlecht, einige gar nicht verstehen konnte, so daß er oft während eines ganzen Kollegs kein einziges Wort auffangen konnte. Das machte ihn ganz trostlos. „Ich verstehe mich selbst gar nicht mehr; ich kann nicht begreifen, daß ich im allgemeinen so froh und heiter und oft wieder so grenzenlos unglücklich mich fühlen kann: aber ich will mich nicht werfen lassen." An Nachschreiben war nicht zu denken, da er stets die Hand am Ohr halten mußte; ein Glück noch, daß sein Freund Alfred Gutschmid, mit dem er die Wohnung teilte, meist dieselben Vorlesungen hörte und er sich so an dessen musterhaft geführte Hefte halten konnte. Immerhin war es doch nur ein dürftiger

Ersatz. Das Schlimmste aber war, daß ein berühmter Bonner Ohrenarzt, Dr. Wolff, an den er sich auf den Rat von Perthes und Böcking gewandt hatte, ihn höchst oberflächlich und abweisend untersuchte, so daß er nicht das geringste Vertrauen zu ihm fassen konnte. Er richtete nun seine Hoffnung auf ein damals viel gepriesenes Gehörrohr, Abrahams porte-voix, und bat die Eltern, in Dresden Erkundigungen über den Wert dieses Instruments einzuziehen. „Ich will," so schließt er, „den Mut nicht sinken lassen, und Gott wird weiter helfen."

Der Vater tröstete. Auf den Rat eines angesehenen Dresdner Arztes wies er ihn an den Chirurgen Dr. Wutzer, und der verstand, worauf es vor allem ankam: ihm wieder Hoffnung zu geben. „Gewiß," schreibt Heinrich darauf dem Vater, „ich will nicht erschlaffen und mit Gottes Hilfe werde ich es auch nicht. Kommt es mir doch oft vor, als sei auch dieses Leiden nur ein Glück für mich gewesen; wie die Schelle den Sklaven, mahnt es immer an eine höhere Macht; und wenn ich mich frage, ob die Stunden, die ich im Gebet um Erlösung von meinem Leiden oder im Kampfe mit Schwäche und Mutlosigkeit deshalb zugebracht, unglücklich gewesen, so kann ich sicher nicht mit „ja" antworten." Der Spruch: „Denen, die an Gott glauben, dient alles zum Besten",[1]) schien ihm die Lösung dieses Problems und im Grunde auch den Hegelschen Satz in sich zu schließen: „Was ist, ist vernünftig, und was vernünftig ist, ist." In keinem Fall will er den Weg gehen, den viele seiner Freunde eingeschlagen haben, „die daran verzweifeln, zu einer Konsolidation der Begriffe zu gelangen, und deshalb jedes Denken über die höchsten Dinge aufgeben, sich von aller Teilnahme an Deutschlands Geschicken abwenden und an ihrem Vaterlande verzweifeln, während sie in der Wissenschaft schließlich das Ziel mit der Arbeit des Handlangers verwechseln". Sein Ziel war das Höchste, sich heranzubilden zu künftiger That und zu leisten, was irgend seine Gaben und ein entschlossener Wille ihm als möglich und erreichbar wiesen.

[1]) Ein Gedächtnisfehler. Der Spruch (Römer 8, 28) lautet: „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen."

Dabei hat Heinrich von Treitschke, wenn auch das Studium fast seine gesamte Zeit in Anspruch nahm, sich keineswegs in der Welt der Bücher vergraben. Der Kreis seiner Bekannten war allmählich gewachsen, und da auch Dr. Wutzer ihm viel Bewegung vorschrieb, hat er die Umgegend Bonns recht gründlich und mit offenem Sinn durchwandert. Schon in diesem ersten Semester ist er zweimal in Köln gewesen, und der Eindruck, den der Dom auf ihn machte, war ein gewaltiger. Das äußerliche Treiben des katholischen Ceremonialdienstes freilich widerstrebte seiner ganzen Natur, aber wenn er im Dom Hunderte im stillen Gebet knieen sah oder wenn die Orgel durch die mächtigen Räume tönte, fühlte er sich tief ergriffen und zur Andacht gestimmt. Er war gleich anfangs dem Dombauverein beigetreten, und als er den Dom vor sich sah, traten ihm die Verse vor die Seele, mit denen einst Schenkendorf die Vollendung des Werkes angekündigt hatte:

Wartet nur noch wenig Stunden,
Wachet, betet und vertraut,
Denn der Jüngling ist gefunden,
Der den Tempel wieder baut.

Ist es doch überhaupt, wenn man in den begeisterten Briefen des jungen Studenten die Schilderung seiner Rheinfahrten liest, als dränge sich ihm stets wieder das Schenkendorfsche Wort auf die Lippen, das er auch in späteren Jahren zu citieren liebte:

Vaterland, ich muß versinken
Hier in Deiner Herrlichkeit!

Zu Pfingsten unternahm er einen größeren Ausflug die Thäler der Sieg und Ahr hinauf. Gutschmid und zwei schleswig-holsteinische Studenten, die einst als Offiziere gegen die Dänen gefochten hatten, thaten sich mit ihm zusammen, und nun ging es über Berg und Thal in immer gleichfröhlicher Stimmung, bis endlich, für seine Wanderlust zu früh, am Laacher See das Wetter zur Rückkehr nötigte. In einem langen poetischen Briefe hat er dem Vater seine Freuden und Abenteuer geschildert. Daß ihn dabei auch die Politik lebhaft in

Anspruch nahm, zeigt ein kurzes Postskript: „Schreibt mir doch über die Mobilisierung der sächsischen Armee. Es gehen hier sehr gehässige Gerüchte über die sächsische Regierung." Dem Vater war das nicht recht. Die Dresdner Blätter wußten gerade damals viel über den Radikalismus der Bonner Studenten zu erzählen, während es gleichzeitig dem General Sorge machte, daß sein Sohn sich dem Einfluß des alten Arndt hingeben könne. Der hatte jüngst, wie ihm Heinrich schrieb, in einem Kolleg gesagt: „Die Habsburger wollen ihren schmutzigen slavischen Brei in unser reines, deutsches Wasser mischen. Das ist aber bloß Eigennutz, sie kümmern sich den Deibel um Deutschland!" Über den angeblichen Radikalismus der Studenten konnte ihn Heinrich leicht beruhigen, über Arndt aber schrieb der General: „Des alten Arndt Ansichten kann ich nicht teilen, ich habe die entgegengesetzten, daß Österreich seit zwei Jahren weit deutscher gehandelt hat als Preußen, und daß wir gerade jetzt, wo Preußen zu Österreich zurückkehrt, auf dem Wege sind, deutsch zu werden." Es war der erste Keim künftiger Gegensätze, aber damals hat Heinrich nicht widersprochen, wenn er gleich an dem Gedanken festhielt, daß das Heil von Preußen und nur von Preußen kommen könne.

So ging jenes erste kurze Studentensemester allmählich zu Ende. Heinrich war wieder voller Hoffnung wegen seines Gehörs. Dr. Wutzer hatte seine Ohren mit dem Ohrenspiegel genau untersucht und gemeint, es werde sich ein passendes Instrument finden lassen, das ihm Erleichterung verschaffe. Heinrich brauchte Karlsbader Wasser und Bäder mit Kreuznacher Sole und fügte sich in jeder Hinsicht den Anordnungen des Arztes. Sein Hauptverkehr blieb Gutschmid, und sie vertrugen sich gut, obgleich sie damals in den meisten Dingen verschiedener Ansicht waren. Gutschmid warf dem Freunde falsche Sentimentalität und kränkliche Romantik vor, weil er sich an Natur und Poesie leicht begeisterte, und verlachte Dinge, die jenem groß und heilig erschienen. „Und selbst in der Wissenschaft ist ihm das, was mir nur Mittel scheint, Zweck. In der Politik endlich streiten wir uns oft sehr; er verachtet mich als

einen fanatischen Reaktionär, weil ich Manteuffel, Beust u. a. nicht für bestochene Verräter halte; in der Religion steht er ähnlich; er verachtet die Philosophie und ist doch nicht das, was sie jetzt gläubig nennen, deshalb ist es ihm ganz unerträglich, daß ich für beides, für Philosophie und Religion, Interesse habe." Heinrich konnte in solchen Disputen wohl leidenschaftlich werden. Die Gutmütigkeit beider aber ließ es nie zu einem Bruch kommen, und schließlich lernte jeder des anderen besondere Tüchtigkeit achten und seine Eigenart dulden. „Obgleich Stubenburscheneintracht verrufen ist wie Punica fides," schreibt Heinrich in einem späteren Briefe, „kommen wir ausgezeichnet zusammen aus: wir haben uns in diesem ganzen Semester nicht ein einziges Mal über häusliche Angelegenheiten gestritten, nur wenn wir auf ernste Dinge zu sprechen kamen, waren wir oft verschiedener Meinung ... G. ist wirklich der gutherzigste Mensch von der Welt" Sie schliefen in einer Kammer, arbeiteten aber jeder im eigenen Zimmer. Im Lauf der Jahre ist das Verhältnis Treitschkes zu Gutschmid wenn auch nicht inniger, so doch immer fester geworden. Sie verstanden sich stets, gingen in der Politik, jeder in seiner Weise, dem gleichen Ziele nach und respektierten aneinander die entschlossene Wahrhaftigkeit der wissenschaftlichen Überzeugung. Es war eine Männerfreundschaft schon in den Jünglingsjahren.

Auch mit Geffcken und mit dem Sohn des Gesandten Bunsen machte Heinrich damals Bekanntschaft, ohne jedoch in ein näheres Verhältnis zu treten, obgleich Geffcken ihm von Perthes als ein ausgezeichnet tüchtiger Mensch empfohlen war. Die Naturen scheinen sich wenig angezogen zu haben. Von Vorlesungen befriedigten ihn am wenigsten die von Loebell. „Ich kann nicht begreifen, wie er zu seinem Rufe gelangt ist; seine Kollegien wenigstens sind nur ein Aggregat leerer pathetischer Phrasen." Nächst Dahlmann, „der mit jedem Male meisterhafter wird", zogen ihn Böckings Institutionen vorzüglich an. Treitschke hatte sich vor diesem Kolleg gefürchtet und war nun auf das Angenehmste enttäuscht, als Böcking ihm das römische Recht so interessant und lehrreich vorzuführen wußte.

Das Beste war aber wohl, was er an eigener Arbeit hinzuthat. Stand sie meist in Zusammenhang mit den Vorlesungen, so griff er doch nebenher zu eingehenden philosophischen Studien, die er sich an der Quelle holte; Literatur und Poesie hat er seit seinen Schülerjahren nie vernachlässigt und gerade damals begann er die poetischen Arbeiten auf historischer Grundlage wieder aufzunehmen, die ihn schon in der Kreuzschule so lebhaft beschäftigt hatten. Sein Streben ging dabei in allen Dingen auf Konzentration. Er machte sich selber wohl den Vorwurf, daß er sich zu sehr vom Eindrucke beherrschen lasse und noch nicht an scharfes konsequentes Denken gewöhnt sei. Die älteren Kameraden, die in der Unterhaltung zäh an einem Stoff festhielten, erschienen ihm ausgebildeter, selbständiger. „Die Fähigkeit, über allerhand Dinge flüchtige Gedanken zu fassen, ist Naturanlage; die, einen Gedanken in seinen Konsequenzen durchzudenken, das Resultat der Bildung; nun, ich hoffe zu Gott, daß ich diese mit der Zeit noch erlangen werde, wenn auch bis jetzt wenig Aussicht dazu ist.“ Diese Betrachtung ist einem Briefe entnommen, den er am 19. August aus Frankfurt a. M. dem Vater schrieb, schon auf der Heimreise, denn er wollte seinen 17. Geburtstag in Dresden bei den Eltern feiern. Die Vorlesungen hatten in Bonn am 8. des Monats geschlossen, und Heinrich hatte bereits mit seinem Freunde und Landsmann von Salmuth eine köstliche Reise von Heidelberg den Neckar hinauf gemacht, von da war er nach Frankfurt gefahren, und nun wollte er mit der Eisenbahn nach Biebrich, um das Rheinufer bis Koblenz zu durchwandern und dann die Moselfahrt zu beginnen. Der Rückweg sollte ihn über Ems und Limburg mit der Post nach Gießen führen, von da die Eisenbahn nach Dresden.

Er ist Anfang September zu Hause eingetroffen, in glücklichster Stimmung, mit einem Hörrohr, das ihm doch einige Erleichterung im Verkehr bot, im frohen Bewußtsein, ein Halbjahr reichen Empfangens hinter sich zu haben, und in der festen Zuversicht, daß die Zukunft ihm noch weit mehr bieten werde. Die Ferien sind im Fluge vergangen, und da sich keine Briefe

aus diesen Tagen erhalten haben, läßt sich nur aus gelegentlichen retrospektiven Bemerkungen auf den Inhalt dieser anderthalb Monate schließen. Im Hause war insofern eine Änderung eingetreten, als seit die älteste Schwester bei Hofe vorgestellt war, die Geselligkeit eine weitere wurde. Die jüngere Schwester Josephe hatte ihren Konfirmationsunterricht begonnen, und Rainer hatte die Spielschule verlassen, um nunmehr den Ernst des wirklichen Schullebens kennen zu lernen. Seine ersten Schreibversuche sind in Briefen an den Bruder niedergelegt, der dann freilich meinte, daß ihre Entzifferung seinem Scharfsinne die glücklichsten Proben stelle, und daß seine Freunde, denen er einen Brief gezeigt, in ihren Konjekturen ebenso glücklich gewesen seien, wie Heinrich Leo in Halle, der neulich ein altdeutsches Sprachdenkmal für keltisch hielt und die darin vorkommenden Worte „ein zweijähriger Ochse“ übersetzte: „das Himmelreich ist unser“. Das Wesentliche dieser Ferienzeit aber war der Verkehr mit den Eltern, namentlich die Ausgleichung kleiner Mißhelligkeiten, die noch von der Schulzeit her zwischen ihm und der Mutter schwebten und die nun für immer schwanden. Auch seinen alten Lehrer und Freund, den Rektor Klee, hat er häufig gesehen, wie denn die Korrespondenz mit Klee ihm lange Jahre hindurch nicht abbrach und erst in Klees letzten Lebensjahren, nicht durch Treitschkes Verschulden, aufhörte. Heinrichs Hauptvergnügen aber war das Reiten, und wenn er später in seinen Briefen hofft, daß alle, die er in Dresden lieb habe, gesund seien, fügt er in Parenthese hinzu: also Eltern, Geschwister und der Schwarzschimmel.

Mitte Oktober war Heinrich wieder in Bonn. Er hatte sich diesmal unterwegs zwei Tage in Leipzig aufgehalten und dabei wenig erfreuliche Eindrücke vom Leipziger Studentenleben in sich aufgenommen. Zwei seiner alten Kameraden von der Kreuzschule her waren kläglich verkommen, und wenn er an einem anderen Schulfreunde, Rotter, einen tüchtigen und strebsamen jungen Mann wiederfand, so fühlte er sich durch die „hochmütige Selbsttäuschung“ zweier „fanatischer“ Korpsburschen entschieden abgestoßen. Auf der Weiterreise hatte es dann in

der Gegend von Duisburg einen nicht ungefährlichen Achsenbrand seines Waggons gegeben, der mehrere Stunden Verspätung brachte, sonst aber lief alles glücklich ab. Die Vorlesungen sollten am 29. Oktober beginnen. Heinrich hatte die folgenden Vorlesungen belegt: Dahlmann Politik, Grundzüge der Geschichte der Politik und deutsche Geschichte von Karl V. bis auf die neueste Zeit. Dazu Loebell, Einleitung in das Studium der alten Geschichte, und „Über Goethes poetische Werke“, endlich Schaarschmidt, Philosophie der Geschichte. Über die Vorlesungen der beiden Letzten spricht Treitschke in seinen Briefen gar nicht: bei seiner Bereitwilligkeit, freudig jede Belehrung aufzunehmen, entweder ein Zeichen, daß sie ihm wenig boten, oder, daß er sie nicht verstehen konnte. Um so lebhafter kommt seine Begeisterung für Dahlmann zum Ausdruck. Während er für sich den Principe des Macchiavelli und Friedrichs Antimacchiavell studierte und Humboldts Jugendaufsatz über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates las, der damals (1851) zuerst als Ganzes aus Humboldts Nachlaß veröffentlicht wurde, arbeitete er zugleich auf Dahlmanns Rat für sich eine Geschichte der englischen Verfassung aus. „Das gewährt mir großes Vergnügen, weil es ein Stoff ist, der notwendig Bewunderung und Begeisterung erweckt.“ Er las dabei vornehmlich englische Rechtslehrer wie Russel und Blackstone und war bald so weit, sie ohne Hilfe des Wörterbuchs zu verstehen. Aber auch den englischen Shakespeare hat er damals kultiviert und hie und da einen neuen französischen Roman gelesen, um sich sein Französisch lebendig zu erhalten. Mit dem Gehör ging es, wie ihm schien, wieder etwas besser, aber beim Durchsehen der Briefe aus diesen Tagen gewinnt man den Eindruck, als ob er sich selbst darüber täuschte. Das Hoffen war ihm so sehr Bedürfnis, und die sich naturgemäß ausbildende Fertigkeit, von den Lippen zu lesen, trügt so leicht, daß man im Hinblick auf die spätere Entwickelung des Leidens an der Selbsttäuschung kaum zweifeln kann. Auch kamen dazwischen immer wieder Zeiten tiefer Niedergeschlagenheit, wenn in den Vorlesungen das Gehör ganz versagte. Bei Dahlmann aber konnte er meist folgen, und das war ihm die Haupt-

sache. „Es ist unglaublich“, schreibt er, „wie Dahlmann trotz seiner Ruhe und scheinbaren Kälte hinreißt. Ich habe jetzt die ersten allgemeinen Begriffe der Wirtschaftslehre erhalten und bin erstaunt über die Gesetze, ich möchte sagen über die ausgleichende Macht, die in so mannigfaltigen, vielseitigen Dingen, wie Kapital, Arbeit u. s. w., herrscht; wenn man so etwas sieht, erhält man eine Ahnung von einer ausgleichenden Macht über alle menschlichen Dinge.“ Wir wissen, wie tief gerade damals Dahlmann innerlich durch die Zeitereignisse ergriffen war. Ihn schmerzte die Demütigung Preußens durch Österreich in tiefster Seele, und wenn ihm gleich darüber der Glaube an die Zukunft Preußens und Deutschlands nicht verloren ging, er stand ingrimmig einer Entwickelung gegenüber, die er als einen Rückgang und Niedergang betrachtete. Er trug sich mit dem Gedanken, eine deutsche Geschichte seit der Reformation zu schreiben, etwa wie er sie in seinen Vorlesungen zu fassen pflegte, nur noch mehr durch Studien vertieft. Aber ihm fiel das Reden leichter als das Schreiben. Springer hat uns im zweiten Teil seiner Dahlmann-Biographie das Bruchstück einer Aufzeichnung Dahlmanns erhalten, die den Geist zeigt, in welchem er die Geschichte Deutschlands sah: „Wie wärs? Ein Buch vom deutschen Hader und deutscher Eintracht?“ und darunter die Leitsätze einer Einleitung: „Ich lege die Hand an dieses Werk vaterländischer Geschichte in einem Zeitpunkt, da die Hoffnungen für Deutschlands Sache tiefer gesunken sind, als leicht je. Große Gedanken waren der Verwirklichung nahe getreten, allein sie sind durch einen Schiffbruch im Hafen in kleinlichem Unverstand in eine Rückkehr zu alten Sünden, vermehrt durch Frevel neuester Art, zurückgegangen. Noch niemals waren sich in dem Grade alle Faktoren deutscher Politik entfremdet, und dennoch wird von einer baldigen Heilung Deutschlands die Entscheidung über die Frage abhängen, ob unser Weltteil seinen hohen Stand Amerika gegenüber, welches ganz andere Wege geht, länger wird verteidigen können. Unter solchen Umständen lohnt es wohl zu reden.“ Es folgt ein knapper Ausblick auf die Entstehung der Staatenschaften im deutschen Staate, auf das Sonderleben der

Völkerschaften im Volke, auf Lehnsverfassung und Wahlreich, endlich die kurze Notiz, „vom deutschen Volke war nie die Rede, bis es unter Luther seine Stimme erhob." Und hier gerade hatte jene Vorlesung über deutsche Geschichte seit Karl V. eingesetzt, an welcher Treitschke sich begeisterte. Die Reformation der Ausgangspunkt, der Protestantismus die Grundlage des werdenden deutschen Einheitsstaates, und trotz allem Preußen der Führer der Einheit. „Vor allem aber fahren wir fort, an die Sonne zu glauben, wie dick auch das Gewölke sein möge, welches sie unseren schwachen Augen verbirgt." Wir wissen nicht, in welcher Form Dahlmann diese und aus gleicher Wurzel entsprungene Gedanken seinen Studenten vorführte; daß aber in diesem Kolleg über deutsche Geschichte, wie in seiner Politik, der Hinweis auf die Gegenwart nicht fehlte, steht fest, und der große Eindruck, den eine aus reicher eigener Erfahrung geschöpfte Auffassung von Geschichte und Politik stets machen muß, die überwältigende Gewißheit, daß dieser Mann nichts sagte, was ihm nicht heilige Überzeugung war, das eben war es, was seine Zuhörer und vor allen Heinrich von Treitschke an ihn fesselte. Im Sommer 1866, als er den bittersten Konflikt seines Lebens durchkämpfte, da schwebte ihm Dahlmanns männliche Gestalt vor. „Ich denke", schrieb er damals, „wie der alte Dahlmann: ich würde keinen Augenblick länger mit der Politik mich beschäftigen, wenn ich nicht wüßte, daß eine gesunde Politik den höchsten Grundsätzen der Sittlichkeit gar nicht widersprechen kann; nur sind die Regeln der Privatmoral nicht überall maßgebend für die öffentliche." Wer den Mann einmal verstanden hatte, vergaß ihn sein Lebtag nicht mehr. So sind es denn auch Dahlmanns Vorlesungen gewesen, die ihn bewogen, den Vater um die Gunst zu bitten, ihm noch ein drittes Studiensemester in Bonn zu gewähren. Dahlmanns staatswissenschaftliche Vorlesungen umfaßten einen Jahreskursus, dessen zweiten Teil, die Finanzwissenschaften, Heinrich noch nicht gehört hatte. Dazu bot sich die Möglichkeit, bei Haelschner europäisches Völkerrecht, bei Walter deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, endlich bei Kaufmann Encyklopädie der Staatswissenschaften zu hören.

Für Völkerrecht gab es damals in Leipzig gar keine Professur, Dahlmann konnte ihm überhaupt nicht ersetzt werden, und da nun einmal feststand, daß Leipzig ihm den Abschluß seiner Studien bringen sollte, wollte er wenigstens vorwegnehmen, was Bonn als Besonderes zu bieten hatte. Es kam aber noch ein anderes recht jugendlich persönliches Moment hinzu. Heinrich hatte den Weihnachtsabend im Kreise der Burschenschaft Frankonia verbracht und unter dem Glanz eines mächtigen Tannenbaums Freundschaft geschlossen mit dem Kreise frischer und strebsamer junger Männer. Der Verkehr wurde bald immer reger, und im Februar 1852 entschloß er sich, der Verbindung beizutreten. „Es sind", schreibt er dem Vater, „tüchtige, brave Leute . . . . ., in meinem Studium hindert mich die neue Stellung durchaus nicht, denn der Umgang ist ganz unbeschränkt und nur zwei mal wöchentlich ist offizieller Kneipabend. Für meine Gesundheit braucht Ihr auch nichts zu fürchten, denn es wird Bier gekneipt, und jeder kann trinken so viel er will. Überhaupt bleibe ich sonst ganz in denselben Verhältnissen wie diesen Winter über, wo ich mit den Leuten umging, ohne Sitz und Stimme unter ihnen zu haben. Sollte die gute Mama Besorgnisse hegen, so kann ich zu ihrer Beruhigung sagen, daß unsere Frankonia durchaus keine politische Tendenz verfolgt, obgleich begreiflicherweise die meisten Gleichgesinnte sind; auch von etwaigen Paukereien braucht sie nichts zu befürchten; denn wir treten den Raufereien der Korps prinzipiell gegenüber und suchen das Duell dadurch wieder zu Ehren zu bringen, daß wir keine Händel suchen und nur in ernsten Fällen, nach dem Ausspruch des Ehrengerichts, dann aber ordentlich losgehen; das wissen die Korps und binden deshalb nicht so leicht mit uns an." Mit Ausnahme von Gutschmid gehörten alle seine Freunde dieser Verbindung an, und er empfand ganz richtig, daß er eine schiefe Stellung einnehme, wenn er mit einer Verbindung umging, von der er nicht lassen wollte, ohne doch Mitglied zu sein. So war er denn sehr glücklich, als der Vater ihm sowohl ein weiteres Semester in Bonn gestattete, als auch den Eintritt in die Frankonia billigte. Es begann nun für ihn eine Zeit frohen

Genusses, in welcher Arbeit und die Freuden jugendlicher Hingebung an Ernst und Kurzweil studentischer Gemeinschaft ihn hoch beglückten. In einem Brief, den Heinrich von Treitschke als älterer Student von Tübingen her den Verbindungsbrüdern sandte, nennt er die Frankonia eine heitere Pflanzstätte für Freundschaft und Jugendlust, für Freisinn und deutsche Gesinnung, „welche der Kern und das Ziel unseres Strebens sein soll", und damit ist der Geist sehr treffend gezeichnet, der in der Verbindung herrschte und durch Treitschke erst recht lebendig wurde. Denn sehr bald wurde er der Mittelpunkt des Kreises und der Liebling aller. „Was ihm so sehr die Herzen aller gewann", so schreibt rückschauend ein Freund aus diesen Studentenjahren[1]), „war, abgesehen von seiner glänzenden und hinreißenden Unterhaltungs- und Rednergabe, besonders der Umstand, daß er, bei aller Überlegenheit des Geistes und des Wissens, so gar nichts Unnahbares und Hochmütiges hatte, sondern stets ein guter, fröhlicher Kamerad und gar kein Spielverderber war, auch derben Genüssen gelegentlich nicht abhold. Aber niemals verlor er sich darin, und es war dabei immer etwas von kindlicher Unschuld und Harmlosigkeit in ihm, was das eigentlich Gemeine von ihm fern hielt. Es glitt von ihm ab. Seine Fröhlichkeit, wenn wir abends — er ausnahmslos nach angestrengter Tagesarbeit — zusammenkamen, war hinreißend und unwiderstehlich. Großartig war er, wenn er mit den bedenklichsten Mißtönen in den allgemeinen Gesang einstimmte oder gar sich im Einzelgesang versuchte. Seine Taubheit, die damals übrigens noch ermöglichte, ihm direkt ins Ohr zu sprechen, erleichterte ihm gewissermaßen den Verkehr auch mit manchmal recht gewöhnlichen Gesellen, deren Plattheiten er doch nur zum kleinsten Teil hören konnte ..... Wenn er dann doch einmal über solche platten Burschen herfallen konnte, geschah es mit köstlichem Humor und überlegener Ironie, aber auch dann lag in der Art, wie er es that, so viel Gutmütig-

[1]) Herr Sanitätsrat von Frantzius in Kreuznach, der so gütig war, mich durch Zusendung von Briefen und sehr lebendigen Aufzeichnungen über seine Beziehungen zu Treitschke zu unterstützen.

keit und Wohlwollen, daß es ihm nicht leicht einer übel nahm. Und wenn er nun gar bei festlichen Gelegenheiten eine Pauke hielt, die immer auf das Allgemeine, auf die vaterländischen Ideen zielte, so war der Begeisterung kein Ende" ... „Er war gelegentlich ein gewaltiger Trinker, ohne daß man es ihm aber so leicht anmerkte. Die Geister des Weines verdampften auf seinem heißen Temperamente." Diese auf das Jahr 1854 zielende Schilderung paßt sicher auch für die Jahre 1852 und 1853, nur daß in Bonn das studentische Treiben für ihn in noch höherem Grade den Reiz der Neuheit hatte. Von seinen Freunden in der Frankonia traten ihm vor allen die Brüder Nokk, Rudolf und Wilhelm, zumal der Letzte, nahe, ferner Eduard Meißner und später Bachmann, von der Goltz, R. Martin und endlich Alphons Oppenheim, der jüdischer Herkunft war, den er aber ganz besonders tief in sein Herz schloß. Treitschke hat alle diese Jugendfreundschaften gepflegt, so lange sein Leben reichte, auch über das Grab der Freunde hinaus. Als Oppenheim im Jahre 1877 sich aus Schmerz über den Tod seiner Frau das Leben nahm, schrieb Treitschke einem Freunde: „ein liebevolleres Herz habe ich unter Männern nie gefunden, mir geht mit ihm ein Stück Leben verloren", und 1888, als er jene viel angefeindete Schrift über die Judenfrage veröffentlicht hatte, stand gleichfalls das Bild Oppenheims vor seiner Seele. „Als ich jenen Aufsatz schrieb, mußte ich unwillkürlich an einen verstorbenen Jugendfreund denken, einen guten Deutschen jüdischer Abstammung, einen der treuesten, liebevollsten und uneigennützigsten Menschen, die ich je gekannt; ich richtete meine Worte so ein, als ob ich mit ihm spräche, und hoffte auf die Zustimmung jener Juden, die sich ohne Vorbehalt als Deutsche fühlen."

Gewiß war es richtig, wenn er der Mutter gesagt hatte, daß die Frankonia keine politische Tendenz verfolge, nur darf man nicht glauben, daß die Politik aus den Verhandlungen der jungen Leute ausgeschlossen gewesen wäre. Schon die Nähe Frankreichs brachte es mit sich, daß man den Ereignissen an der Seine mit doppelter Spannung folgte. So erregte denn der Staatsstreich Napoleons „ungeheure Sensation". „Mich für

mein Teil — schreibt Heinrich dem Vater — empört an Louis Napoleons Handlungsweise besonders die großartige Lüge, die sich durch alle seine Maßregeln zieht. Sollte man nicht nach der unsinnigen Einrichtung der Volkssouveränetät, des allgemeinen Wahlrechts, denken, man befinde sich in einer Republik auf breitester demokratischer Grundlage. Und statt dessen ist die ganze Repräsentation eine leere Spielerei, die ganze Gewalt liegt bei dem Präsidenten. Es sind also beide Extreme in dieser Verfassung vorhanden, und daraus kann schwerlich etwas gutes entstehen .... Traurig bleibt es, daß ein solcher Mann immer noch der Beste von den drei Parteien ist. Ich hatte Napoleons Handlungsweise, wenn auch nicht ganz, doch fast ebenso schlimm erwartet. Was aber nun werden wird, kann wohl kein Mensch sagen. Nichts aber ist wahrer als Dupins Wort: malheureux pays de France!"

So schwand auch das zweite Studiensemester rasch hin. Die Osterferien verbrachte Heinrich teils bei den Eltern, teils auf dem Gut eines Freundes von Könneritz; Anfang April war er wieder in Bonn, und mit großer Befriedigung konnte er melden, daß er Haelschners Organ gut verstehe. Er hatte sich gleich an das Studium des Völkerrechts gemacht und schrieb, er sei egoistisch genug sich darüber zu freuen, daß in dieser Wissenschaft erst so wenig gethan sei. „Man hat doch Aussicht auf eigene Geistesthätigkeit und kann hoffen, einmal selbst etwas Neues zu finden und nicht immer von fremder Arbeit zehren zu müssen." Auch hatte Otto Abel historische Übungen angezeigt, auf die er sich ganz besonders freute. Von den historischen Übungen Loebells, die er im vorausgegangenen Semester belegt hatte, ist nie die Rede. Sie werden wohl nicht zustande gekommen sein. Dann aber nahmen ihm in den ersten Tagen die Freunde alle freien Stunden in Beschlag. „Und überdies grünt und blüht hier alles, die Bäume sind weiß, die Vögel singen, die Berge haben ihr hellgraues Kleid angezogen, und alles jauchzet in Frühlingsluft, und ich freue mich mit, und ein ganzes Meer von Hoffnung und Lebenslust zieht mir ins Herz. Meine Freunde sind alle noch wie sie waren und haben mich

lieb behalten, wie ich es thue. Mit meinem Gehör bin ich recht zufrieden — kurz, ich fühle mich hier ganz glücklich."

Haelschners Kolleg hat ihm nun freilich im weiteren Verlauf weniger Befriedigung gegeben als er hoffte; den historischen Teil mußte er sich durch eigenes Studium aufbauen, dagegen war ihm Dahlmanns Nationalökonomie um so lehrreicher, und nebenher arbeitete er Steins Leben von Pertz gründlich durch. Was er darüber sagt, ist für seine ganze Denkweise zu charakteristisch, um übergangen zu werden. „Ich kann Dir nicht sagen, wie mich die Betrachtung dieses gewaltigen Menschen erfreut und erhebt. Eines besonders habe ich daraus gelernt, daß es ein Irrtum ist, wenn wir jungen Leute glauben, daß solche große schöpferische Geister auch auf nichts ausgegangen seien, als auf ihre schöpferischen Pläne. Nicht eine Spur davon ist in Steins Briefen zu finden; wenn er seine Pläne entwickelt, Pläne, die in vielen Beziehungen Preußen mit Institutionen beschenkten, die das übrige Deutschland erst ein halbes Jahrhundert später erhielt, so spricht er nur von seiner bloßen gewissenhaften Pflichterfüllung. Nur seine Pflicht hat er im Auge, wie der untergeordnetste Beamte. Es macht einen unendlich tiefen Eindruck, wenn er selbst seine großartigsten Gedanken nur wie gewöhnliche Ministerialberichte betrachtet. Und wenn ich es recht bedenke, so finde ich bei allen praktisch thätigen großen Männern (bei Dichtern muß es notwendig anders sein) immer dieselbe edle Bescheidenheit, dasselbe Streben nach der Pflicht allein, ohne das geringste Anspielen darauf, daß sie außerordentliches thun — und was ist im Grunde die größte That des Menschen mehr, als die Erfüllung seiner Pflicht? Das mag auf den Augenblick demütigen, ich habe aber gefunden, daß eben dieses frohe bescheidene Hingeben an die Pflicht den wahren Wert des Menschen ausmacht. Ich freue mich wirklich, daß mir das Buch eine so schöne fruchtbringende Wahrheit recht klar gemacht hat." Diese Vorstellung, daß die Erfüllung der Pflicht, wenn sie nur recht verstanden wird, alles übrige einschließe, ist ihm fortan zur Maxime geworden, an der er ebenso unverbrüchlich festhielt, wie an der unbedingten Wahr-

heitsliebe, die er allezeit bethätigt hat. Es ist die Kombination beider, des Pflichtgefühls und der Wahrhaftigkeit, welche die starke Männlichkeit seiner Natur unter allen, auch unter den schwierigsten Verhältnissen aufrecht erhalten hat, und man kann wohl sagen, daß er sich selbst entdeckte, als er sich so ganz in die Betrachtung von Steins Leben vertiefte. Unbewußt hatte er ja von jeher so gehandelt, aber es war doch ein großer Fortschritt, zu diesem entscheidenden Grundsatz gelangt zu sein. Auch die Art, wie er sich seinem Leiden gegenüber verhielt, zeigt dieses Pflichtgefühl. Wir erfahren beiläufig, daß er seit acht Monaten eine Hungerkur brauchte. Jetzt bittet er den Vater, sie aufgeben zu dürfen, da das erfolglose Fasten ihm nicht bekomme und er bei kurzer Unterbrechung sich wesentlich besser fühle. Der Sommerkommers der Frankonia gebot einen Wandel. Am Sonnabend vor Pfingsten war er mit den Freunden nach Oberwesel gezogen, aus allen Teilen Deutschlands hatten alte Frankonen sich zum Feste eingefunden, junge Beamte, Doktoren, Studenten; einige befreundete Verbindungen hatten Vertretungen geschickt, und mit Musik und Böllerkrachen ging es dann rheinauf. „Da tönten die Lieder, und die Frühlingssonne freute sich mit uns und lachte im schönsten Glanze nieder. Den ältesten Männern auf dem Boote mochte wohl eine Erinnerung ihrer schönen Jugend aufsteigen; sie wurden jung und fröhlich und sangen und jubelten mit uns; die Damen auf dem Boote — und es waren einige sehr schöne darunter — tranken mit aus unseren Trinkhörnern; in den Städten, wo wir bekannt sind, wurden wir mit Böllerschüssen empfangen — und dazu der alte Vater Rhein mit seinen stolzen Höhen, seinen lauschigen Inseln und altertümlichen Städtchen — und die lieben gleichgestimmten Freunde, der bunte Wechsel von froher und ernster Rede — der jubelnde Gesang — o, es war eine jugendliche Lust, es waren Stunden voll froher, unschuldiger Freude, an die ich denken werde, solange mir der Sinn bleibt für die schöne frohe Jugendzeit!“ Sie sangen Lieder, die im eigenen Kreise entstanden waren, und Treitschkes dichterisches Talent war nicht unentdeckt geblieben und mußte oft herhalten. Er redigierte

auch das Kneipjournal, den „Deckelkasten“, und sein frischer, stets harmloser Humor fand hier jubelnde Anerkennung. „Knollen“, das war sein Spitzname, konnte eben alles: reden, dichten, lachen, und wenn die Freunde je länger je mehr mit Respekt auf sein Wissen und auf seine Arbeitskraft blickten, der fröhliche und frische Student mit der unverwüstlichen Lust am Trinken und Disputieren und an jeder studentischen Fertigkeit imponierte nicht minder.

Aus dem Jahre 1852 haben sich vier von Treitschkes Studentenliedern erhalten, so recht frische Studentenlieder nach sangbaren Weisen, und sie sind jubelnd gesungen worden.[1]) Sonst aber setzte seine Muse sich höhere Ziele. Er suchte seine Poesie in Zusammenhang mit seinen historischen Studien zu halten, und so war ihm allmählich eine Sammlung von Gedichten entstanden, die er sich auf den Rat seiner Freunde entschloß Simrock zu zeigen. „Eben weil ich nicht bloß, um à tout prix ein paar Reime hinzuschreiben, geschrieben hatte, sondern nur wenn mir das Herz voll war und ich mich nicht mehr halten konnte, wollte ich die Gewißheit haben, daß ich mich nicht an Dinge gewagt, zu denen ich keinen inneren Beruf hätte; denn das wäre mir wie eine Entweihung vorgekommen.“ So ging er denn zu Simrock, der ihm zu seiner großen Freude riet, das Dichten ja nicht liegen zu lassen; es sei zwar viel Vollblut darin, aber auch viel Talent, und an einigen der Gedichte habe er gar nichts auszusetzen. Er gab ihm den Rat, besonders formstrenge Dichter zu lesen und sich durch Übersetzungen in der Form zu üben. Endlich gab er ihm einen altdeutschen Sagenstoff poetisch zu bearbeiten. Lauter Dinge, die Heinrich hoch beglückten und auch dem Vater Freude machten. Er fragte wohl, weshalb er denn ihm nicht die Gedichte früher gezeigt habe, aber er wisse wohl, daß die Muse zunächst sehr verschämt zu sein pflege. Was Simrock „Vollblut“ nenne, müsse und könne dagegen bei einem achtzehnjährigen Dichter nicht fehlen.

[1]) Gedruckt 1895 im Frankonen-Liederbuch zum 50. Stiftungsfeste der Verbindung.

„Singe, mein lieber Heinrich! wenn Dich der Geist dazu treibt, wenn Du nicht anders kannst als dichten. Meine besten Segenswünsche werden Dich dabei begleiten, und mit Stolz und Genugthuung werde ich Deinen Namen lesen, sobald Du Dir sagst: jetzt ist die Zeit, hervorzutreten." Die weiteren Ausführungen des Vaters mögen für Treitschke weniger erfreulich gewesen sein. Obgleich Heinrich sehr sparsam gelebt zu haben glaubte, fand der Vater doch, daß ein Studentenanschlag mit einem Kammeranschlag das gemein habe, daß er nie ausreiche und immer überschritten werden müsse. Aber auch in diesem Fall blieb er gütig und herzlich wie immer. Dagegen gingen die Pläne, die er für die Zukunft des Sohnes gefaßt hatte, und dessen eigene Gedanken doch weit auseinander. Er dachte sich ihn einmal als Professor für sächsische Geschichte in Leipzig, denn wer sich der sächsischen Geschichte widme, könne ganz unendlichen Nutzen stiften. Sachsen sei doch sein Vaterland, dem er durch Geburt und Erziehung gehöre. Heinrich freilich dachte bereits ganz anders. Das Vaterland war ihm Deutschland, und sein Blick war schon damals fest auf Preußen gerichtet. Aber es stand nun einmal fest, daß er seine Studien in Leipzig fortsetzen sollte, und so gern Heinrich eine andere Universität, Heidelberg oder Berlin, aufgesucht hätte, er wußte, daß er hier nicht widersprechen dürfe. Er hätte viel darum gegeben, noch ein Semester hindurch die Übungen von Otto Abel mitzumachen, bei denen er in zwei Stunden mehr gelernt habe als aus zwanzig Vorlesungen. Aber er deutete es mehr an, als daß er direkt darum gebeten hatte. Es blieb nichts übrig, als von Bonn und seinen lieben Frankonen Abschied zu nehmen. Da eine Reise in das südwestliche Deutschland sich aus finanziellen Gründen nicht ausführen ließ, beschloß er, den Heimweg über Göttingen zu nehmen, vorher aber noch einmal den Rheingau zu durchwandern. „In gerade acht Tagen" so schreibt er am 3. August 1852 „vertausche ich die Musenstadt der Sieben Berge, mit der anderen Siebenhügelstadt, der Stadt des Schneckenbergs, Blumenbergs, Thonbergs u. s. w.; ich muß wohl scherzen, um nicht zu weinen. Aber ich werde es tragen und auch dort glücklich sein; denn

immer klarer wird es mir, daß der Mensch aus jeder Lebenslage neue Kraft saugt, seinen Geist zu stärken und zu bilden." Die Aussicht auf das Wiedersehen mit Eltern und Geschwistern half ihm über den Abschied hinweg. Aber wer fühlte nicht mit, wenn er schließt: „Nächsten Donnerstag Abend denkt an mich: dann stehe ich oben auf dem Rolandsbogen und sehe zum letzten Male den Kölner Dom und die Bonna Rhenana im Abendrote flimmern, höre zum letzten Male des Rheines Wellen an den buschigen Klosterinseln anschlagen, während fern die Königin der Eifel, die Olbrücker Burg, im nächtigen Nebelblau versinkt — zum letzten Male werde ich es sehen und jede frohe Stunde, die ich hier durchschwärmt, jedes wackere Wort, das mir hier je aus eines Freundes Munde getönt, jeder Gedanke an mein großes Vaterland, den mir je der deutsche Strom erweckt, wird vor mich treten, wenn ich gierigen Auges das geliebte Landschaftsbild einsauge — und noch in fernen Jahren soll mich von bösen und trüben Gedanken die Erinnerung erretten an den Rhein — ja, der Rhein, der Rhein, der sei der Schluß des letzten Briefes, den ich Euch aus Bonn sende."

Blicken wir auf die anderthalb Jahre der Bonner Studienzeit zurück, so läßt sich nicht verkennen, daß in wissenschaftlicher Hinsicht die Vorlesungen ihm meist nur die Anregung gaben und seine Studien in eine feste Richtung brachten, während Treitschke sich den eigentlichen Wissensstoff selbst durch häusliche Arbeit aneignete. Er war erstaunlich fleißig gewesen, und da er mit größter Gewissenhaftigkeit die selbstgesetzten Arbeitsstunden einhielt, förderte ihn diese Regelmäßigkeit ganz außerordentlich. Die Freude an der Natur und die Freundschaft zu seinen Bundesbrüdern schützten ihn vor dem Überarbeiten, und wenn er sich trotzdem oft recht ermüdet fühlte, so lag das meist an den angreifenden Kuren, denen ihn das unsichere Tasten oder das schnell fertige und oberflächliche Urteil seiner Ärzte unterwarf. Die Richtung seiner Studien war noch überwiegend historisch, wenn auch mit juristischen und staatswissenschaftlichen Beschäftigungen durchwoben. Überall aber treten die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit zu Tage; er traktiert

jede Disziplin so, als wolle er sich ihr ganz hingeben. Völlig klar ist ihm, daß der künftige Historiker einer Einsicht in die wirtschaftlichen und rechtlichen Grundlagen des Staatslebens in Vergangenheit und Gegenwart nicht entraten kann. Aber zunächst richtet sein Blick sich noch nicht auf einen bestimmten künftigen Beruf, er will rezipieren und sammeln, die Fähigkeiten, die in ihm ruhen, möglichst allseitig ausbilden, das erscheint ihm als seine Pflicht, und an Stein hat er gelernt, daß die Pflichterfüllung den Weg zu den höchsten Zielen der Menschheit freilegt. Neben den Fachstudien pflegt er Philosophie und Literatur, und er fühlt sich hoch beglückt, in sich selber einen Dichter erkannt zu haben. Dahlmann und Otto Abel einerseits, Simrock und Ernst Moritz Arndt andrerseits, üben von seinen Lehrern den größten Einfluß auf ihn. Im letzten Grunde aber ist er auf sich selbst angewiesen. Sein Leiden ist ihm eine Schule der Charakterbildung, es kann ihn wohl tief bekümmern, aber nicht niederdrücken, und sein letztes Wort bleibt stets: es muß ja doch gehen. In religiöser Beziehung steht er noch ganz auf dem Boden jenes fröhlichen Christentums, das er aus Schule und Haus mitgenommen hatte. Es ist ihm der Halt in den Anfechtungen, die durch sein Leiden stets aufs neue an ihn herantraten. Auch in den Naturwissenschaften sucht er sich zu vervollkommnen, doch hatte er dabei mehr zu populärer Lektüre als zu eigentlichen Studien gegriffen und durch Gespräche mit seinen Freunden, namentlich mit Oppenheim, sich das Verständnis für die großen Gesichtspunkte offen zu halten gesucht, die der neue Aufschwung der Naturwissenschaften eröffnete. Die Politik des Tages verfolgte er mit regem Interesse, wo es sich um deutsche Dinge handelte, mit Leidenschaft; auch hier zeigte sich jedoch nicht eine neue Richtung, er stand im wesentlichen noch auf demselben Boden, wie in den letzten Dresdner Schulzeiten. Aber vertieft und gestärkt war ihm der Glaube an die große Zukunft Preußens durch Dahlmanns felsenfesten Glauben. Nach 1861 erinnert ihn Frensdorff, der wie Treitschke selbst ein entschlossener preußischer Patriot war, an ein Wort Dahlmanns, das den studentischen Hörern tief im Gedächtnis geblieben

war: „An den Hohenzollern Preußens können wir ein solches Herrscherhaus nicht nur haben, sondern mit dem schlechtesten und besten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht an ihnen haben. Es ist gar keine Zukunft möglich für Deutschland ohne Preußen.“ Das klingt wie ein Satz herausgeschnitten aus einer Vorlesung Treitschkes in Leipzig oder Freiburg. So ganz war ihm Dahlmanns politisches Denken in Fleisch und Blut übergegangen.

Ein Bild Treitschkes aus diesen Jahren hat sich nicht erhalten; die Gesichtsbildung erinnerte an den Vater, die großen braunen Augen hatte er von der Mutter; er war kräftig, hochaufgeschossen, wenn auch in Folge der Quälereien seiner Kuren nicht so entwickelt, wie es der mächtigen Anlage seines Körpers entsprochen hätte. Stärkere Bewegung, vielleicht auch mehr physische Pflege, als er sich gestattete, hätten ihm notgethan. Aber er war zu sorglos und zu optimistisch, um in dieser Hinsicht an sich zu denken. Der Gesamteindruck, den wir gewinnen, zeigt uns einen selten reifen achtzehnjährigen jungen Mann von genialer Anlage, festem Willen und einer Liebenswürdigkeit des Herzens, die alle anzog, die mit ihm in Berührung kamen; denn obgleich ohne jede Herrschsucht, hatte er doch das Bedürfnis, seine Überzeugungen zu propagieren, er suchte Gesinnungsgenossen und führte sie zu seiner Gesinnung hinüber. Wer sich einmal an ihn geschlossen hatte, ließ nur schwer von ihm, er selbst blieb unbedingt treu und pflegte sich das Bild seiner Freunde, je länger je mehr, zu idealisieren.

Viertes Kapitel.

Die letzten Studentenjahre.

Heinrich traf Anfang September 1852, wie es geplant war, in Dresden ein und feierte seinen Geburtstag mit den Eltern. Obgleich die Ferienzeit von rechtswegen ganz der Erholung hätte gehören sollen, zeigte sich doch, nachdem die ersten

Freuden des Wiedersehens ausgekostet waren, daß er ohne ernstere Beschäftigung sich nicht wohl fühlen konnte, und so begann er, sich in einen poetischen Stoff zu vertiefen, den er in anderer Form schon dichterisch behandelt hatte. Unter den „Frankonenliedern“ findet sich ein Gedicht von ihm: „Das Königreich von Rappoltstein“:

„War einst ein Graf von Rappoltstein,
Nicht g'rade sehr gelehrt — o nein!
Jedoch der letzte stets beim Faß
Und sang den allertiefsten Baß.

Der Kaiser Friedrich war ihm gut,
Sprach einst zu ihm: „Du lustig Blut,
Mein Reich ist groß, nimm dir davon
Ein Stück als deiner Freundschaft Lohn.“

Da sprach der Graf: „Wohl, Euch zum Tort
Nehm' ich mir gleich das Beste fort,
So weit man singt am grünen Rhein,
Will ich der Sänger König sein.“

Das Gedicht verherrlicht dann die Burschenschaft als die fröhliche Fortsetzerin des Rappoltsteiner Königtums und mündet aus in einem Hoch auf die Burschen. Jetzt aber dachte er den Stoff tiefer aufzufassen. Es sollte eine umfassende Arbeit werden, ein Gedicht in mehreren Gesängen; wir wissen, daß er ein volles Jahr hindurch sich mit dem Gegenstande beschäftigt hat und daß ihn die Arbeit innerlich beglückte. Anfangs hatte er seinen Stoff auch dem Vater gegenüber geheim gehalten, später erwähnt er das Thema nur kurz; „es ist,“ schreibt er, „jenes wunderbar phantastische Sängerkönigtum, das Königtum der Spielleute und fahrenden Sänger, denen die Grafen von Rappoltstein im Elsaß im Mittelalter vorstanden.“ Er scheint später seine Arbeit vernichtet zu haben, und das ist begreiflich, denn je mehr er sich in die Meisterwerke unserer Literatur vertiefte, um so höher stiegen die Ansprüche, die er an sich selber stellte. Damals aber glaubte er auf rechter Bahn zu sein, und fast durch ein Machtgebot mußte er von seinen Büchern losgerissen werden. So hat er dann noch seinen Freund von Könneritz in

Mulda (südlich von Freiberg) und den Onkel Oppen in Niemegk besucht und etwa vierzehn Tage mit Jagen, Reiten und weiten Spaziergängen froh verbracht. Ende Oktober traf er in Leipzig ein. Der Gedanke an die „Siebenhügelstadt“ an der Pleiße war ihm keineswegs verlockend gewesen; er hatte sich ohne Widerspruch gefügt, weil er den Wunsch der Eltern kannte und auch selbst der Meinung war, daß er hier etwas Tüchtiges werde lernen können.

Am 23. Oktober 1852 ward er immatrikuliert, und zwar für Kameralwissenschaften. Belegt hatte er bei Roscher praktische Nationalökonomie, bei Bülau Polizeiwissenschaften, bei Biedermann allgemeines Staatsrecht und Staats- und Kulturgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert.

Aber er erlebte bald die schmerzlichste Enttäuschung. Er konnte keinen einzigen der Professoren verstehen, sie sprachen teils zu leise, teils war ihr Organ ihm unverständlich. „Sie hätten ebenso gut malayisch reden können.“ Auch bei Albrecht konnte er nicht folgen. So blieben ihm denn nur das leidige „Heftereiten“ und die Bibliothek. Aber gute Hefte waren nur von Albrecht zu haben, und in der Universitätsbibliothek war in den letzten dreißig Jahren fast gar nichts für Staatswissenschaften angekauft worden; erst später machte er die Entdeckung, daß er an der Stadtbibliothek eine ergiebige Hilfsquelle finden könne.

Seinem Freunde Wilhelm Nokk hat er ein schmerzlich humoristisches Bild dieser traurigen Anfänge entworfen: „Was solches Nachreiten (gewissermaßen der wissenschaftliche stille Suff) für eine Freude ist, weißt Du; und ich habe noch dazu die Schwäche, daß ich mich dadurch allemal an mein Leiden gemahnt fühle und ganz versimpelt werde. Mittags zu Tisch in ein Hotel, wo kein einziger Student ißt. Denn diese Kerle futtern für drei Köder in Kneipen, gegen die Madämchen mit ihren Kellerwürmern noch golden ist. Nachher entweder in ein Café oder ein Spaziergang auf die romantischen Punkte, als da sind: das Rosenthal, ein Buchenwäldchen, noch halb in der

Stadt . . . ., ferner der Thonberg mit der geologischen Eigentümlichkeit, daß man bergab dahin geht; endlich Gohlis mit seiner berühmten Gose . . . . — das ist auf Cerevis alles, schlechthin alles Interessante in der nächsten Umgebung."

Ebenso brachte ein historisches Privatissimum bei Wuttke nichts als Enttäuschungen. Wuttke sprach in der ersten Stunde „über Dahlmann, über Champollion, über die Allgemeine Zeitung — kurz, de omni re scibili et quibusdam aliis — immer geistreich und unterhaltend, aber erst als das Kolleg aus war, dämmerte ihm eine unklare Idee auf, daß er eigentlich ein historisches Seminar hatte halten wollen." Auch sind diese „Übungen" sehr bald eingegangen. Nun versuchte Treitschke unter den Studenten eine staatswissenschaftliche Gesellschaft zu begründen, aber er scheiterte an der entschlossenen Interesselosigkeit aller, an die er sich wandte. Überhaupt mißfiel ihm das Leipziger Studentenleben recht gründlich. Seine Schulbekannten waren teils so verändert, daß er Gott dankte, wenn er ihnen aus dem Wege gehen konnte, teils plagten sie sich, wie Heinrich sagt, in recht kindischer Weise mit Examensorgen, oder aber sie waren in „einen abscheulichen Weltschmerz verfallen, wie man ihn gewöhnlich in der Sekunda empfindet." Auf den Sekundanerstandpunkt aber war Treitschke nicht mehr zurückzuschrauben. „Da sprechen diese Menschen fortwährend von ‚Du bist wie eine Blume' oder ‚Lilie, weiße Lilie' und ich gelte bereits für ein stumpfsinniges Etwas auf zwei Beinen, das nur durch eine unbegreifliche Verwechslung der Begriffe zu dem Namen Mensch gekommen ist . . ." „Donnerwetter!" so schließt er diesen Erguß, „nun ist es herunter vom Herzen." So hielt er sich — da auch die Korps ihm nur wenig gefielen — von den Studiengenossen abseits, und schmerzlich wandten sich seine Blicke zurück nach Bonn, wo alles so ganz anders gewesen war. Er arbeitete rastlos zu Hause und suchte nebenher auf Wunsch der Eltern in einigen der Familie befreundeten Leipziger Häusern anzuknüpfen. Der Oberstleutnant von Reitzenstein, der Finanzrat Pönitz, das gastfreie und gemütliche Demianische Haus, die Familie Dufour

haben ihm dann Ersatz geboten für die nun einmal nicht wiederzugewinnende Burschenherrlichkeit der Bonner Semester. Auch einen Bekannten entdeckte er nach einiger Zeit, den Hannoveraner Baetke, der ihm bald sehr befreundet wurde und dem er auf einsamen Spaziergängen sein übervolles Herz ausschüttete. Allmählich aber lernte er sich in Leipzig halbwegs heimisch fühlen; ein Besuch in Halle hatte ihn einigermaßen mit den mageren Naturschönheiten Leipzigs ausgesöhnt, und dem gesellschaftlichen Leben lernte er auch bald einen Reiz abgewinnen. Namentlich hatte er Freude an den Konzerten im Gewandhause, denn Musik konnte er hören, und es macht einen ergreifenden Eindruck, wenn man in seinen Briefen liest, wie begeistert er über die Aufführung Beethovenscher Symphonien spricht: „es war mir, als könnte ich ihn handgreiflich fassen, als stände er vor mir, als dieses Meer von Jubeltönen sich wie ein gewaltiges Sturzbad über mich ergoß. Und vor dieser ... siegenden Zuversicht, schwanden meine eigenen Sorgen."

Er hatte gleich anfangs Tanzstunden zu nehmen begonnen; bald kamen Bälle, denen er sich nicht entziehen konnte; er meinte schließlich, es sei ihm ganz gesund, sich auch einmal in anderen Kreisen zu bewegen als bisher. Die Hauptsache aber blieb natürlich das Studium. Am schwersten fiel ihm dabei der Verzicht auf Albrechts Vorlesungen, aber er sagte sich, daß ein theoretisches Studium von Polizeiwissenschaften und Nationalökonomie überhaupt einseitig sei. Es wurde ihm jetzt bewußt, daß auch Dahlmanns Vorlesungen da, wo er auf praktische Gegenstände gekommen war, doch nur dürftig gewesen seien, und so erklärte er dem Vater, daß er jedenfalls nach bestandenem Examen entweder reisen oder aber ein halbes Jahr an einer landwirtschaftlichen oder technischen Anstalt werde hospitieren müssen.

Den Plan, sich an die Lösung der Preisaufgabe: „Über den Unterschied der nationalökonomischen Systeme von Hume und Smith" zu machen, ließ er bald fallen. Ihm war der Gedanke ganz unerträglich, daß er dann gar keine Zeit für seine poetischen Arbeiten haben werde. „Was das schöne heitere

Leben am Rhein immer unterdrückte, das bricht jetzt mit unwiderstehlicher Gewalt hervor, der Wunsch, endlich einmal etwas zu thun, zu leisten, mit diesem ewigen Vorbereiten aufzuhören." Und doch schien es ihm unmöglich, an der Pleiße ein frohes Lied zu dichten. Schon im Oktober schrieb er einem Freunde, er könne den Augenblick kaum erwarten, da er die waldigen Höhen, die stolzen Paläste und Brücken seiner Vaterstadt wiedersehen werde.

Wie eine Erlösung kam es ihm daher vor, als er Weihnachten in Dresden verbringen durfte. Ein Brief von Wilhelm Noff, dem Vertrauten seiner poetischen Arbeiten, steigerte ihm die Lust am Schaffen; „ich halte es für keinen Zufall, daß Dein Schreiben gerade in der Stunde kam, wo ich es am nötigsten brauchte; es gibt eine Macht, die sich freut, wenn zwei junge Herzen sich in offener Freundschaft entgegenschlagen . . ." Dann aber ging mit dem neuen Jahre das Leipziger Leben im früheren Stile weiter. Er hatte sich, um nicht ganz in nationalökonomisch-juristischer Arbeit aufzugehen, die Geschichte Englands von Macaulay zum Privatstudium gewählt und freute sich an des Engländers großartiger Auffassung der Geschichte, an der kräftigen, freien Gesinnung und an seinem „wunderbaren Gedankenreichtum". Auch Gervinus Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts beschäftigte ihn. „Ich stimme zwar durchaus nicht mit allem, was er sagt, überein, anregend und geistreich aber ist die Schrift in höchstem Grade. Wie man in dieser trockenen wissenschaftlichen Darstellung etwas Gefährliches sehen kann, ist mir unbegreiflich. Ebenso gut könnte man die sämtlichen Werke von Fichte und Hegel konfiszieren." So fand dieses im Grunde recht öde erste Leipziger Semester endlich seinen Abschluß. Es war ihm eine wahre Herzensfreude, als der Vater ihm gestattete, zu Ostern nach Berlin zu fahren, wo er bei einem Freunde wohnen konnte und wo zur Zeit zwölf Frankonen beisamen waren. Auch hatte er noch keine große Stadt gesehen und wirklich eine Erholung verdient, da er in dem ganzen Winter „nie einen angenehmen Abend in Gesellschaft" zugebracht hatte.

Treitschke bedurfte sehr dringend dieser Erholung. Er hatte von seinem Semesterwechsel von 180 Thlr. 80 nach Bonn schicken müssen und suchte nun das Defizit durch eine Sparsamkeit auszugleichen, die seinem Körper schädliche Entsagungen auflegte und doch nicht zum Ziele führte. Er hatte, wie er seinem Freunde bekannte, im letzten Quartal eine in diätetischer Hinsicht allerdings unverantwortliche Lebensweise geführt: „bei Nacht wachen, bei Tage schlafen, ewige Aufregung durch poetische Arbeiten und dann als Erholung statistische Arbeiten, dazu auch ewiger Ärger wegen Penur!" Da der Vater ihm einen besonderen Zuschuß für die Berliner Reise schickte, hat er „die überglücklichen Tage in Berlin" in vollen Zügen genießen können: „Früh zogen wir in die Museen und Sammlungen, nachmittags bewunderten wir das Treiben und Wogen auf den Straßen, und abends vereinigte uns nach dem Theater der edle Bierstoff in der Kneipe der Spreefrankonen. Da habe ich denn in acht Tagen mehr gedacht und gelebt, als im ganzen Semester vorher. Ich hatte alles, was mein Herz begehrt. Daß ich Dir von der Zerstörung Jerusalems und den andern Kaulbachschen Fresken schreiben soll (nach meiner Ansicht der Triumph des Gedankens, aber nicht der Kunst) oder von dem betenden Jüngling im Antikenkabinet, das mir zuerst klar gemacht, wie die Form so herrlich sein kann, daß man sie ganz vergißt und nur den Geist sieht, — oder von dem Romeo der Johanna Wagner oder von der Gräfin Terzky der Crelinger — das wirst Du nicht verlangen. Nicht einmal Correggios Jo kann ich schildern, obgleich ich eine volle Stunde davor gestanden, bis mir ganz wirr im Kopfe wurde und ich nur den einen Gedanken hatte:

‚Zu ewig ist die Ewigkeit für meine schwache Phantasie,
An einer warmen Wogebrust ein Wonnestündchen ist genug!'"

„Ich habe", schließt er, „dort zum erstenmal seit langem wieder gemütlich gekneipt und mich meines Lebens im schönsten Sinne des Wortes gefreut."

Anfang Mai war er wieder in Leipzig. Belegt hatte er deutsches Staatsrecht bei Albrecht, theoretische Nationalökonomie und Statistik bei Roscher, Landwirtschaftslehre bei Jacobi und

Berg- und Hüttenwesen bei Kerndt. Es ist, obgleich er keine dieser Vorlesungen besuchte, wichtig, davon Notiz zu nehmen, da Treitschke in seinen Privatstudien stets gewissenhaft Schritt hielt mit dem von den Professoren in ihrem Kolleg durchgenommenen Stoff. Zu erzählen ist über dieses Semester nur wenig.

In der Pfingstwoche unternahm er mit Gutschmid einen Ausflug in die Lausitzer Berge. Sie besuchten dabei Herrenhut und verbrachten dort eine Nacht. „Wir waren wie von einer schweren Last befreit, als wir die fromme Stadt wieder verlassen konnten. Weiß Gott, wie es zugeht: man fühlt, wie fromme, brave Leute das sind ohne alle Heuchelei — sie sind so über allem Weltlichen erhaben, daß sie die Regeln unseres prüden Anstandes ganz außer acht lassen: man zeigte uns mit der größten Naivetät die Schlaf- und Wohnzimmer in dem Schwesternhaus — und alle Welt behandelt einen freundlich und zuvorkommend, und doch hat man das drückendste Gefühl von der Welt: kein lautes Wort, keine lebhafte Geberde — alles, alles nach Regel — alle sind einander gleich, aber nicht als Menschen, sondern als Knechte Christi, das Individuum verschwindet gänzlich, jedes Gesicht hat den gleichen Ausdruck — es ist eine entsetzliche Leere dort ..... und doch darf ein Mann, der mächtig wirken will, nicht im allgemeinen verschwinden: er muß seine Individualität so schroff in die Welt hineinrücken, daß sich das Gemeine die Stirn daran einrenne. Und doch ist diese Entsagung des eigenen Ich der Gipfel der Selbstbeherrschung; es gehört eine kindliche Reinheit dazu, die wir alle nicht mehr besitzen. Darum ergriffen mich auch dort die widersprechendsten Gefühle: ich fühlte da eine stille Größe, zu der ich nicht hinaufreiche, nicht hinaufzudenken wage und die ich doch als einen überwundenen Standpunkt betrachten kann."

Als Treitschke nach Leipzig zurückkehrte, fühlte er sich wie „aufgerüttelt". Das Verlangen, dichterisch zu produzieren, kam mächtig über ihn. Er hatte seit dem Januar einen dramatischen Stoff unter der Feder. „Es ist", schrieb er dem Freunde, „der Kampf Erzbischof Annos von Köln, einer der edelsten und groß-

artigsten Schurkengestalten, von denen ich je gehört, mit den Bürgern seiner Stadt. Im Hintergrunde stehen die großen Verwicklungen des Reichs unter Heinrich IV. Anno siegt anfangs, nachdem die Stadt sich gegen seine Übergriffe erhoben, überhebt sich dann selbst gegen den Kaiser, den er zu erretten verschmähk, weil ihm nicht genug Zugeständnisse gemacht werden; doch endlich siegt die stille Bürgerkraft, er fühlt, daß er ohne sein Volk nichts ist u. s. w." Dieses Drama, von dem im März bereits vier Akte fertig waren und das er nach jener Pfingstreise wieder aufzunehmen dachte, ist schließlich doch in der Leipziger Luft erstickt. Auch unter den Papieren Treitschkes hat sich keine Spur gefunden, die darauf hinwiese. Aber im April 1896, kurz vor seinem Tode, war ihm Wildenbruchs Heinrich IV. in die Hände gefallen, und er las das Drama mit steigender innerer Erregung. Namentlich die Figur Gregors VII. fesselte ihn, er kam immer darauf zurück. Es war ein verwandter Stoff, wie er ihm vor über vierzig Jahren vorgeschwebt hatte; die längst begrabenen Gestalten seiner Jugenddichtung mochten ihm lebendig werden. Wie wehmütig ihm dabei ums Herz war, hat er Niemandem gesagt. Damals aber, im Sommer 1853, ließ er sein Drama ruhn. Das Semester verging ihm in stiller und rastloser Arbeit. Außer an Baetke hatte er noch an Professor Overbeck, der als Philologe nach Leipzig berufen war und als Stifter der Frankonia (1845) ihm fast wie ein alter Bekannter erschien, einen befriedigenden, wenn auch nicht gerade sehr regen Umgang gefunden; im übrigen lebte er, wie er dem Vater schreibt, nach dem Burschenliede:

„Das Ochsen ist sein Hauptgenuß,
Nur wenn er sich erholen muß,
Trinkt er auch manchmal Bier!"

Solch eine Ausnahme bot im Juni ein Kommers der Westfalen, der ihm jedoch nur die Sehnsucht nach dem Schwung der Bonner Tage erweckte, eine schmerzliche Abwechslung ein Besuch bei einem früheren Schulkameraden Heyne. Er hatte dabei die Empfindung, daß er im gesellschaftlichen Leben wohl noch lange eine traurige Rolle spielen werde. „Wir waren",

erzählt er, „den Nachmittag beim Rittergutsbesitzer Schade in Jessewitz; da war eine kleine Gesellschaft, man war sehr fröhlich — an mir aber ging alles vorbei, als wäre ich nicht vorhanden, ich verstand keine Silbe, konnte kein Wort mitreden — kurz befand mich recht trostlos, obgleich ich nachgerade daran gewöhnt sein sollte. — Nun, den momentanen Ärger kann ich mir freilich nicht ersparen — wenn ich nachher daran ruhig zurückdenke, so glaube ich doch: es ist so am Besten. Denn das einzige praktische Resultat, was ich daraus ziehen kann, ist allemal: werde ein recht tüchtiger Mensch und ersetze durch deinen Wert, was Dir die Natur versagt! Und dies ist eine von den Lehren, die sich nur im Schmerze lernen lassen."

In Schmerz und unter inneren Kämpfen ist ihm endlich auch das lange zweite Leipziger Semester abgelaufen. Es war ihm trotz allem gelungen, mit den Vorlesungen gleichen Schritt zu halten, gewiß eine außerordentliche Leistung, wenn man weiß, wie gründlich er diese Mit- und Nacharbeit betrieb. Je mehr aber das Ende des Semesters nahte, um so deutlicher wurde ihm bewußt, daß er körperlich und geistig ein Ende machen müsse mit diesem für sein inneres Leben so unfruchtbaren Leipziger Gelehrtenleben. Denn das war es, kein Studentenleben, und auch wissenschaftlich ließ sich von einem längeren Bleiben nichts Rechtes mehr erwarten. Die Vorlesungen wiederholten sich, und Roscher selbst riet ihm dringend, in Bonn oder in Tübingen den Abschluß für seine Studien zu suchen. Heinrich schwankte, „wie ein indischer Bramine, der sich fragt, ob er als Rind oder als Pferd seine Seelenwanderung antreten werde," — der Lektionskatalog schien für Tübingen zu sprechen. Wir wissen nicht recht, was zuletzt doch den Ausschlag für Bonn gegeben hat.

Heinrich hatte die Ferien zu Hause verbracht und es so recht genossen, mit Eltern und Geschwistern zu verkehren. Die Leipziger Zeit hatte ohnehin den einen Vorteil gehabt, daß er häufiger, als es von Bonn aus möglich gewesen war, das elterliche Haus aufsuchen konnte; er meinte, das habe ihn „ja fast wieder zum Familiengliede gemacht". Der Vater, der in-

zwischen das Kommando der 2. Infanterie-Division erhalten hatte, zeigte lebhaftes Interesse für die poetischen Arbeiten des Sohnes und vertraute ihm die eigenen Gedichte an, die Heinrich mit Rührung und Bewunderung las; es war ein recht herzliches Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis zwischen Vater und Sohn. „Du weißt", schreibt er an Rokk, „wie schön es ist, ein guter Sohn zu sein, und wie herrlich das Leben wäre, wenn man in Bezug auf solche Bande der Natur und des Herzens immer ein Kind bleiben könnte." Am 18. Oktober kam dann der Abschied zur zweiten Studienfahrt nach Bonn, und es schien, als solle damit auch, nach der Leipziger Prosa, die Poesie der ersten Studentensemester wieder aufleben.

Alles ließ sich gut an. Heinrich hatte nach zweitägigem Aufenthalt in Leipzig, der zur Ordnung seiner Angelegenheiten unerläßlich war, die Weiterfahrt angetreten, und wieder erregte ihm alles wie vor 2½ Jahren Entzücken und Freude. „Land und Himmel waren lachend und heiter — im Coupé saß ein Bummler, der auf einer Harmonika spielte — jubelnd sang die ganze Reisegesellschaft, Bauern und Soldaten, Studenten und Mädchen mit — es war ein lustiges Bild, wo einem das Herz aufging: eine solche harmlose Lust an Poesie und Gesang findet man doch nur bei unserem Volke." Als ihn dann von Frankfurt aus der Dampfer nach Bonn führte, das Schiff sich dem Rheinthal näherte, die Nebel sich hoben und nun alle die alten Bekannten, Burg auf Burg, Fels auf Fels, grüßend im Sonnenschein auftauchten, — wer wollte es beschreiben, wie ihm die Seele aufging in Jubel und Lust. Die Freunde hatten ihn erwartet; ein Abend herrlichen Wiedersehens leitete die neue Periode seines studentischen Lebens ein. Im Fluge verging ihm die erste Woche. Er hatte sich eine „allerliebste" Wohnung in der belebtesten Straße der Stadt gemietet. Es war eine rechte Frankonenburg, in der außer ihm noch sein Freund, der Hamburger Oppenheim, Alexander von der Goltz, Rheinländer, ein Märker von Rinow und ein Stettiner Robert Most wohnten: „also fast alle Teile Deutschlands vertreten und zwar durch ihre besten Söhne", schreibt er nicht ohne Stolz dem Vater. Er

fand Bonn im neuen Glanz der eben eingeführten Gasbeleuchtung wie festlich geschmückt, als wäre es ein Abglanz der strahlenden Heiterkeit, die in ihm lebte. Um so eifriger aber ging er an seine Studien. Er wollte deutsches Privatrecht mit Handels- und Wechselrecht hören, Kirchenrecht, Finanzwissenschaft und Landwirtschaftslehre, dazu die stehenden Begleiter des ganzen kameralistischen Studiums: die politische Geschichte und Statistik. An Goltz und dem Westfalen Bachmann hatte er in seiner Verbindung zwei ältere Juristen gefunden, die schon auf anderen Universitäten studiert hatten, und vom Verkehr mit ihnen versprach er sich Förderung und Anregung.

Das landwirtschaftliche Kolleg hörte er bei Dr. Hartstein in Poppelsdorf, den er ganz verstehen konnte. Hartstein, „ein sehr tüchtiger junger Mann“, begegnete ihm außerordentlich zuvorkommend, war es doch eine fast unerhörte Thatsache, daß ein Student, der nicht Landwirt war, für die praktische Landwirtschaft ernstes Interesse zeigte. Simrock, den er schon in den ersten Wochen aufsuchte, freute sich, ihn wiederzusehen. „Er war mit meinen Fortschritten sehr zufrieden, wie er sagte, und ermutigte mich, fortzufahren. Doch warnte er mich wie Du, lieber Vater, vor der Wahl von Stoffen, die einen Mangel an versöhnendem Element in sich tragen. Leider ist es mir jetzt rein unmöglich, mich mit Poesie zu beschäftigen; ich muß viel arbeiten, besonders nimmt mir die Geschichte und Politik der Nationalökonomie sehr viel Zeit weg, da sie aus einer Menge von Büchern herausgelesen werden muß. Um so anziehender ist es dann aber, in dem lebensvollen wechselreichen Gang der Geschichte die allgemeinen Gesetze bestätigt zu finden, die wir theoretisch in der Wissenschaft gelernt.“ Die Schriften von E. Engel und Knies beschäftigten ihn vornehmlich; daneben nahm er Gervinus Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts nochmals vor und gewissermaßen als Erholung die eben erschienene „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert“ von Julian Schmidt. Das Buch gefiel ihm trotz mancher Härten und allzugroßer Nüchternheit des Urteils sehr wohl; er freute sich an dem ernsten protestantischen Geiste,

der es durchwehte. Diese Literaturgeschichte erschien ihm wie eine kühne That, als „die scharf ausgesprochene Opposition eines kräftigen Geistes gegen die verschwommene Weichlichkeit“ der Modeliteratur. Häufig tritt uns in Treitschkes Briefen aus dieser Zeit der Gedanke entgegen, daß je weiter er in seiner Wissenschaft fortschreite, um so unermeßlicher auch das Feld werde, das sich vor ihm erschließe. Aber diese natürliche Erkenntnis entmutigte oder erschlaffte ihn keineswegs. Er war, bei allem Streben ins Weite, doch gewohnt, vor allem dem nächsten Ziele mit voller Kraft nachzugehen und erst, wenn er es erreicht hatte, sich ein zweites zu setzen. Jetzt lag ihm seine Doktorschrift im Sinn, die ein Gebiet der Wirtschaftsgeschichte oder der theoretischen Nationalökonomie behandeln sollte, eins der vielen Probleme, die sich ihm bei seinen Studien als der Lösung bedürftig aufgedrängt hatten, er wußte selbst noch nicht recht, welches. Hier aber machte sich ihm ein Mangel der Universität Bonn geltend. Die Universitätsbibliothek war wenig ausreichend, und da vollends eben damals eine Katalogisierung und Neuordnung der Bücher vorgenommen wurde, fiel es oft schwer, auch nur die notwendigsten Werke zur Benutzung zu erhalten. Zwar halfen ihm Loebell und Dahlmann mit ihren Privatbibliotheken aus, aber die Abhängigkeit, in die er sich dadurch versetzt sah, war um so lästiger, als er manche Bücher überhaupt nicht bekommen konnte. Das brachte ihn auf den Gedanken, das nächste Semester in Tübingen zu studieren und dort seine Doktorschrift zu beendigen. Dabei mochte auch die Erwägung mitspielen, daß die studentischen Verhältnisse ihn doch mehr in Anspruch nahmen, als seiner Gewissenhaftigkeit erlaubt schien. Gleich anfangs hatte die Studentenschaft unter Führung der Frankonia dem neuen Rektor Sell einen Fackelzug gebracht. Dann hatte die Verbindung Treitschke zum Ehrenrichter und der akademische Leseverein ihn zum Vorstandsmitgliede gewählt; am 10. Dezember fand ein vom herrlichsten Wetter begünstigter Kommers in Remagen statt, und dann kam die gemeinsame Weihnachtsfeier, für die man ihn in die Weihnachtskommission gewählt hatte, die die Vorbereitungen für das

Fest besorgte. Das war nun alles über Erwarten schön und harmonisch verlaufen. „Schon ½7 Uhr mußte ich auf unsere Kneipe gehen, um als Weihnachtskommissar bescheren zu helfen. Ein großer Lichterbaum war in der schön geschmückten Kneipe angezündet; durch Beiträge waren Geschenke angeschafft worden, die dann verlost wurden; außerdem lagen für jeden Geschenke von seinen speziellen Freunden auf zwei langen Tischen. Nach 8 wurden die artigen Kinder hereingerufen; da erhielt zunächst jeder ein sogenanntes Bummelgeschenk d. h. irgend eine Kleinigkeit, von passenden Versen begleitet, worin irgend eine Schwäche von ihm mitgenommen war. Mir hatten die schlechten Menschen als eifrigen Staatswissenschaftler einen § aus Pfefferkuchen machen lassen; um die schändliche Bosheit dieses Geschenks zu ermessen, muß ich Euch sagen, daß dieser Verfassungsparagraph der § 11 war, der im alten Jenenser Kommentbuch also lautet: „Es wird weiter gekneipt." Als jeder in dieser Weise sein verdientes Teil erhalten, begann die eigentliche Bescherung. Ich war in der That ganz beschämt, denn von allen Anwesenden waren mir Geschenke gemacht worden, ich war von allen der am reichlichsten Bedachte. So glücklich mich der Gedanke macht, in so kurzer Zeit den Leuten lieb geworden zu sein, so unbehaglich ist mir doch das Gefühl, daß ich mich unmöglich gegen alle revanchieren konnte; zum Glück denken die guten Jungen nicht daran. — Der Abend war wirklich prächtig, man sah so recht, wie von Herzen die Leute einander lieb haben. Leider fehlte das unentbehrliche Weihnachtsgebäck, der Stollen, den man hier gar nicht oder vielmehr nur in einer winzigen Ausartung kennt, die den ehrwürdigen Namen gar nicht verdient. Nach der Bescherung schlich ich mich auf ein Stündchen nach Hause. Es war eine helle stille Schneenacht, ganz zu stiller Rückerinnerung auffordernd; in den entlaubten Alleen des Hofgartens herrschte festliches Schweigen, aber nur in wenigen reichen Häusern brannten Weihnachtsbäume; der arme Bürger, der sich von seinen Einmietern nährt, hat dazu Wochentags keine Zeit, er thut es am Abend des ersten Feiertags; gerade dieser Mangel des frohen Familienlebens weckt die Sehnsucht nach

den glücklichen Weihnachtsabenden der Heimat um so lebendiger. So habe ich denn in meiner stillen Stube mich lange mit Euch unterhalten und Euch meine innigsten geschwisterlichen und kindlichen Grüße gesendet, wußte ich doch, daß hundert Meilen entfernt edle Herzen sich meiner froh erinnerten. Dann ging ich wieder hinaus zu meinen Freunden und rieb dort mit meiner Familie (d. h. mit meinem Leibfuchs und meinem Hausknochen im Hotel Raeth) einen kräftigen Salamander auf das Wohl unserer Lieben in der Ferne."

Eine große Freude war es ihm, als das neue Jahr die Nachricht von der Erwerbung des Kriegshafens am Jahdebusen durch Preußen brachte. „Endlich einmal ein kräftiger, entschiedener Schritt Preußens, endlich einmal ein Versuch, die alte Schmach auszulöschen, welche die erste seefahrende Nation der Welt dem Meere entfremdet hat. Gott gebe, daß diese kecke That, über die sich jedes gute deutsche Herz freuen muß, segensreiche Folgen habe." Er bearbeitete gerade damals Stoffe aus der Geschichte der Hanse poetisch und hatte seine helle Freude daran. „Klingt es uns doch wie ein Märchen, daß Jahrhunderte hindurch die Dänenkönige, nachdem ihre Angriffe auf die Hanse fehlgeschlagen, sich von dem deutschen Städtebunde in ihrer Würde bestätigen lassen mußten. Dahin," so schließt er, „hat es die flache Aufklärungssucht des letzten Jahrhunderts, die kein „Volk" kannte, gebracht, daß wir den schönsten Teil unserer Geschichte vergessen haben." Die orientalische Frage interessierte ihn nur wenig, gegen Kaiser Nikolaus hatte er eine instinktive Abneigung; die Politik Englands und Frankreichs erschien ihm feige und hinterlistig. Tausendmal mehr interessierten ihn die damaligen inneren deutschen Angelegenheiten, wie etwa die preußische Grundsteuerfrage, über die er mit Perthes eingehend hatte reden können. Aber es ist für Treitschkes historisch-politischen Scharfblick doch sehr bezeichnend, daß, als er das Buch von Beaumont-Vassy über die orientalische Frage las, das ganz im russischen Sinne geschrieben ist, ihm sofort aus dem im Anhang gedruckten Text des Friedensinstruments von Kutschuk-Kainardschi klar wurde,

wie haltlos Rußlands Ansprüche auf das Patronat über sämtliche griechische Christen der Türkei waren. Eine Wahrheit, die bekanntlich erst Bernhardi in seiner Geschichte Rußlands öffentlich ausgesprochen hat. Sehr lebhaft beteiligte er sich an dem Plan, aus der Studentenschaft ein allgemeines stehendes Ehrengericht zu wählen, das der rohen Form der studentischen Kontrahage ein Ende machen sollte. Zu seinem Kummer und zu seiner Entrüstung scheiterte das ganze Unternehmen am Widerstande der Korps.

Der Vater war von Heinrichs Treiben nach allen Richtungen hin befriedigt, wenn er ihm auch die ketzerischen Bemerkungen über den Zaren verwies, der nun einmal in militärischen Kreisen und an den Höfen für „einen der herrlichsten Herrscher“ galt, die es je gegeben. Was ihm Sorge machte, war die fortschreitende Verschlimmerung von Heinrichs Gehör. „Ich selbst bitte Gott,“ so schrieb er dem Sohne, „nicht mehr, wie ich sonst so innig gethan, um Deine Wiederherstellung, denn leider mußte ich die Hoffnung darauf aufgeben, um so andächtiger aber in jedem Gebete um Kraft für Dich, das Dir aufgetragene Übel zu tragen und Dich dennoch zu einem tüchtigen, der Menschheit nützlichen Manne zu machen. Und er wird es thun!“ Um nichts zu versäumen, gab er dem Sohne die Mittel zu einer Reise nach Heidelberg, um den berühmten Ohrenarzt Dr. Chelius zu konsultieren, was freilich nur den einen Erfolg hatte, daß Heinrich sich einer neuen schmerzhaften und völlig wirkungslosen Kur unterzog, die ihn einige Wochen lang arg peinigte, bis er nach Rücksprache mit dem Vater sich entschloß, sie aufzugeben. Mit den Studienplänen des Sohnes war der General ganz einverstanden, er hatte den auch von Heinrich nicht zurückgewiesenen Plan, daß er nach Beendigung der Studien in eines der sächsischen Ministerien treten solle, um etwa unter Engels Leitung statistisch zu arbeiten. Aber in diesen Fragen trat er stets nur als Berater auf, ohne den Anspruch auf endgültige Regelung der Lebenspläne des Sohnes zu erheben. Er sah in ihm bereits den Mann, dem ein Recht zusteht, in den Hauptfragen des Lebens selbst die Entscheidung

zu treffen, und hatte volles Vertrauen zu der Gewissenhaftigkeit, mit der Heinrich seine Entschlüsse vorher erwog.

Nach einem schweren Abschied von den Freunden nahm Treitschke zu Ostern 1854 seinen Weg nach Tübingen.

Er machte einen Umweg über Heidelberg und Freiburg, um einer Aufforderung seiner Freunde, der Brüder Nokk, nachzukommen, bei denen er acht schöne Tage verbrachte. Voraus ging eine Fußtour durch den Schwarzwald mit ihnen und Oppenheim, eine nach der harten Arbeit des Semesters und den ärztlichen Quälereien der letzten Wochen unerläßliche Erholungsreise; sie mutete ihn an „wie ein frisches Lied voll Jugend und Wanderlust", und er hat in farbenprächtigen Schilderungen den Eltern und Geschwistern davon berichtet. Auch in Straßburg ist er damals einige Stunden gewesen. „Wir gingen als einfache Spaziergänger unangefochten hinüber, sahen den Münster und ärgerten uns nach Kräften über die roten Hosen, die französischen Schilder an den Läden, worin man kein französisches Wort spricht, und über die langweilige Stadt. Nur die Partien an den Kanälen haben etwas Originelles." Ende April traf er in Tübingen ein: „ein so schmutziges, winkliges und holpriges Nest, wie ich wirklich noch nicht mein Lebtag gesehen." Dippoldiswalde sei im Vergleich dazu die reine Residenzstadt.

In Tübingen ist Treitschke bis Anfang September geblieben, und obgleich über diese Zeit in seinen Briefen ein sehr anziehendes und reiches Material vorliegt, das, wenn einst diese Briefe veröffentlicht werden, wohl auf Niemanden seinen Reiz verfehlen wird, läßt sich rasch darüber hinweggehen. Es war im wesentlichen eine Zeit stiller und einsamer Arbeit, denn wenn auch Treitschke mit vier Frankonen in einem Hause wohnte und in Tübingen im ganzen fünfzehn Norddeutsche studierten, fand er doch unter ihnen Niemanden, zu dem es ihn hingezogen hätte. Erst allmählich lebten sie sich mit einander ein.

Auch sonst waren die äußeren Verhältnisse seines Lebens oft niederdrückend. Er hatte, wie es in einem Briefe an seinen Freund R. Martin heißt, eine „unbändige Sehnsucht" nach Bonn

6*

zu bekämpfen, und vollends als ihm die dringende Aufforderung kam, doch ja nicht den Sommerkommers der Frankonia zu versäumen, ward ihm das Herz schwer. „Stell mich auf den Kopf, ich kanns doch nicht. Den Doktor für einige Zeit an den Nagel zu stecken, dazu wäre ich, zu meiner Schande seis gesagt, leichtsinnig genug. Aber — das Geld! — O Madame Schraube, wie soll das werden. Ich nähre mich nur von Schwarzbrot, das hier nicht aus Korn, sondern aus Kartoffelschalen gebacken wird, bei feierlichen Gelegenheiten füge ich sogar Butter hinzu. Bei dieser Diät komme ich kaum aus, die Folgerungen kannst Du Dir denken. Erspart mir die Vorwürfe, ich muß mich mit dem dreifachen Panzer der Selbsterhaltung (so sind doch wohl K.s goldene Worte?) wappnen . . .“ Man sieht, der Humor ging ihm darüber nicht verloren, aber drückend waren diese Verhältnisse doch. Mit den schwäbischen Studenten, über deren krassen württembergischen Partikularismus ihm stets aufs Neue ironische Bemerkungen auf die Lippen traten, war an eine Anknüpfung nicht zu denken. Diese „Reutlinger“, Göppinger oder Trochtelfinger betrachteten jeden Norddeutschen mit Mißtrauen, und vollends wenn die Rede auf Preußen kam, war des Schmähens kein Ende. Da zudem sein Gehör sich dem neuen Dialekt schwer anpassen wollte, gab er den Gedanken schließlich ganz auf, in diesen Kreisen Umgang zu finden. Mit den Professoren, namentlich mit Fallati, den er sehr hoch schätzte und der sich ihm als Oberbibliothekar sehr gefällig erwies, und mit Voltz, dessen Kolleg er zwar gar nicht verstehen konnte, dessen praktische Erläuterungen über Technologie aber mit Exkursionen verbunden waren, die lebendige Anschauung boten, war er recht zufrieden, zu einem persönlichen Verhältnis gelangte er jedoch nicht. Um so mehr interessierte ihn der Einblick in die wirtschaftlichen, politischen und ständischen Verhältnisse Württembergs, den er bei mehrfachen ziemlich weit ausgedehnten Exkursionen, die ihn zum Hohenzollern und nach Donaueschingen führten, zu gewinnen wußte.

Anfang August unternahm er eine „Spritze“ in die Pfalz. „Das ist ein wahrhaft adlig Land, wo die Urmacht der Natur

sich selber Zwingburgen gebaut hat auf den waldigen Bergen. Du weißt wohl," so schreibt er an Nokk, „wie dort fast auf jedem Gipfel der rote Sandstein in phantastischen Mauergestalten durchbricht. Ich stand auf der Madenburg abends, als gerade ein Wetter sich verzog und dies Gewölk zerrissen um die Felsen flatterte; es war herrlich, wie das graue Knechtsgeschlecht der Wolken sich an die herrischen Burgen herandrängte, zurückfloh und zerstob — und dann der Blick in die weite Ebene, dieses gottgesegnete Land, das prächtige Volk so lebhaft und heiter, in rechtem Gegensatz zu den langsamen, oft grüblerischen Schwaben."

Die Kunst zu sehen war ihm schon damals in hohem Grade eigen, und man wird immer wieder überrascht durch die Schärfe und durch das Treffende seiner Beobachtungen. Das schwäbische Volk gefiel ihm wohl, aber er war entsetzt über die in alle Lebensverhältnisse eingreifende bevormundende und beschränkende Art der württembergischen Regierung, die den Bauern sogar das Tanzen auf einen Tag in der Woche beschränkte und durch thörichte Verbote jeden Verkehr lähmte. Der Unsegen der Kleinstaaterei trat ihm hier wieder so recht greifbar vor Augen, und er konnte sich selbst dem Vater gegenüber nicht enthalten, darüber recht bittere Betrachtungen anzustellen.

Die wissenschaftliche Arbeit beschränkte sich ihm naturgemäß auf das Nacharbeiten der Hefte in gewohnter gründlicher Art, wobei ihm ein Fallatisches Heft besonders anregend wurde. Daneben las er Vischers Ästhetik, über deren gesunden Realismus er sich freute, deren Lektüre ihm aber „eine wahre Pferdearbeit" war. Das Übermaß der philosophischen Kunstausdrücke mache oft den Eindruck, als höre man malayisch oder bengalisch reden. Weit mehr bedeuteten ihm die eben damals erschienenen „Grundlagen der Nationalökonomie" seines Leipziger Lehrers Roscher. „Das ist ein wirklich herrliches Buch, von dem ich bestimmt voraussage, daß es in der Geschichte der Staatswissenschaften einen unvergänglichen Platz einnehmen wird. Wie jedes bedeutende Werk macht es auf den Anfänger einen ebenso sehr begeisternden als beschämenden Eindruck. Es macht mir große Freude, daß mir der Gedankengang des Buches im ganzen vollständig bekannt war, weil ich Roschers Vorlesungen

mit Eifer gefolgt bin. Aber es schlägt sehr nieder, wenn man aus den literarischen Nachweisungen sieht, auf wie dornigem Pfade, durch was für rastlose Arbeit jene Wahrheiten gewonnen sind, die wir Schüler so leicht und bequem aus dem Munde des Lehrers entgegennehmen. Immerhin. Es ist ein schönes altes Wort, daß der Anfang jeder Erkenntnis die gründlichste Beschämung über unser Nichtwissen bildet; ich will hoffen, daß sich das auch an mir bewahrheitet." Diese Einsicht hat bei Treitschke auch dahin gewirkt, daß er das Thema, das er sich ursprünglich für seine Doktordissertation gesetzt hatte, fallen ließ, um zu einer leichteren Aufgabe zu greifen. Sein erster Plan war dahin gegangen, darzustellen, „wie sich die Begriffe vom Staat und von der Volkswirtschaft in der Theorie und Praxis im 16. Jahrhundert in Deutschland gestaltet haben", und sein Wunsch wäre gewesen, zu zeigen, wie die weitere Entwicklung dieser Begriffe sich bis zur Gegenwart fortsetzte. Daß diese weitere Ausführung über den Rahmen einer Doktorschrift hinausging, wurde ihm gleich anfangs klar, aber schon nach zwei Monaten sah er ein, daß das Thema überhaupt zu groß war. Er wollte die Arbeit, die ihn höchlichst interessierte, nicht ganz aufgeben, sondern dachte später, darauf wieder zurückzukommen, wenn er einmal das wenig bebaute Feld einer Geschichte der Staatswissenschaften in Angriff nehme. Für die Doktordissertation wählte er die Kontroverse über die Produktivität der Arbeit, ein gewiß auch nicht leichtes Thema, wofür er aber nicht ein so ungeheueres Material an Quellen zu erledigen brauchte. Auch ist er überraschend schnell zu einem Abschluß gelangt, zwar nicht in Tübingen, wie er beabsichtigt hatte, sondern in Freiburg, wohin er Anfang September übersiedelte, als die Tübinger Universitätsbibliothek geschlossen wurde. Er wollte später wieder nach Tübingen zurückkehren und trotz der wenig erquicklichen äußeren Verhältnisse dort noch ein letztes Semester ruhig arbeiten. In Freiburg zog ihn besonders der Verkehr mit den Brüdern Nokk an, in deren schöner Häuslichkeit er sich selbst wie zuhause fühlte. Hier hat es ihm denn auch während der zwei Monate, die er in Freiburg verbrachte, ganz vortrefflich gefallen. Mit

seinem Gehör ging es, seit er die Cheliussche Kur aufgegeben hatte, wieder etwas besser. Aber der Gedanke, daß die Zeit doch einmal kommen könne, da sich die Welt der Töne vor ihm ganz in Nacht verschließe, war ihm doch schon vor die Seele getreten, und dann bedurfte er seines vollen Mutes, um sich aufrechtzuerhalten und nicht zu verzagen. Er rief sich dann wohl, wie er es auch in seinem letzten Lebensjahre that, das Vergilische „tu ne cede malis!“ ins Gedächtnis und hielt den Kopf hoch, trotz allem. Gegen Ende September war er glücklich mit seiner Dissertation fertig, dann folgte die lästige Übersetzung ins Lateinische, die nun einmal nicht zu umgehen war, obgleich sich der moderne Stoff dagegen sträubte und er sich wohl hie und da mit Komponierung neulateinischer Wörter helfen mußte — so wurde in der vita aus dem Divisionsgeneral ein „regis Saxonici vigiliarum praefectus“ — er war herzlich froh, als er sein Manuskript der Universität Leipzig zuschicken konnte. Es führte den Titel: „Quibusnam operis vera conficiantur bona“. Danach hat er für sich weiter gearbeitet und seinen Freunden täglich Vorträge über Nationalökonomie gehalten, die erste Probe seiner Dozentenbefähigung, die zu allseitiger Zufriedenheit ausfiel, da ihm das Reden leicht wurde und der Stoff ihm völlig parat war. Das gab ihm Mut und Freudigkeit. Wenn er den Winter über fleißig sei, so meinte er, könne er das folgende Jahr schon zum Ausarbeiten von Kollegienheften benutzen, und Ostern ums Jahr wolle er sich dann habilitieren.

Volle zwei Monate, bei schönstem klaren Herbstwetter, das Kaiserstuhl und Straßburger Münster deutlich erkennen ließ, gingen ihm so hin; die Freiburger Idylle wurde noch durch einen Besuch Oppenheims und gelegentlich durch kurze Ausflüge verschönt — Ende Oktober sollte das alles sein Ende nehmen und die Tübinger Bibliothek wieder in ihre Rechte treten. Da fiel ihm ein Heidelberger Lektionskatalog in die Hände, aus dem er sah, daß Dr. Kießelbach Geschichte der politischen Ökonomie und deutsche Wirtschaftsgeschichte lesen werde, also gerade die beiden Fächer, die ihm „am meisten fehlten und überhaupt

am meisten im Argen lagen". Ein rascher Entschluß, den das Zureden seines Freundes Wilhelm Nokk nicht unwesentlich förderte, brachte ihn so nach Heidelberg, und Kießelbach nahm sich seiner wirklich aufs Freundlichste an. Es war ein noch junger Mann, der Reisen in allen Weltteilen, zumal in Südamerika, gemacht und selbst lange auf dem Kontor gearbeitet hatte, also Theorie und Praxis glücklich verband. Er fühlte sich sichtlich geschmeichelt, daß jemand seinetwegen nach Heidelberg gekommen war, aber die angekündigten Kollegia las er nicht, weil er mit literarischen Arbeiten beschäftigt war. Für Treitschke war das insofern kein Nachteil, weil Kießelbach ihm genau alles angab, was er zum Selbststudium brauchte. „Das ist das erste Mal in meiner Studienzeit", schrieb er, „daß ich vom lebendigen Wort des Lehrers etwas habe. Denn die Tübinger Professoren, so freundlich sie auch waren, beschränkten sich doch nur auf gewöhnliche Höflichkeit und Fallati auf die Erleichterung der Bibliotheksbenutzung. Ich bin darin sehr genügsam geworden und sage jetzt aus voller Seele: Gott sei Dank! Es wird mir immer klarer, wie schwer mir mein Leiden im Studium geschadet hat. Wer auch nur eine Universität besucht hat, hat doch von einem einzigen Kolleg hundertmal mehr, als ich aus allen Büchern und Heften. Und was das Schlimmste ist, das einsiedlerische Studieren macht mir die praktische Seite des Studiums ungemein schwer: die Methode akademischen Vortrags kann ich nur dunkel ahnen, da ich nie einen gehört habe, und was die Anforderungen sind, die man in einem Examen stellt, davon weiß ich schlechthin nichts."

Treitschke hatte gehofft, daß er sich die Immatrikulation werde ersparen können, aber es zeigte sich, daß er noch zu jung war, um als Hospitant an der Universität Aufnahme zu finden, und schließlich war das ein Glück für ihn, da er bald in lästige Händel geriet, die von der akademischen Obrigkeit milder angefaßt wurden, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Er hatte nämlich auch in Heidelberg einen Kreis von Frankonen vorgefunden, mit dem er lebte, darunter zwei ältere Studenten, die Mediziner von Frantzius und Schelske, zwei

grundverschiedene Naturen, die aber beide bald in ein inniges Freundschaftsverhältnis zu ihm traten, und den ihm sehr sympathischen Juristen Rudolf Martin. Die übrigen waren meist jüngere Leute, mit denen der Verkehr für ihn wenig ausgiebig war. Nun überwog in Heidelberg durchaus das Element der Korpsburschen, und seine Abneigung gegen diese Form des studentischen Lebens wurde noch gesteigert, als er schon in den ersten Tagen durch den Besuch eines ihm ganz fremden Saxo-Borussen überrascht wurde, der darauf hinzielte, ihn als Adligen zum Eintritt 'unter diese Herren „aus guter Familie“ zu bewegen. Diese Art, den Wert der Kommilitonen zu schätzen, kam ihm unsäglich klein und lächerlich vor, und er lehnte entschieden ab. Auch war gegen Ende November die erfreuliche Nachricht eingetroffen, daß seine Dissertation in jeder Hinsicht befriedigt habe, und bald war er auch im Besitze des vom 20. November 1854 datierten Doktordiploms. Um so geringer war seine Neigung, an einem Treiben teilzunehmen, das nur zu häufig in Raufereien auszuarten pflegte. Bisher hatte er, dem nichts ferner lag, als andere zu beleidigen, auch nie einen Konflikt auszufechten gehabt. Jetzt aber kam es in nur kurzen Zwischenräumen zu zwei höchst ärgerlichen Kontrahagen. Das erste Mal war er beim Nachhausegehen von einer Schar Vandalen umringt worden, von denen der eine ihn gröblich beleidigte. Treitschke forderte auf Pistolen, aber am Vorabende des Duells wurde es, wie er glaubte, von den Vandalen angezeigt, und er wie sein Gegner mußten vor dem Universitätsgericht auf Ehrenwort versprechen, sich nicht zu schlagen. Eine Abbitte vor Amt und später auch privatim erledigte die ihm höchst ärgerliche Angelegenheit. Weil er aber nach jener Vandalenaffaire auf der Straße mit einem Freunde gesungen hatte: „Stoßt an, kühne That lebe!“ mußte er sich einen Tag Arrest gefallen lassen. Er hoffte nun vor weiteren Überfällen gesichert zu sein. Im Januar 1855 kam es zu einem zweiten Zusammenstoß. Treitschke war abends auf dem Heimwege begriffen und hatte in der Hauptstraße einen Freund getroffen, mit dem er sich unterhielt, als ein Haufe Borussen, an ihrer Spitze ein Herr

von Z., sie umringte und Bemerkungen über ihr Gespräch machte. Als Treitschke fragte, was man von ihm wolle, wurde ihm ein „dummer Junge“ an den Kopf geworfen, und als er bemerkte, sie sollten nicht glauben, daß ein gebildeter Mensch solche kindische Beleidigungen berücksichtigen würde, folgte ein Wortwechsel, der mit einer Forderung Treitschkes auf Pistolen endete. Es hatte ihn namentlich empört, daß Z. ihm unter anderem vorwarf, er stelle sich nur taub. Das Duell kam dann auch wirklich zustande, aber zum Glück schossen beide Parteien ohne Erfolg. Z. muß aber nachher unvorsichtig gewesen sein, — kurz, es ward angezeigt, daß er kontrahiert habe und wahrscheinlich schon losgegangen sei. „Da Z. sein Ehrenwort für das Gegenteil nicht geben konnte, so ward er als überführt betrachtet — und mußte alles gestehen. So bin ich denn wegen wiederholter Forderung zu acht Tagen Karzer verurtheilt, während er, trotzdem er mich gröblich beleidigt und die vorgeschlagene Deprekation verworfen hatte, straflos bleibt, weil er gefordert worden ist. Ich kann gegen dies allerdings sonderbare Urteil nicht einmal an den Senat appellieren, weil ich noch Gott danken muß, daß man den Vollzug des Duells ganz ignoriert hat. So geschieht denn also die Ironie des Schicksals, daß ich als Doktor, wo ich nur noch dem Namen nach Student bin, zum erstenmal ins Karzer komme und Muße habe, eine Woche lang über die Gesetze nachzudenken, welche uns bestrafen, wenn wir uns unserer Haut und Ehre wehren. Ich erfahre an mir die Bestätigung der alten Wahrheit, daß, wenn man nur selten die Gesetze übertritt, man sicher sein kann, bei jeder Übertretung entdeckt zu werden. Beklagen kann ich mich ebensowenig als mir Vorwürfe machen: ich habe von vornherein mit dem Bewußtsein gehandelt, daß ich moralisch verpflichtet war, in diesem Falle die Gesetze zu übertreten.“

Treitschke hat sich diesen ärgerlichen Vorfall sehr zu Herzen gehen lassen und auch körperlich darunter gelitten. Er hatte eben eine Verstauchung des Fußes glücklich überwunden, die ihn einige Wochen ans Zimmer fesselte, was für ihn, der viel Bewegung brauchte, nicht nur lästig, sondern direkt schädlich

war. Jetzt verschaffte er sich daher ein ärztliches Zeugnis, infolgedessen er täglich eine Stunde ausgehen durfte, aber der Arzt, der ihn sorgfältig untersuchte, gab ihm die ernste Versicherung, daß er viel Anlage zu Unterleibskrankheiten hätte. Der Aufenthalt im Karzer wurde ihm, obgleich er jene Spaziergänge regelmäßig gegen den Protest des gutmütigen Karzerwärters auf drei Stunden ausdehnte, beinahe unerträglich; ihn drückte das Gefühl der verlorenen Freiheit. Aber die Teilnahme seiner Freunde von nah und fern tröstete ihn, und es war ein förmlicher Triumphzug, als endlich die Erlösungsstunde kam und er nach altem Burschenbrauche das braun-weiß-schwarze Band anlegte, dessen Farben bedeuten: Bier, Unschuld, Rache!

Noch schwerer fast fiel es ihm, daß er damals dem Vater ein Defizit von 170 Rthlr. beichten mußte. Diese Schulden gingen auf seine drei ersten Bonner Semester zurück; er hatte, als er nach Leipzig kam, dem Vater davon auch gesagt, aber damals hinzufügen können, daß die Summe abgezahlt sei. Das war ganz richtig gewesen, aber trotz aller Sparsamkeit hatte er mit dem durch die Abzahlung geminderten Wechsel nicht gelangt, und so waren allmählich die Schulden weiter angewachsen. Der Vater war, wie immer, gütig und glich das Defizit aus, so daß Heinrich, den diese Dinge innerlich sehr gequält hatten, nun wieder frei aufatmen konnte.

Treitschke ist in Heidelberg sehr fleißig gewesen. Nächst den Arbeiten an den nicht gehaltenen Vorlesungen von Kießelbach, mit dem er nach wie vor in guten Beziehungen blieb, obgleich ihn die ganze Persönlichkeit nur wenig anzog, erledigte er auch das Verwaltungsrecht von Mohl und die Handelslehre von Rau. Der Schwerpunkt fiel jedoch wohl auf das Studium von Ricardo und Nebenius, deren „abstrakt mathematisch gehaltene Darstellungen" ihm zwar viel Mühe und Arbeit brachten, seinen Gesichtskreis dafür auch um so mehr erweiterten. Die Historie trat dabei fast ganz in den Hintergrund. Nur soweit sie seinen poetischen Arbeiten diente, hatte er sie damals herangezogen, und das galt ihm als Erholung, nicht als Arbeit. Er war gerade damals mit dem Durchfeilen seiner Gedichte beschäftigt und fand

große Freude daran, den ganzen Gedankengang, der ihm beim Produzieren selbst vorgeschwebt hatte, zu wiederholen. „Und selbst das Nachdenken über eine einfache Redewendung ist mir ein heiteres Gedankenspiel, wobei sich die Bewunderung vor dem Reichtum unserer Sprache und unserer ganzen Bildung auf das Lebendigste geltend macht.“ Auch war ihm die Zuversicht durch einen Brief von Robert Prutz gewachsen, der damals noch in Halle war und dem er einige Gedichte mit der Bitte um sein Urteil geschickt hatte. Prutz hatte ihn lange auf eine Antwort warten lassen, weil, wie er schrieb, ihn ähnliche Anfragen fortwährend heimsuchten. Umsomehr freute sich Treitschke über sein günstiges Urteil. „Ich glaube in der That, etwas auf Prutzs Meinung geben zu dürfen; denn er ist notorisch ein grober Mann, der keine Höflichkeit kennt; und dann sind die Fehler, welche er mir vorwirft, so ganz diejenigen, welcher ich mir selber bewußt bin, daß ich auch annehmen kann, er werde die Vorzüge ebenso richtig erkennen. Er prophezeit mir bei dem richtigen Fleiße in Einzelheiten eine schöne poetische Zukunft. Ich bin nicht gesonnen, meinen Beruf mir durch das Urteil eines Dritten, und sei er noch so kompetent, aufdringen oder rauben zu lassen, aber daß mich dieser Beruf sehr erfreut, wirst Du natürlich finden. Noch erfreulicher war mir aber die Vergleichung des Manuskripts, welches ich im Mai (also fast vor einem Jahr, denn der Brief, dem wir diese Stelle entnehmen, datiert vom März 1855) an Prutz geschickt hatte, mit seiner jetzigen Gestalt. Da sah ich allerdings einen offenbaren Fortschritt, und das ist wohl das glücklichste Bewußtsein, das ein Mensch haben kann.“

Es waren vornehmlich die hansischen Stoffe, die ihn beschäftigten, und er meinte damals, daß sein Talent wohl mehr ein episches als ein lyrisches sei. Aber der Gedanke, daß sein eigentlicher Beruf doch die Dichtkunst sei, begann ihm immer häufiger vor die Seele zu treten, er sagte sich, daß er eine Entscheidung treffen müsse. Nun war gerade um diese Zeit an ihn durch einen Bekannten, den Göttinger Privatdozenten Dr. Aegidi, die Aufforderung gelangt, so bald als möglich

nach Göttingen zu kommen und sich dort zu habilitieren, da der Ordinarius für Nationalökonomie Professor Hanssen es schmerzlich empfinde, daß außer ihm niemand das Fach vertrete und daher dringend die Habilitation eines jungen Gelehrten wünsche, der Encyklopädie, Finanzwissenschaften und verwandte Fächer vertreten könne. Er wolle sich anheischig machen, für das Fortkommen eines solchen Dozenten nach Kräften zu sorgen.

Wenn nun auch Treitschke den Gedanken an eine sofortige Habilitation entschieden zurückwies, so freute ihn doch die Aussicht für die Zukunft, und sein Plan ging nun dahin, sich in Dresden ein Jahr lang fleißig auf seine Vorlesungen vorzubereiten und etwa zu Ostern übers Jahr nach Göttingen zu gehen. Denn mit Heidelberg und mit dem Studentenleben dachte er jetzt endgültig abzuschließen. „Freilich kann ich nicht leugnen, der Abschied von Heidelberg und von dem ungebundenen Leben geht mir sehr nahe. Ist mir doch dieses letzte Semester, obgleich es an Unannehmlichkeiten nicht arm war, eine sehr liebe Erinnerung. Was mir immer der Hauptmaßstab für ein glückliches Leben war, der Umgang mit braven und befähigten Menschen, das ist mir in diesem Winter in reichem Maße zuteil geworden. Wenn ich die Zahl meiner Bekannten im ganzen überblicke und finde, daß Geistesfähigkeiten ziemlich sparsam verteilt sind, so kann ich nicht dankbar genug sein für diese Gunst des Schicksals, das mich schon oft und unerwartet mit Menschen zusammenführte, deren Geist und Charakter ich hoch schätzen mußte."

Er hatte sich vor seiner Abreise etwas mehr Muße gegönnt. „Ich weiß nicht," schreibt er rückschauend an Nokk, „ob nur die entbehrende Rückerinnerung idealisiert — aber es kommt mir vor, als hätte ich in jenen letzten leichtsinnigen Tagen noch einmal den letzten Rausch des Burschenlebens genossen. Ich denke mit ungewöhnlicher Freude an den Winter zurück."

Aber nun gab es kein Verweilen mehr. Am 3. März erhielt er seine Exmatrikel, dieses Mal mit dem Vermerk, daß

er wegen nächtlicher Ruhestörung mit einem Verweise und wegen wiederholter Pistolenforderung mit acht Tagen Karzer bestraft sei. Am 15. März 1855 traf er in Dresden ein. Die Studentenjahre hatten ihren Abschluß gefunden.

Fünftes Kapitel.

Die Krisis.

Heinrich von Treitschke war zwanzigeinhalb Jahr alt, als er nach absolviertem Studium, ein junger Doktor, das Elternhaus wiedersah. Hier war inzwischen doch manche Veränderung eingetreten. Die Schwestern waren nunmehr beide erwachsen, und auch die jüngere, Josephe, schon bei Hofe vorgestellt; aus dem kleinen Rainer war ein lebhafter zehnjähriger Knabe geworden; der Vater, dem der Tod König Friedrich Augusts sehr nahe gegangen war, hatte auch an König Johann einen Gönner gefunden und war von diesem schon Ende 1854 zum Gouverneur von Dresden ernannt worden. Das hatte die für Heinrich sehr angenehme Folge, daß die Eltern die etwas beschränkten Räumlichkeiten ihrer bisherigen Wohnung auf dem unteren Kreuzwege Nr. 3 aufgaben und ein schönes Quartier in der Königstraße Nr. 2 bezogen. Damit war die Möglichkeit gefunden, Heinrich ein eigenes Zimmer anzuweisen, während er sich in früheren Jahren zwar während der Sommerferien im Gartenhause recht behaglich fühlte, im Winter aber kein ausreichendes Unterkommen hatte erhalten können. Der Umzug wurde gleich nach seiner Rückkehr am 10. April vollzogen.

Die größte Veränderung aber war doch in ihm selbst vorgegangen. Er kehrte trotz seiner Jugend als ein Mann heim, dessen Gedankenwelt im großen und ganzen sich bereits in einem Kreise fester Überzeugungen bewegte, die er sich in redlicher Arbeit erworben hatte. Auch äußerlich machte er den Eindruck eines Mannes, nicht eines Jünglings. Die stark geschnittenen

Züge hatten sich zu schönem Ebenmaß entwickelt. Unter der mächtigen Stirn funkelten die für gewöhnlich mild und gutmütig, aber wenn er sprach leidenschaftlich und feurig blickenden braunen Augen. Ein kräftiger schwarzer Schnurrbart deckte die Oberlippe, während die starke Unterlippe und das energische Kinn gesunde Sinnlichkeit und entschlossenen Willen anzeigten.[1]) Er war hochgewachsen, eher schlank als breitschulterig, in den Bewegungen rasch und feurig. Mit seinem Gehör stand es recht schlecht, wenn auch besser als in den bösen Tübinger Tagen. Man mußte sehr laut sprechen, um ihm verständlich zu werden, und schon damals haben Bleistift und Papier aushelfen müssen, wenn es galt, einem allgemeinen Gespräch oder einem allzuschwachen Organ zu folgen. Als Resultat seiner Studien brachte er eine weit angelegte vielseitige und gründliche Bildung mit. Neben dem Gebiet der Staatswissenschaften, Nationalökonomie und Jurisprudenz, die doch sein eigentliches Feld waren, sind ihm Geschichte, Philosophie und Literatur die Lieblingsstudien gewesen, und in gewissem Sinne muß er in all diesen Wissenszweigen als Autodidakt gelten. Hatte er doch, wie er selbst einmal klagt, seit er die Prima der Kreuzschule verlassen, nie einen Lehrer gehabt. Er hatte auf beschwerlichen Umwegen sich das erwerben müssen, was jedem anderen Studenten bequem zugetragen wird, und es war daher nur natürlich, daß er an den mühsam errungenen Überzeugungen mit Zähigkeit festhielt. Es war keineswegs leicht, ihn zu anderen Ansichten zu bekehren. Im Umgang mit Menschen war er bequem; immer eher geneigt, das Beste anzunehmen, als mißtrauisch zu sein, ein hingebender treuer Freund, aber abweisend, wo er niedrige und egoistische Gesinnung zu erkennen meinte, immer noch leidenschaftlich und heftig, wenn er auch gelernt hatte, sich zu beherrschen. In politischer Hinsicht waren ihm die Ideale seiner Knabenjahre geblieben, aber er hatte sie vertieft und erweitert. Er dachte im allgemeinen durchaus

---

[1]) Nach einer Photographie aus dem Jahre 1858 und nach dem Kneipbilde der Frankonia.

monarchisch, aber er hatte keine Sympathien für die gegenwärtige Staatsordnung Deutschlands. Er war entschiedener Unitarier, und trotz der sehr geringen Verehrung, die er dem Könige Friedrich Wilhelm IV. und der damaligen preußischen Regierung entgegentrug, völlig durchdrungen von der Überzeugung, daß die Zukunft Deutschlands davon abhänge, daß Preußen den Entschluß finde, die Führung in Deutschland an sich zu reißen, und wenn darüber auch ein Teil der bestehenden Bundesstaaten untergehen sollte. Kleine Selbständigkeiten, wie er ihrer auf seinen Wanderungen so viele kennen gelernt hatte, flößten ihm keinen Respekt ein. Er konnte recht sarkastisch werden, wenn er von ihnen sprach, und wenn er eine Residenzstadt wie etwa Bückeburg erblickte, wirkte das auf ihn sehr niederschlagend. „Bewundert habe ich," schreibt er einmal dem Vater, „in Bückeburg und Detmold, wie die Regierung aus Mangel an Beschäftigung ihre Phantasie anstrengt, das Militär so buntscheckig und sonderbar als möglich zu kleiden, längst vergessene Münzsorten, als da sind Goldgulden und Mariengroschen aufrecht zu erhalten, endlich an allen Ecken und Wegen Verbote und Warnungen anzuschlagen, deren Stil der Welt zeigen soll, daß der mittelalterliche Kurialstil doch noch nicht ausgestorben ist." Ganz ähnlich urteilte er über das Württemberg von damals. Im übrigen war er liberal gesinnt, religiös wie politisch, in ersterer Hinsicht sehr duldsam, in der zweiten eher intolerant.

Während des Krimkrieges war er entschieden antirussisch gewesen, ohne jedoch — wie er anfangs gethan hatte — dauernd für die Westmächte Partei zu ergreifen, zugleich ein Gegner Österreichs, und gerade das setzte ihn in Widerspruch zu den politischen Überzeugungen des Vaters, obgleich man den General keineswegs damals als preußenfeindlich bezeichnen konnte; aber Preußen schien ihm doch erst dann den rechten Weg zu gehen, wenn es Österreich zu willen war. Der alte Herr liebte es jedoch überhaupt nicht, über Politik zu disputieren, und daher ging auch Heinrich den prinzipiellen Auseinandersetzungen aus dem Wege.

Der Gedanke, daß Heinrich in einer der sächsischen Behörden arbeiten solle, wurde bald aufgegeben, das war bei seinem mangelhaften Gehör absolut undurchführbar, und so blieb denn der andere Plan, daß er sich mit der Ausarbeitung von Kollegienheften und mit den Vorbereitungen zu einer Habilitationsschrift in Dresden beschäftigen solle, um dann, am liebsten in Leipzig, eine akademische Thätigkeit zu suchen. Und das hat denn auch, neben dem mit Leidenschaft gepflegten Reiten, die Zeit des Dresdener Aufenthalts fast ganz ausgefüllt. Ein kurzer Besuch von Frantzius und von einem der Tübinger Genossen, Böhm, brachte Abwechslung in das eintönige Leben. Im ganzen war er in wenig behaglicher Stimmung. Es zeigte sich bald, daß die Dresdener Bibliotheken nicht annähernd sein Bedürfnis decken konnten, auch hatte er trotz aller Freude, die ihm der langentbehrte Genuß der Familiengemeinschaft gewährte, doch das Verlangen, wieder ganz sein eigener Herr zu sein. Dazu kam, daß der Umgangskreis, in dem er sich in Dresden bewegen mußte, gerade für die Interessen, die ihn erfüllten, so gut wie gar nichts bot. Zwar mit dem Rektor Klee harmonierte er vortrefflich, und er fand Freude daran, ihn zum Vertrauten seiner poetischen Arbeiten zu machen. Auch dem Vater hatte er einen Teil seiner Gedichte vorgelegt und sich an dem freundlichen und verständnisvollen Entgegenkommen des alten Herrn erwärmt Trotzdem empfand er den „kleinen Zwang“, der vom Leben in einem „Philisterium“ unzertrennlich ist, und schmerzlich vermißte er den Umgang mit gleichgesinnten Altersgenossen: die schöne Begeisterung oder jene „brave Derbheit, die der Grundton jedes offenen Freundschaftsverkehrs ist“. Er drückt sich außerordentlich scharf über die Menschen aus, mit denen er notgedrungen einen konventionellen Verkehr aufrecht erhalten mußte. „Wenn ich diese frivole Borniertheit sehe, womit mir z. B. neulich . . eine Zierde vornehmer Kreise riet, statt der Dozentenkarriere, die sich für Leute von Erziehung nicht passe, doch lieber die Stallkarriere zu ergreifen, wenn ich bedenke, wie selbst der bessere Teil dieser Kreise zwar zu viel Takt hat, um diesem Heroismus der Dummheit zuzustimmen, aber im Stillen doch keine andere

adlige Beschäftigung anerkennt als den Mistwagen und den Exerzierstock ..... oder gar wenn ich mein besseres Selbst ausziehe und mich in die unergründliche Weisheit sächsischer Regierungsblätter vertiefe — dann habe ich zwar alle Ursache, empört zu sein, aber doch den stillen Triumph, daß ich Recht gehabt. Solche Erfahrungen bestärken mich in der Überzeugung, daß unsere vielbeklagte politische Intoleranz doch ihre sehr guten Gründe hat." Diese Philippika, die einem Brief an Schelske vom 27. Mai 1855 entnommen ist, mündet in die Bitte aus, der Freund möge kommen und wie er es ja geplant habe, die Ferien in Loschwitz verbringen. Gerade jetzt sei die glorreiche Zeit des Elbthales: „unsere Obstwälder blühen, alle Berge sind weiß und rot, die Frühlingssonne macht die Frankonenfarben fertig; wenn ich morgens durch die Felder reite, geht mir das Herz auf; im Walde geht ein so prächtiges goldenes Farbenspiel, daß ich manchmal zuhöre, was es sich erzählt, wenn auch nicht gerade Putlitzsche Geschichten dabei herauskommen." Der Freund kam aber nicht, und so blieben zur Rettung die Bücher.

Er las Leos „herrliche Vorlesungen" über den jüdischen Staat, den ersten Band von Freytags „Soll und Haben", das einen großen Eindruck auf ihn machte, die Dramen von Otto Ludwig und Hebbel, und es schien ihm jetzt wie ein kindischer Einfall, daß er, ohne Welt und Menschen zu kennen, sich schon in Leipzig an dramatische Produktion gewagt hatte. Für seine Wissenschaft aber bot sich ihm keine Förderung, und so reifte, je länger je mehr, der Entschluß, den Dresdener Aufenthalt abzukürzen und an einen Ort zu ziehen, der ihm eine große Bibliothek und eine ruhige Arbeitsatmosphäre bieten konnte.

„Allerdings", schreibt er seinem Freunde Martin, „habe ich manche Freuden, die ich anderwärts vergeblich suchen möchte. Dawison als Shylock, die Beyer als Ophelia zu hören (oder, wie ich leider sagen muß, nur zu sehen) oder an einem mondhellen Abend unter den Klängen einer Beethovenschen Symphonie auf der Brühlschen Terrasse zu sitzen und den Widerschein erhellter Brücken und Häuser im klaren Elbspiegel zu bewundern oder am frühen Morgen auf mutigem Pferde durch den schwei-

genden Wald zu reiten — das sind alles ganz schöne Dinge. Aber die bloßen Darstellungen menschlicher Gedanken sind nur ein halber Genuß, das einsame Träumen auf die Dauer höchst schädlich: ich will Menschen sehen und mit ihnen leben, mich in sie hineinleben und ihnen etwas sein, das ist mir ein doppeltes Bedürfnis, weil ich wegen meines Leidens von einer bloßen Unterhaltung mit Freunden nicht einmal einen augenblicklichen Reiz habe." Was er an Bekannten in Dresden fand, ehemalige Schulkameraden, eine Menge Leutnants, deren Unwissenheit über politische Verhältnisse für ihn den Reiz der Komik hatte, Gutschmid, dessen Gelehrsamkeit ihm imponierte, „der aber in unergründlicher Prosa und in der Abneigung vor allen Gesprächen, die sich nicht auf historische oder philologische Details beziehen, seines Gleichen sucht", das reichte nicht aus, ihm den Aufenthalt lieb zu machen. Endlich hatte er sich einer „unsinnigen" magnetischen Kur unterziehen müssen — das ganze Leben in Dresden schien ihm eine Kette „zweckloser Philistereien" zu sein. Er verlangte nach einer anderen Umgebung, und so entschied er sich für Göttingen. Ende Oktober war er glücklich so weit, die Übersiedelung vollziehen zu können.

Treitschke ist anderthalb Jahre in Göttingen geblieben, und diese Zeit ist für sein späteres Leben von bestimmender Bedeutung geworden. Unter schweren inneren Kämpfen entschied sich ihm hier die Frage, ob er sich ganz der dichterischen Laufbahn hingeben oder seine Zukunft an eine Dozententhätigkeit setzen solle.

Die äußeren Erlebnisse in diesen Göttinger Tagen sind rasch erzählt.

Treitschke ist auch hier in seiner wissenschaftlichen Arbeit durchaus planvoll und mit zähem Fleiß vorgegangen. Es kam ihm darauf an, die Literatur für seine Habilitationsschrift durchzuarbeiten. Sie sollte eine Kritik der bisher geltenden Theorien über die Stellung der Gesellschaft im Staate geben. Er pflegte derartige vorbereitende Arbeiten stets ungemein gründlich anzufassen. Das Fundament gab ihm Aristoteles Politik, dann folgten die römischen, mittelalterlichen und neueren deutschen

Quellen, vor allem Macchiavelli und die ganze ungeheure philosophische und staatsrechtliche Literatur, die zur Gegenwart führte; es waren also zum Teil dieselben Schriften, die ihn schon in Tübingen beschäftigt hatten, als er sich noch mit jenem weiteren Plan für seine Doktordissertation trug. Er arbeitete mit verhältnismäßig wenig Exzerpten, denn die Hauptlast hat ihm immer ein merkwürdig treues Gedächtnis getragen, das nicht nur den Inhalt des Gelesenen, sondern auch den Wortlaut genau festhielt. Dabei führte ihn seine ganze geistige Anlage eigentlich stets über sein Thema hinaus, zu den allgemeinen Anschauungen, aus denen er sich seine Gesamtauffassung aufzubauen pflegte. Gelegentliche Äußerungen in seinen Briefen sind in dieser Hinsicht höchst charakteristisch. So schreibt er einmal in Anlaß seiner Aristotelesstudien: „Der Geist des Altertums, seit der Schule vernachlässigt, macht seine alten Ansprüche wieder geltend. Da werden die tiefsinnigsten Probleme, an denen unsere Gelehrten ihre Kunstausdrücke verschwenden, durch eine unglaublich feine Menschenkenntnis auf die einfachste Weise gelöst. Herrlich ist der männliche rücksichtslose Ton, dem es gar nicht möglich scheint, als könne jemand gezwungen werden, anders zu reden als er denkt. Selbst der einseitige hellenische Idealismus, der alles, was wir materielle Interessen nennen, Sklavenarbeit nennt, berührt ungemein wohlthuend in einer Zeit, wo einem so viele weiß machen wollen, es gebe nichts Höheres als eben jene materiellen Interessen." Oder wenn er auf Macchiavelli zu sprechen kommt, dessen florentinische Geschichte er damals durcharbeitete, und bemerkt: „Das ist sicher ein praktischer Staatsmann, mehr als irgend einer geeignet, den Wahn zu zerstören, als ob man die Welt reformieren könne mit Kanonen, die nur mit Rechts- und Wahrheitsideen geladen sind. Aber selbst die Politik dieses verschrieenen Verteidigers der rohen Gewalt erscheint mir noch sittlich der preußischen Gegenwart (März 1856) gegenüber. Er opfert Recht und Tugend einer großen Idee, der Macht und Einheit seines Volkes; was man von der Partei, die Preußen jetzt beherrscht, gewiß nicht sagen kann. Dieser Grundgedanke des

Buches: der glühende Patriotismus und die Überzeugung, daß selbst der drückendste Despotismus willkommen sein muß, wenn er die Macht und Einheit des Vaterlandes gewährleistet — diese Ideen sind es auch, die mich mit vielen verwerflichen und entsetzlichen Meinungen des großen Florentiners versöhnt haben." So schreibt er einmal, nach den vielen schlechten Büchern, die er lesen müsse, sei es ihm eine Erholung, sich an Stahls christlicher Staatslehre zu erquicken. „Die Darstellung ist so klar, der Scharfsinn so glänzend, daß ich nur bedauern kann, wie so viel Talent verschwendet wird für die unsinnigste aller Staatslehren, die Vermischung von Theologie und Politik." Dann wieder kommt sein Humor zum Durchbruch, und er ergötzt sich an der Vorstellung, was wohl geschehen würde, wenn die Bücher von Stahl und Feuerbach, die einträchtig neben einander auf seinem Schreibtische liegen, plötzlich lebendig werden könnten.

Die Arbeit des Stoffsammelns war ihm eben keine mechanische, sondern eine nach allen Seiten hin fördernde lebendige Thätigkeit, und das eigentliche Formulieren durchaus die mindere Thätigkeit, die er mit großer Schnelligkeit, fast ohne jede Korrektur des Konzeptes, auszuüben pflegte. Es hatte sich ihm, wenn er einmal so weit gediehen war, das Bild des Ganzen bereits innerlich gestaltet. Daneben ging allerlei historische und belletristische Lektüre: Häussers deutsche Geschichte wurde wieder vorgenommen, Gneists englisches Verfassungsrecht und Mommsens römische Geschichte, „ein Buch, das ich unbedingt für das beste Geschichtswerk in deutscher Sprache halte", Aristophanes und Äschylos, die Biographie des Generals Gagern von seinem Bruder Heinrich u. a. m. Überhaupt waren nächst guten Gedichten Biographien seine Lieblingslektüre. „Man hat da das Rätsel des Lebens wie in einem Mikrokosmus vor sich, und der Einblick in das innerste Denken eines bedeutenden Menschen macht fast einen ähnlichen Eindruck wie ein Kunstwerk." Endlich beschäftigte ihn diese ganze Zeit hindurch die Arbeit an drei Artikeln für Bluntschlis deutsches Staatswörterbuch. Es waren die Abhandlungen über Civilliste, Domänen und über

Gemeinheitsteilung. Durchaus sachlich gehalten und auf historischer Grundlage aufgebaut, tragen sie doch den unverkennbaren Stempel Treitschkescher Ideen. Bei dem Artikel Civilliste z. B. hatte er Nassau und Hannover besonders hervorgehoben als zu der Gruppe derjenigen Staaten gehörig, „die sich gegenwärtig über diesen Punkt im Zustande völliger Rechtslosigkeit befinden", und dazu noch von Hannover gesagt, daß dort „augenblicklich alle Rechtsverhältnisse nur thatsächlicher Natur" seien. Die hannoversche Regierung hat dann später (Anfang 1858), als ihr jener Artikel zu Gesicht kam, in einem amtlichen Blatte Treitschke lebhaft angegriffen, ohne daß er es jedoch der Mühe wert gefunden hätte, darauf zu erwidern. Treitschke war sehr unzufrieden damit, daß die Redaktion ihm den Artikel durch Streichungen und Änderungen so rücksichtslos umgemodelt hatte, „daß wenig von dem ursprünglichen Sinne geblieben" war. „Auch hat man mir nicht einmal einen Korrekturbogen zugeschickt, weshalb der Artikel eine Fülle der unsinnigsten Druckfehler enthält."

Sehr peinlich war ihm eine andere Auseinandersetzung, die er mit dem Vater über seine religiösen Ansichten hatte. Es machte dem alten Herrn Sorge, daß der Sohn nicht mehr positiv-konfessionell und dogmatisch dachte, wie er und die Seinigen. Heinrich von Treitschke hat auch hier mit vollstem Freimut seine Gedanken dem Vater entwickelt. Er bewegte sich damals in jener religiösen Skepsis, die an jeden ernst denkenden Menschen heranzutreten pflegt, und hatte sich ernstlich bemüht, an der Hand der theologischen und philosophischen Literatur, der gläubigen wie der ungläubigen, zu einer festen Überzeugung zu gelangen. Naiv glauben wie früher konnte er nicht mehr. „Für jetzt halte ich es mit Lessing, mir ist das Streben nach Wahrheit lieber als die Wahrheit selbst. So will ich weiter denken und an der Meinung festhalten, daß ein tüchtiger Mensch sich alles, auch seinen Glauben erkämpfen muß. Davon kann mich kein geistlicher Zuspruch abbringen, nicht einmal die Mahnung, die mir auf Erden die ehrwürdigste ist, die Mahnung meiner Eltern; denn ein Glaube ohne Überzeugung ist wertlos, nein, er ist

unmöglich." Von seinen Göttinger Freunden waren einige entschieden materialistisch, andere fromm-gläubig, wieder andere in derselben Lage wie er. „Wir achten das gegenseitig, streiten oft darüber, aber keiner verargt dem andern seinen Glauben, denn wir trauen uns weder selbstsüchtige Motive noch Trägheit des Denkens zu. — Was mir das Christentum so ehrwürdig macht, so hoch über alle anderen Religionen stellt — das sind die Ideen der Liebe, die keinen Unterschied des Volkes, des Standes und des Glaubens kennt, die Verwerfung des bloß sinnlichen Genusses und die Verweisung an den sittlichen Beruf des Menschen — gewiß eine großartige Wahrheit trotz aller Verirrungen der Askese. Der Protestantismus ist mir heilig durch die Idee der Pflicht, die er so herrlich ausgesprochen hat, durch den Glauben, daß keine äußere, keine kirchliche Macht den Menschen seiner Schuld entbindet, daß er auf seine innere Reinigung angewiesen ist. So bin ich kein gläubiger Protestant, aber die evangelische Konfession steht mir höher als alle anderen, insbesondere als der nüchterne trostlose Unsinn der sogenannten freien Gemeinden . . ." Der Vater antwortete liebevoll und duldsam. So sehr er wünsche, daß Heinrich zum Glauben zurückkehre, so wenig zweifle er auch daran, daß es einmal geschehen werde. Sei es ihm doch selber, da er in gleichen Jahren gestanden, ähnlich gegangen. Heinrich solle einsehen, daß es unmöglich sei, das Wesen aller Dinge zu verstehen, und sich bescheiden. Es ist dann über diese Gegensätze von Heinrich noch ein Brief geschrieben worden, worin er vor allem der Freude Ausdruck gab, daß nun auch in dieser Hinsicht kein Geheimnis zwischen ihm und dem Vater liege. Die Versicherung gebe er, daß er nie über Dinge, die anderen heilig sind, spotten werde, und daß er sich nie aus falscher Eitelkeit oder aus Streben nach Originalität einer besseren Ansicht verschließen wolle. Auch er habe einen Glauben, der sich nicht beweisen lasse, und ohne solchen gläubigen Enthusiasmus hätte das Leben keinen Wert für ihn, den Glauben an die Unsterblichkeit der That, die auch dem Schwächsten erreichbar sei, einen Glauben, der nichts wahrhaft Menschliches von ihm fern halte, der es ihm ermögliche, alle edlen Menschen,

einen Perikles und Mohammed so gut wie einen Luther, als Gleichberechtigte anzusehen. Damit schloß diese für beide Teile schmerzliche Verhandlung ab; die Art aber, wie sie geführt ward, gereicht gewiß dem einen wie dem andern zur Ehre. Ich bemerke schon hier, daß Treitschke in fortschreitendem Alter positiver wurde, wenngleich er, wie Schmoller sehr treffend bemerkt, sich eine freie Geistesrichtung in religiösen Dingen bis an sein Grab bewahrte. „Er gehörte zu jener großen Gemeinde echt religiöser, aber über den Konfessionen und Dogmen stehenden Männer, die seit den Tagen der Reformation die größten Geister Westeuropas umfaßt hat." [1])

War die Korrespondenz über diese Dinge eine wenn auch tiefeingreifende Episode in dem Göttinger Leben, so bildete die Arbeit für die Habilitation den eigentlichen Untergrund seiner damaligen Existenz. Er hat von ihr auch dann nicht gelassen, als innere wie äußere Erlebnisse ihn gewaltsam abzudrängen schienen.

Treitschke hatte sich gleich nach seiner Ankunft in Göttingen eine kleine Wohnung in der Poststraße Nr. 428 gemietet und sich nur wenig bequemer eingerichtet, als er von seinen Studentenjahren her gewohnt war. Die Wohnung hatte aber den einen Übelstand, kalt zu sein, und bei dem unerhört harten Winter des Jahres 1855/56 wurde das bald für ihn zu einer bösen Kalamität. Er zog sich Ende Dezember eine äußerst schwere Ohrenentzündung zu, und sein Arzt Dr. Baum, der ihm sehr sympathisch war und ihn mit Aufopferung pflegte, ihn auch wirklich nach einigen Wochen von seinen Schmerzen befreite, fand es nun nützlich, ihm ein Haarseil durch den Nacken zu ziehen, das der Arme zwei Jahre getragen hat, obgleich er keinen Nutzen davon erwartete. Er konnte sich aber nicht entschließen, es abzulegen, weil er Baum dadurch zu kränken fürchtete, eine Schwäche, die freilich zugleich ein Beispiel gibt von der Rücksicht, mit der er diejenigen zu behandeln pflegte, die ihm lieb

[1]) Vgl. Schmoller: Gedächtnisrede auf Heinrich von Sybel und Heinrich von Treitschke S. 26. Berlin 1896.

waren. Im Sommer 1856 kam dann ein Bruch des linken Armes, den er sich dadurch zuzog, daß sein Pferd während des Galoppierens durch einen Fehltritt stürzte. Er blieb mit dem einen Fuß im Bügel hängen; während das Tier auf der Seite lag, und wahrscheinlich während es versuchte, sich wieder aufzurichten, brach der Arm. Endlich folgte im nächsten Frühjahr eine neue Erkrankung der Ohren, so daß er während der ganzen Göttinger Zeit wenig gesunde Wochen hatte.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse Göttingens waren wenig anziehend und fruchtbar für ihn. Näher trat er nur zwei jüngeren Gelehrten, beides Privatdozenten an der Universität, Aegidi, den er schon von Heidelberg her kannte, und Mangoldt, der ihm nach einigen Monaten das Du anbot und ihn mit großer Freundlichkeit in sein Haus zog. Eine wirkliche Freundschaft aber wurde es nicht. Er fand, daß die Göttinger Luft zwar wie zum Arbeiten geschaffen sei, er freute sich an den „herrlichen“ Vorträgen von Waitz, ohne ihm jedoch persönlich nahe zu treten, denn davon hielt ihn das quälende Gefühl seines Leidens ab; er studierte fleißig, aber „Menschen, denen nihil humani alienum est“, fand er nur sehr wenige. Mitunter überkam ihn eine recht trübe Stimmung infolge seines einsamen Arbeitslebens: „Bittere und niederschlagende Gedanken, tausendmal abgewöhnt, drängen sich mir immer wieder auf. Ich that einen Rückblick auf meinen Bildungsgang, auf das, was ich erstrebt und erreicht, und die gräßliche Wahrheit, daß des Lebens bester Teil in guten Vorsätzen besteht, stand mir in vollem Ernst vor Augen. Du (W. Rokk) weißt, welchen reinen Sinn der tiefere Denker in der Lehre von der Erbsünde findet, Du weißt, daß die schlimmsten Sünden des Menschen jene namenlosen sind, die kein Moralkodex aufzeichnet, Du mußt mir also aufs Wort glauben, daß ich manchen Grund hatte, mit mir zu hadern.“ Um so lieber war es ihm, bald danach einige seiner alten Freunde in Göttingen wiederzusehen. Der Zufall wollte, daß es gerade drei Naturwissenschaftler waren, Frantzius, Oppenheim und Schelske, der letzte auch ein Heidelberger Bekannter, der ihm jetzt sehr nahe trat. „Er ist mir

wohl“, schreibt Treitschke, „der liebste, sicher der geistvollste unter meinen Freunden. Er ist einer jener Menschen, denen man nicht leicht auf den Grund des Herzens sieht und deren Umgang darum so anziehend ist. Sein Wesen ist herbe und ironisch, er gilt bei den meisten für einen geistreichen, aber kalten und höhnischen Menschen und hat doch das beste Herz von der Welt und einen so lebendigen Schönheitssinn, wie er bei uns Nordländern selten ist.“ Dazu kamen noch Frensdorff, Max Weber und Overbeck, das gab in Summa doch allmählich einen angenehmen Umgang, dessen Reiz noch dadurch gesteigert ward, daß auch Wilhelm Nokk zu kurzem Besuch nach Göttingen kam. Endlich hatte sich ein Verkehr mit den sogenannten grünen Hannoveranern geknüpft, einer Burschenschaft, die der Frankonia befreundet war. Treitschke hat, um — wie er Martin schreibt — der unerträglichen Einsamkeit zu entgehen, gelegentlich ihre Kneipe besucht und auch einen ihrer Kommerse mitgemacht. Er erzählt darüber dem Vater mit viel Humor: „Ich greises Haupt entblödete mich nicht, in der aus dem Staube hervorgesuchten weißen Mütze dem Festzuge voranzureiten. Professor Hermann sah zum Unglück die Schandthat aus seinem Fenster mit an und wird wohl bei meinem nächsten Besuche eine kleine verweisende Bemerkung nicht unterdrücken können. Immerhin, es war doch recht hübsch, mein Pferd war diesesmal ganz gut, und ich war kindisch genug, mich sehr zu freuen, wenn ich und ein auf dem Pferde aufgewachsener Doktor aus Südamerika durch unsere Reitkunst den Beifall der Leute erregten. Daraus werdet Ihr schließen können, daß hier keine Kavallerie in Garnison liegt.“ „Das alles“, schreibt er in einem parallelen Briefe an Martin, „sind recht schöne Dinge, aber die Begeisterung, der jugendliche Schwung fehlt, ohne den ein so exceptioneller Zustand wie das Verbindungsleben den Eindruck der Farce macht.“ Nehmen wir noch hinzu, daß Treitschke regelmäßig im Museum Zeitungen zu lesen pflegte und daß ihn die Verfassungsstreitigkeiten in Hannover und mehr noch die preußischen Kammerverhandlungen lebhaft interessierten, so ist im wesentlichen erschöpft, was, abgesehen von der Poesie, den Inhalt seines Göttinger Lebens bildete.

Aber gerade die Poesie hat ihm damals eine Summe von Freud und Leid gebracht, daß er darunter oft zu erliegen meinte.

Schon in Dresden hatte Heinrich das Bändchen Gedichte fast druckfertig gestellt, das später unter dem Titel „Vaterländische Gedichte" erschienen ist. In Göttingen aber hatte er damit gleich zu Anfang ein ärgerliches Erlebnis. Er hatte mehrere dieser Gedichte an Prutz zur Aufnahme in das neue Museum geschickt und war nun nicht wenig entrüstet, als er eins derselben in völlig veränderter Gestalt im Museum wiederfand. Es war der „Ambrosius Dalfinger". „Von den 90 Versen des Originals nur 37 unverändert, 30 ganz neu geschaffen, alle übrigen mehr oder weniger umgearbeitet — und zwar in einem so abgeschmackt prosaischen Leitartikelton, daß ich mich schämen würde, solches Zeug nur gedacht, geschweige denn geschrieben zu haben." Als Verfasser war dann Richard von Treitschke genannt, was ihm unter diesen Umständen noch ein Trost war. Schließlich hat er sich mit einer Entschuldigung von Prutz und mit dem Abdruck einer kurzen Erklärung im Museum begnügt. „Eins habe ich aber dabei gelernt, wie es mit diesen Kritikern steht, die über unsere Poesie zu Gericht sitzen. Prutz ist ohne Frage einer der bekanntesten und fähigsten — und hat noch so wenig Begriff vom Wesen der Poesie, daß er glaubt wie weiland Gottsched: ein Gedicht kann durch fremde Hand korrigiert werden wie eine Stilübung."

Weit mehr als dieses doch vorübergehende und zu verschmerzende Mißgeschick bekümmerte ihn der schon früher empfundene, jetzt aber mit erneuter Heftigkeit sich ihm aufdrängende Widerstreit zwischen seiner wissenschaftlichen und seiner poetischen Thätigkeit, so daß dieser Zustand ihm fast unerträglich schien. „Ich mag und kann keines aufgeben und sehe doch nicht ab, wie ich beides treiben soll, ohne in beidem Stümper zu bleiben. Das ist eine sehr ernste Frage, aber ich sehe ein, daß ich sie nicht besser lösen kann, als wenn ich mich in beidem wissenschaftlich versuche." So hat er denn noch einige Gedichte, darunter die Stedinger, zum Abdruck gebracht, auch das zweite Bändchen, die „Studien" revidiert und zum Druck vorbereitet.

Durch Aegidi war ihm die Aussicht auf eine Stellung als Redakteur an einer Nürnberger Zeitung gemacht worden, und ihn beschäftigte nun dieser Gedanke lebhaft. „Wenn ich jetzt täglich eine Stunde auf dem Museum die leichte Ware von tausenderlei Zeitschriften gelesen, die doch der handgreiflichste Ausdruck unserer modernen Bildung sind: dann überkommt mich oft eine Verwirrung und Beschämung über meine Unwissenheit und doch zugleich eine unendliche Verachtung gegen die seichte, phrasenhafte Weise, womit ich die größten und tiefsten Dinge behandelt sehe. Und diese beiden Empfindungen stärken mir die Wißbegierde, den beinahe krankhaften Ehrgeiz, daß ich nie zum geistigen Pöbel gehören möge, dem die Welt nur ein Gegenstand halber Teilnahme, halben Verständnisses ist. Ich war noch so jung, als ich Euch verließ — was gewiß nicht gut war —, hatte außer der Schulbildung so gar keine Kenntnis von der Welt, daß ich seitdem des Lernens und Schauens kein Ende gefunden habe. Noch in der jüngsten Zeit sind mir große Gebiete des Wissens nahegetreten, von denen ich gar keine Ahnung hatte — und immer und immer wieder kam ich auf den Stoßseufzer zurück: warum führen wir nicht ein zwiefaches Leben, da das eine, das uns vergönnt ist, kaum hinreicht, uns zu erziehen. Aber ich bin auch nüchtern genug, um zu wissen, daß sich mit Seufzern nichts ändern läßt. Ich fühle, daß nur das Schaffen dem Leben Wert gibt, und daß ein übertriebener Bildungseifer zu einem Raffinement führt, das mit der Barbarei sehr viel Ähnlichkeit hat. So beschränke ich mich jetzt nach Kräften in der Ausdehnung meiner Thätigkeit. Den Widerspruch dieser Einseitigkeit fühle ich freilich lebhaft; lösen läßt er sich nur durch Resignation — und das ist mir die verhaßteste aller Stimmungen." Es schien ihm nun nicht unmöglich, durch eine journalistische Beschäftigung eine Befreiung aus diesem Zwiespalt zu finden. Sie sollte ihm die wirtschaftliche Selbständigkeit geben, nach der er sich sehnte, und, wie er hoffte, noch soviel Zeit lassen, daß er durch Erfahrung erproben könne, ob in ihm mehr als eine nur gewöhnliche dichterische Befähigung stecke. Wenn dadurch die Habilitation

um mehrere Jahre hinausgeschoben würde, so sei das bei seiner Jugend noch kein Unglück. Er müsse den Ausweg finden aus dem Dilemma zwischen Poesie und Wissenschaft. „Eine der Haupteigenschaften des Künstlers glaube ich sicher zu besitzen: die rege Lust am Leben, das offene Auge für seine Erscheinungen, die Neigung, nicht durch Theorien ihre Gesetzmäßigkeit zu begreifen, sondern jede Erscheinung in ihrer Lebendigkeit, in ihrer Schönheit zu erfassen. Ob ich die schöpferische Fähigkeit habe, die Gestalten, die mir im Sinne leben, ans Licht des Tages zu bringen, darüber kann ich mich und andere nur durch künstlerische Arbeit belehren. Dazu brauche ich Zeit und Bildung; darum muß ich mir für diese Schülerzeit einen Beruf wählen, in dem ich Muße genug habe, meine poetischen Arbeiten fortzusetzen. Das ist klar wie der Tag . . .“

An diesen Gedanken hat Treitschke nun auch während seines ganzen Göttinger Aufenthalts und noch darüber hinaus mit großer Zähigkeit festgehalten. Es drängte ihn, an die Öffentlichkeit zu treten, und so war er froh am 22. Februar 1856 mit dem Buchhändler Wigand in Göttingen einen Verlagskontrakt über die „Vaterländischen Gedichte“ abzuschließen. Sie sollten in einer Auflage von 750 Exemplaren gedruckt werden, Treitschke erhielt kein Honorar, dagegen 15 Freiexemplare. Im April erschienen sie im Buchhandel, und die ersten Exemplare gingen an den Vater, an Simrock, Arndt und an den ihm gänzlich unbekannten Julian Schmidt. Selbstverständlich wurden auch die Freunde in der Frankonia nicht vergessen. Wer heute das Bändchen der vaterländischen Gedichte in gesammelter Stimmung durchgeht, denn deren bedarf es, wird das ungewöhnliche dichterische Talent Treitschkes gewiß nicht verkennen, aber wohl auch die schwere Wucht der Gedanken fühlen, die auf ihnen ruht. Sie wirken trotz ihrer lebendigen Anschaulichkeit doch weit mehr auf den Willen, als auf die Empfindung des Lesers. Es ist eine starke, mühsam verhaltene Leidenschaft, die im Hinblick auf den Ruhm und auf die Schmach einer schweren Vergangenheit nach einer besseren Zukunft des Vaterlandes schreit. In dem „Sang des Friedens“, dem Schlußgedicht,

das er seinem Freunde Wilhelm Rokk zueignete, fand dann dieses glühende Verlangen nach Macht und Ehre und Einheit für Deutschland den hoffnungsfrohen, zuversichtlichen, die Summe seiner Gedanken zusammenfassenden Ausdruck. Er will den falschen Freudentraum derer nicht mitträumen, die sich am Frieden und am Fortschritt der Gegenwart freuen. In der Vergangenheit sucht er Trost:

„Da flüchtet' ich mit meiner Klage
In unsrer Väter rauhe Zeit,
Im Kriegsgetöse wilder Tage
Zu übertäuben all mein Leid.
Doch wie vom Staube ihrer Leichen
Aus ihrer Gräber Moderduft
Aufsprießt ein lieblich Totenzeichen,
Die Blume, in die goldne Luft:
So sog ich Stolz aus ihren Thaten,
So sog ich Kraft aus ihrem Blut.
All diese Bürger kühnberaten,
All diese Bauern hochgemut —
Wie anders war ihr rauhes Schlagen
Als unsrer Sitte glatte Weis'!
Und doch! Uns winkt in späten Tagen
Im gleichen Kampf der gleiche Preis!

Vor ihrem Bilde sollt ihr weilen,
Wenn ihr im Unmut grollend fragt:
Wann wird die alte Wunde heilen,
Wann ist die Klage ausgeklagt? — —

.... Wenn in der Alp der Frühlingsbote,
Der Föhnwind, durch die Schluchten dringt,
Wenn neues Leben für die tote
Umeiste Welt sein Wehen bringt:
Da geht ein Rauschen durch die Bäume,
Der Berge Veste wankt und bebt,
Als regten sich die Frühlingsträume,
Die ihr erstarrtes Herz umschwebt:
Matt schimmernd geht die Sonne nieder
Und Tier' und Menschen feiern bang,
Sie strecken ihre schlaffen Glieder:
Im Walde schweigt der Vögel Sang —

Bis endlich dann die heißen Lüfte
Mit Donnerbrausen werden wach,
Und Lenzeslust und süße Düfte,
Ersehnte Heerschar, ziehen nach.
Wer mag den wilden Gast verklagen,
Weil alles zittert, wo er haust?
Wir grüßen ihn mit seinen Plagen:
Erlösung bringt die rauhe Faust! —
Wie sich des Winters Weh nicht wendet,
Wenn nicht die Windsbraut tobt und schnaubt:
(Die Göttin nur entstieg vollendet
Und schmerzlos dem Erzeugerhaupt):
So wird den Völkern Macht und Größe
Nicht wie ein leichtes Zauberspiel.
Die nicht geseufzt in Not und Blöße,
Erreichten nie das hohe Ziel!

Wohl sind wir hundertmal geschlagen,
Wohl mißten wir manch goldnen Preis,
Wohl stehn wir, wenn die Völker tagen,
Die Traurigsten im hohen Kreis.
Kein Volk hat solche Schmach empfunden,
Das nicht im jähen Tod zerbrach:
Wir rangen uns aus Todeswunden
Zu ewig neuem Ringen wach!
Und hoffend singen Bauernlieder
Und hoffend sagt der Weisen Spruch:
„Einst kehrt die alte Größe wieder,
Erlöset von dem Kaiserfluch!“ —
Kein Feind, kein Brandmal konnt' uns rauben
Die feste Glaubenszuversicht:
Noch log dem treuen Völkerglauben
Der treue Gott des Himmels nicht!

Sie kommen noch, die goldnen Tage,
Die wir in Zorn und Gram ersehnt,
Wo nur wie eine finstre Sage
Die Mär der deutschen Schande tönt.
Und ernten auch erst ferne Zeiten
Das Glück von uns gesäet schon:
Die wir im rechten Kampfe streiten,
Wir fragen nicht nach unserm Lohn.

Wohl herrlich ist's, am warmen Frieden
Sich weiden, an des Sieges Lust: —
Dem Kämpfer auch ist Heil beschieden,
Der Frieden in der braven Brust."

Treitschke machte aus dieser Tendenz seiner Gedichte kein Hehl, und da er wußte, daß der Vater anders als er über die Zukunft Deutschlands dachte, hat er ihm seine Gedanken darüber bei Übersendung der vaterländischen Gedichte klar auseinandergesetzt. Es ist das Programm, an dem er zeitlebens festgehalten hat. Er erinnert ihn, wie noch vor wenigen Jahren von den Thronen herab die „höchst verderbliche" Lehre von der Einheit Deutschlands verboten wurde. Trotz der Zunahme von Wohlstand und Bildung im Volke sei keiner der bescheidensten nationalen Wünsche befriedigt worden. „Was uns die Fremden geraubt haben, ist nicht in ihren Händen geblieben, sondern nach einem schmachvollen Kriege hat uns ein ohnmächtiger Feind zwei unserer schönsten Lande entrissen. Daß wir im Rate der Völker noch ein bescheidenes Wort mitsprechen dürfen, verdanken wir nur dem Zufall, daß zwei Großmächte wenigstens teilweis zu uns gehören. Als Ganzes ist Deutschland ohnmächtig und ein Spott der Fremden. Das alles sind Thatsachen, ebenso traurig als unleugbar. Niemand täuscht sich darüber. Manche suchen sich in elender Gleichgültigkeit der Gedanken, die sich daran knüpfen, ganz zu entschlagen, andere hegen die wahnsinnige Hoffnung, daß ein Wunder von oben, eine Revolution, die Sache zum Bessern ändern werde; fast überall herrscht ein erschreckendes Schweigen über die höchsten Angelegenheiten unseres Volkes. Ich hatte absichtslos und nur zu meiner eigenen Freude mir aus den Bürger- und Bauernkämpfen des Mittelalters, die mich lebhaft erregten, dichterische Gestalten gebildet, in dem anfangs instinktiven, später immer klarer werdenden Gefühle von der Ähnlichkeit jener Zeit mit der unseren. Was Wunder, wenn ich endlich zu dem Schlusse kam, das absichtslos aus dem Bedürfnisse des Herzens Entstandene zu sammeln, zu vervollständigen und so nach Kräften mitzuwirken, daß der Gleichgültigkeit und weibischen Hoffnungslosigkeit, der wir überall

begegnen, gesteuert werde. Es stehen manche bittere Worte in der kleinen Schrift; das sind aber nur die Empfindungen, welche jeder Denkende in den letzten Jahren durchlebt hat. Sie klären sich auf zur Hoffnung und zu der Überzeugung, daß dem thatkräftigen Glauben eines Volkes das Schicksal noch nie gelogen hat."

Weit schärfer kommen diese politischen Gedanken in einem Briefe vom 27. Januar 1856 an R. Martin zum Ausdruck. Treitschke war außer sich über den Gang, den die preußische Politik in diesen letzten unglücklichen Zeiten Friedrich Wilhelms IV. nahm. Sie erschien ihm als eine tief unsittliche. Die Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung und das Verhalten der Majorität der Kammer empörten ihn. „An meinen politischen und religiösen Ansichten wird sich bei tieferem Nachdenken vielleicht noch manches ändern. Von jener sittlichen Überzeugung aber, die mir meine protestantische Erziehung von Kindesbeinen an eingeimpft hat, daß keine Macht der Welt, kein Papst und kein König, Sünde gebieten oder von der Erfüllung der Pflicht entbinden kann — von diesem Glauben kann ich nicht abweichen, soll ich nicht vor mir selbst schaudern. Wirf mir nicht vor, daß ich alles auf die Spitze treibe: gerade von Seiten der preußischen Regierung ist alles auf die Spitze getrieben worden. Unsittliche Mittel sind oft genug von gekrönten Sündern, konstitutionellen und absoluten, gebraucht worden, das ist nichts Neues. Aber stets hat man sie verleugnet; daß sie eingestanden und unter dem Jubel einer Volksvertretung verteidigt werden — das ist ein Cynismus, für den sich weder in der Geschichte der Stuarts noch unter den Bourbonen Analogieen finden. Ich habe mich von meinen radikalen Freunden oft genug einen Optimisten schelten lassen, und auch jetzt noch bin ich der Ansicht, daß ein Mann auch unter den ungünstigsten Verhältnissen nie Verzweiflung für Mut nehmen, immer nach dem Rechte handeln soll. Ob das aber möglich sein, ob das Schicksal unseres Vaterlandes sich auf gesetzlichem Wege wird ändern lassen, — das ist eine Frage, die mir immer unklarer wird. Ein paar Gedanken drängen sich mir immer wieder auf: der englische

Grundsatz „sofortige Selbsthilfe bei jedem Unrecht von oben“ ist nicht nur, wie Macaulay sagt, der Grundpfeiler der englischen Freiheit und der Stolz jedes Briten, sondern das notwendige Ergebnis jeder hohen Volksbildung. Ferner: es ist eine unbezweifelte historische Thatsache, daß jede Bewegung in einem Volke gewaltsamer ist, als die Richtung, welche sie bekämpft und lange geduldet hat. Wenn ich nun denke, daß die gegenwärtigen deutschen Verhältnisse nicht dauern können, weil sie in lächerlichstem Kontraste zu unseren Volksbedürfnissen stehen; wenn ich ferner denke, daß das Maß der Rechtsverletzungen jetzt ziemlich erschöpft ist und nur noch durch blutige Mittel überboten werden kann — wer mag da noch so blind sein, an eine friedliche Lösung zu glauben? — Laß mich abbrechen; vielleicht meinst Du, solche Dinge gehörten nicht in einen Brief. Wenn aber der Brief ein Bild von dem geben soll, was den Schreiber am tiefsten beschäftigt, so habe ich meine Korrespondentenpflicht erfüllt. Es ist möglich, daß ich solche Fragen ernster auffasse als andere. Der Gegensatz, worin ich in politischen Dingen zu meinem Vater stehe, und der Schmerz darüber hat mich unwillkürlich darauf gebracht, einen sehr strengen Maßstab anzulegen.“

So gärte der junge Wein, und es ist immer noch zu bewundern, daß diese innere Glut in den vaterländischen Gedichten einen so maßvollen Ausdruck fand.

Auch hatte Treitschke die Freude, daß der Vater, dem er das Bändchen der vaterländischen Gedichte gewidmet hatte, sich günstig aussprach. Er fand viel Schönes und Ergreifendes darin, meinte aber, daß der Kreis derer, denen sie gefallen, nicht groß sein werde. „Auch politisch wirst Du angefochten werden, und ich sehe schon kommen, daß man hier und da auch ein Wort gegen mich darüber fallen lassen wird. Inzwischen soll mich das nicht anfechten; ich werde antworten, ein Demokrat ist er nicht, das geht aus allem hervor, oder vielmehr einen solchen kann Niemand aus den Gedichten herauslesen; ein Schwärmer für die deutsche Einheit ist er, nun ja! Das bin ich aber in seinem Alter, namentlich im Jahre 1813 und den folgenden, auch

gewesen und ich möchte fast den jungen Deutschen bedauern, dem solche Ideen nie das Herz warm gemacht haben.“ Wenn der Vater dann freilich damit schloß, daß ein ferneres Leben in der Wirklichkeit, namentlich in Geschäften, später auch den Begeistertsten abkühle, so verkannte er doch vollkommen die Nachhaltigkeit der Glut, die in dem Sohne lebendig war: sie hat sich nicht abgekühlt, sondern ist bis an sein Lebensende eher im Zunehmen als im Abnehmen gewesen.

Aber selbst mit diesem Schluß war der Brief des Vaters für Heinrich doch eine große Freude. Ebenso erfreuten ihn Simrock und Arndt durch Zuschriften, während Julian Schmidt, der ihm in späteren Jahren ein besonders lieber Freund wurde, die unwirsche Antwort gab, „er hätte keine Zeit, neu erschienene Gedichte zu lesen“. Von Prutz kam eine matte und nichtssagende Besprechung, im „Centralblatt“ eine hochfahrend abweisende Kritik — erst sehr allmählich trat ein Umschwung ein, der aber dann mit großer Bestimmtheit den besonderen Wert dieser Gedichte geltend machte; dies und der günstige Absatz veranlaßten nun Wigand, ihm auch den Verlag der „Studien“ unter denselben Bedingungen anzubieten. Treitschke entschied sich aber für Hirzel, obgleich dessen Bedingungen nur wenig günstiger waren. Ihn lockte der Name des großen Leipziger Verlegers. Die Studien erschienen jedoch erst im Frühjahr 1857, als er bereits in Leipzig war, und haben verhältnismäßig geringeres Aufsehen gemacht. Und doch zeigen gerade die Studien in noch weit höherem Grade seine dichterische Begabung. Während in den vaterländischen Gedichten der epische Ton vorherrscht, kommt hier das subjektive Empfinden des Dichters zu seinem Rechte, sein Jauchzen und Trauern, sein Sehnen nach Liebe, seine helle Begeisterung für die mannhafte That. Wer Treitschkes Briefe aus den letzten drei Jahren verfolgt, könnte fast überall die Entstehungszeit der einzelnen Lieder bestimmen, denn, ob auch umhüllt und verkleidet, sind es die eigenen Erlebnisse, die er uns schildert; der Widerklang seiner Wanderungen durch Berg- und Thal, die Ausführung eines Gedankens, den ihm seine historischen und philosophischen

Studien zutrugen, ein Gedanke, der ihn innerlich bewegte, oder der Kampf, den er mit dem Leiden kämpfte, das ihm so schwere Fesseln anlegte. Namentlich im zweiten Buch kommt dieses subjektive Moment oft zu ergreifendem Ausdruck. Vielleicht am bekanntesten ist das Gedicht „Krankenträume", worin er die Geschichte seines Leidens erzählt, wie er zum erstenmal des Unglücks bewußt wird, das ihn getroffen und wie allmählich seinem Ohr der Ton immer fremder, wie es stiller und öder um ihn wird, bei jedem Schritte unsichtbar das Leid ihn drückt:

„Und saugt sich langsam groß an deinem Blute
Und folgt mit leisem Hohne deiner Lust
Und hauchet Gift in deiner Freuden jede
Und klammert sich an deine nackte Brust,
Ein böser Alp, in ruheloser Fehde" . . . . .

Aber trotz allem, er rafft sich auf im Entschluß, den Kampf zu bestehen bis ans Ende, erhobenen Hauptes,

„denn Kampfes würdig ist des Lebens Schöne!
In alten Mären las ich, wie zum Wald
Der Ritter zog, die Jungfrau zu gewinnen:
Wie seiner Liebe siegende Gewalt
Des Zauberschlafes Mächte trieb von hinnen.
Wohl ist sie hin, die bunte Wunderzeit:
Nicht mehr in Höhlen haust der grimme Drache:
Kein Zwergenvolk bestraft des Menschen Neid
Und höhnt den Narren mit geheimer Lache:
Kein Feenmädchen strählt ihr goldnes Haar:
Kein frommer Löwe folgt dem Sangesmeister — —
Noch heute gibt es Wunder wunderbar
Alltäglich, stündlich in der Welt der Geister!
Das Mädchen bricht der Sitte strenges Band
Und reißt sich von den Eltern sonder Beben
Und folgt dem fremden Mann zum fremden Land,
Und ihr im Busen sproßt ein neues Leben;
Der Sänger träumet in verschwiegner Nacht,
Er kämpft geheime Kämpfe, sinnt und ringet,
Bis hehr und herrlich seines Liedes Macht,
Ein schneidig Schwert, durch aller Herzen dringet —

— Und du, du willst vergehn in deinem Schmerz?
Du nahst der Welt mit einer Welt voll Liebe:
— Dein Zauber ist das mutig freie Herz —
Wär's möglich, daß sie dir verschlossen bliebe?
Nein, hören wirst du, was nicht einer hört,
Im Menschenbusen die geheimsten Töne:
Verstehen wirst du, was den Blick verstört
Und was die Wangen färbt mit heller Schöne.
Und schaffen sollst du, wie der Beste schafft:
Des Mutes Flammentröstung sollst du singen,
In kranke Herzen singen junge Kraft
Den Duldern, die mit dunkeln Mächten ringen.
Vor hellen Augen hellet sich die Nacht;
Kein Leid, das nicht die Tröstung in sich trüge.
Auf jedes Trittes Spur die Freude lacht —
O wie sie strahlet: — all dein Gram ist Lüge!" —

Gedanken und Empfindungen, Verzagtheit und frohe Zuversicht gehören ganz diesen schweren Göttinger Monaten an, da Treitschke körperlich und geistig nach einer Entscheidung rang.

Mit der Kritik, die die Studien später fanden, war er nur wenig zufrieden. Er schreibt darüber dem Vater zusammenfassend: „Was ich über meine Studien alles habe hören und lesen müssen, habe ich Dir nicht so gewissenhaft mitgeteilt, wie bei meiner ersten Schrift. Ich werde mir nach und nach über den Wert solcher Urteile klar. Was sagen die Leute nicht alles: der eine findet in den Studien eine wahrhaft unheimliche Leidenschaftlichkeit, der andere glühende Sinnlichkeit, ein dritter bezichtigt mich der Melancholie, und wenn sie dann noch einige Worte über „ungewöhnliches Talent" und wie die Phrasen heißen hinzugefügt, glauben sie fertig zu sein. Als ob ich nicht auf all das antworten könnte: ich hab mich nicht selbst geschaffen — als ob nicht die Kritik gerade da erst anfangen sollte, wo diese Leute aufhören: sie soll sagen, ob der Schriftsteller innerhalb der Grenzen seines Naturells und seiner Begabung Gutes geschaffen oder nicht." Es war nur selbstverständlich, daß eine Kritik, die von solchen Gedanken ganz absah, ihm völlig gleichgiltig wurde. Den besten Kritiker fand er immer an sich selbst.

Mit den „Gedichten“ und „Studien“ hatte Treitschke doch nur den minderen Teil seiner poetischen Kraft gezeigt. Um sich zu erproben, wollte er an die höchste Aufgabe dichterischer Kunst, an das Drama, herantreten und eine Reihe von Entwürfen zur Ausführung bringen, die ihn schon lange lebhaft beschäftigt hatten. Den „Grafen von Rappoltstein“ hatte er endgiltig aufgegeben, und ebenso waren der Anno von Köln und ein anderes bereits im ersten, in Prosa geschriebenen Entwurf fertiges Drama „Sampiero“ gefallen, das einen Stoff aus der mittelalterlichen Geschichte Corsikas behandeln sollte. Treitschke selbst hat in einem Brief an seine Braut (August 1866) dieser Arbeit gedacht: „Ich hab mich einmal“, schreibt er, „mit dem Plan eines Trauerspiels getragen, und wer weiß, ob ich ihn nicht noch ausführe? —: Sampiero, der größte Held der Corsen, der sein geliebtes Weib tötet, weil sie, um ihre Kinder zu retten, Verrat an Corsika geübt hatte. Diese Geschichte hatte für mich immer einen dämonischen Reiz, weil ich ähnliche Gemütsbewegungen stets erlebt habe; und selbst für das Drama gilt das Wort, daß nur das Selbstempfundene ein wahres Gedicht werden kann. Als ich mir nun die Fabel näher ansah und gar das schwache Drama las, das Halm aus diesem gewaltigen Stoff gemacht hat, da fühlte ich recht, wie ganz anders wir Deutschen empfinden als die Römer und die römisch empfindenden Corsen. So rasch und kurzab wie Sampiero schlägt ein Deutscher sein geliebtes Weib nicht tot. Soll dieser Stoff auf einer deutschen Bühne zünden, so muß der Held vor der blutigen That sehr lang und lebhaft schwanken, sonst erscheint er deutschen Zuschauern unmenschlich, unverständlich.“ Aber der Sampiero ist ein unvollendeter Torso geblieben.

Dagegen setzte Treitschke alle Kraft an einen vaterländischen Stoff: „Heinrich von Plauen“. Die Geschichte des Deutschen Ordens hatte ihn von jeher besonders angezogen, und er hat ihr seit den Bonner Tagen dauernd seinen Fleiß zugewandt. Auch in den vaterländischen Gedichten begegnen wir den Früchten dieser Studien; Heinrich von Plauen war ihm daher in Bezug auf den historischen Untergrund ein sehr bequem liegender Stoff,

den er, seit einmal der Entschluß feststand, ihn dramatisch zu verarbeiten, durch eifriges Quellenstudium noch weiter vertiefte. Schon im September 1856 war er in voller Arbeit, und Ende Oktober der Plan schon so lebendig, daß er seinem Freunde Wilhelm Nokk eingehend darüber berichtete. Dem Vater schrieb er schon früher davon, aber in allgemein gehaltenen Andeutungen: „Der Plan eines Trauerspiels aus der deutschen Geschichte, den ich lange mit mir herumgetragen, wird jetzt ausgeführt. Die Stunden, die ich unter seinen werdenden Gestalten zubringe, sind glücklich und lassen mir nicht Raum zu irgend einem anderen Wunsche. Ich kann jetzt (25. September 1856) noch nichts weiteres darüber sagen. Wenn ich denke, wie warm ich mich in diese Fabelgestalten eingelebt habe, wie ich Freud und Leid mit ihnen empfinde, dann hege ich die glückliche Hoffnung, daß es wirklich lebendige Wesen sind und daß die ernste Arbeit gelingen wird." In dem Briefe an Wilhelm Nokk heißt es: „Die ganze Atmosphäre ist kalt und schneidend. Der Held hat alles hingeworfen, was das Leben irgend reizend macht: das Glück des Hauses und die Lust an Weibern; er ist in jenes öde Land gezogen, weil dort der Mann noch auf sich selber steht inmitten Sturm und Fährnis, weil dort auch dem Tiefgeborenen der Fürstensessel erreichbar ist. So lebt er ganz der Idee des Herrschers und der Fürstenehre, und als er dann fällt, erfüllt sich an ihm das Wort: es ist unerträglich, ohne Purpur zu erwachen; wer einmal auf des Lebens Höhen freie Luft geatmet, der trägt die schwülen Dünste in der Tiefe nicht mehr. Er ward Herrscher, weil er der beste Mann war; als seine Ritter ihn stürzen, zeigen sie, daß die Kraft, der einzige Hebel des staatlichen Lebens, ihnen nichts mehr gilt, und so ist mit dem Sturze des Plauers auch der sittliche Untergang des Ordens gegeben."

Auch die Disposition des „Heinrich von Plauen" hat sich erhalten. Treitschke war im Sommer 1857 damit zum Abschluß gediehen, nachdem schon vorher andere Entwürfe ihm entstanden, aber danach wieder aufgegeben waren.

Wie von Sampiero einzelne Szenen, so sind hier ganze Akte bereits in die poetische Form gegossen, in schwungvoller,

oft hinreißender Sprache, aber doch nicht so weit durchgefeilt, daß wir berechtigt wären, sie hier wiederzugeben. Treitschke selbst hat sie Niemandem mitgeteilt.

Aber in den aphoristischen Sätzen des im Manuskript erhaltenen Entwurfes läßt sich der geniale Blick des Dichters nicht verkennen, der in fast atemloser Folgerichtigkeit die Handlung ihrem Ziele zuführt. Die Anlage erinnert an Heinrich von Kleists Dramen, und wie Treitschke den Charakter seines Helden auszubauen dachte, läßt sich wohl heute noch an der Charakteristik des Hochmeisters in dem Aufsatz über das deutsche Ordensland Preußen erkennen. Treitschke ist auch als Geschichtschreiber stets Dramatiker geblieben, nur daß er dort auf gebotenen Wegen schritt, während der Dichter mit kühnem Blick die innere Wahrhaftigkeit der historischen überordnete und folgerichtig weiterbaute, wo die Wirklichkeit ein „dämonisches Heldenleben“ in „häßlicher Prosa“ austönen ließ.

Treitschke lebte und webte mit seinem Drama. Es schien ihm der Vollendung so nahe, daß er im März 1857 dem Vater schrieb, er hoffe, im Herbst sein Manuskript der Dresdener Bühne schicken zu können: „wenn es — was wieder von tausenderlei unberechenbaren Bedingungen abhängt — angenommen wird und wenn es — was wieder ein ganz ungewöhnliches Glück wäre — gefällt, dann hätte ich mir allerdings meinen Unterhalt für ein Jahr gesichert. Es ist recht häßlich, so lange über solche materielle Fragen zu reden, und doch sind sie die Vorbedingung für alles weitere, und doch ist es ein so bescheidener Wunsch, nur zu existieren, ohne andern zur Last zu fallen.“

Die materiellen Fragen haben während seines ganzen Göttinger Aufenthalts eine immer bedeutsamere Rolle gespielt. Obgleich der Vater nach wie vor für ihn sorgte und ihm den Wechsel, den er als Student bezogen hatte, weiter zahlte, stellte sich doch bald heraus, daß Treitschke bei aller Bescheidenheit in seinen Ansprüchen ans Leben damit doch nicht ausreichen konnte. So gering immer seine Bedürfnisse waren, er mußte

doch als junger Doktor mehr Sorgfalt auf seinen äußeren Menschen verwenden, als der Student es gethan hatte. Auch eine bessere Wohnung war unerläßlich; er zog im Oktober 1856 in ein geräumigeres und vor allem wärmeres Quartier in der Weenderstraße, da er sich unmöglich nochmals einem Winter, wie es der vorige gewesen war, in einer kaum erheizbaren Stube aussetzen konnte. Dazu war das Leben in Göttingen nicht billig, die kleinen Ausgaben und die durch seine Unfälle und seine schlechte Gesundheit verursachten weitern Kosten für Arzt und Apotheke nicht unbeträchtlich, so daß er mit seinem Gelde nicht auskam. Zu Ausgang der Göttinger Zeit hat er dem Vater über diese Dinge ausführliche Rechenschaft abgelegt und ihn gebeten, ein Minus von 150 Rthlr. zu decken. „Das ist viel“, schreibt er dem Vater, „und Du wirst ungehalten sein. Und doch kann ich mir in finanzieller Hinsicht wenig oder nichts vorwerfen. Ich bin nun alt genug, um nicht unnötigerweise zu verschwenden, und ich kann versichern, daß ich das nicht gethan. Die Erfahrungen aus Deiner Jugend können unmöglich maßgebend sein, Du weißt, wie ungeheuer sich seitdem die Preise verändert haben. Ich kann mich also nur an den Bedarf meiner Bekannten halten, und obgleich viele darunter sind, die in schlechteren Verhältnissen leben als ich, so bin ich doch einer von denen, die am wenigsten gebraucht haben .... Was mich an der ganzen Sache am meisten beschämt, ist nicht sowohl die Höhe der Summe — denn ich sehe kaum, wie ich es hätte anders anfangen sollen — als der abscheuliche Gedanke: ich bin nun schon so alt und doch kann ich noch immer nicht mein Thun und Treiben auf meine eigene Kappe nehmen! Meinen Altersgenossen geht es freilich oft ebenso; aber wozu hat man denn von der Mutter Natur Talente geschenkt erhalten, wenn sie uns nicht einmal das erste sichern, was jeder verlangt, die Selbständigkeit? Wer so, wie ich, noch immer für die Zukunft lebt, der muß seinen fernen Lieben notwendig in einem falschen Lichte erscheinen. Ich habe zwar vielen Grund, in vielen Dingen mit mir unzufrieden zu sein; aber ich habe doch gestrebt, mich auszubilden, und Versuche gemacht,

unabhängig zu werden. Nun muß ich sehen, ob das Glück etwas dazu thun will?"

Das Glück war ihm nun bisher nicht günstig gewesen. Die Gedichte brachten kein Honorar, die Arbeiten für das Bluntschlische Staatswörterbuch sollten erst ums Jahr honoriert werden. Aber er hatte durch Aegidis Vermittelung Gelegenheit gefunden, hie und da einen Zeitungsartikel zu schreiben, der bezahlt wurde — einer der ersten ist in der Vossischen Zeitung erschienen —, und er bemühte sich eifrig darum, eine Stellung als Redakteur einer Zeitung zu finden; die Aussichten, in Göttingen selbst Stellung und Beruf an der Universität zu erlangen, waren, wie er jetzt aus eigener Anschauung mit Sicherheit erkannte, äußerst gering. Konnte doch selbst Mangoldt, der einen Vorsprung von mehreren Jahren vor ihm voraus hatte, kaum Zuhörer finden. Auch meinten die Professoren, an die er sich wegen einer eventuellen Habilitation wandte, daß ihm seine große Schwerhörigkeit doch ein wesentliches Hindernis sein werde. Das drängte die durch Aegidi angeregten journalistischen Pläne in den Vordergrund. Aber weder der Vater noch der Rektor Klee wollten davon etwas wissen. Der Vater hatte entschieden Abneigung gegen alles journalistische Treiben; der Rektor meinte, Heinrich solle sich möglichst bald habilitieren, das übrige finde sich dann von selbst: „Ich halte es mit Mercks Spruch gegen Goethe: „Frisch auf die Zäune, da trocknen die Windeln". Ihr Alter oder Ihre Jugend ist kein Grund, denn so wenig als Sie, wie Sie von uns abgingen, 16 Jahre alt waren, sondern mindestens 20, so wenig sind Sie jetzt 21, mindestens 25, und das ist absolut alt genug, sich zu habilitieren." So sehr Klee die poetischen Gaben seines jungen Freundes hochschätzte, einen Poeten von Beruf wollte er aus ihm nicht machen. Die Habilitation blieb sein ceterum censeo. „Es gehört in unserem Klima, in unseren Lebensverhältnissen, unserer Zeit horrend viel dazu, bloß in der Poesie ein volles, selbstbefriedigendes Leben zu führen, und ich glaube umsomehr, je mehr man wahrer Poet ist. Ich meine das nicht etwa im Hinblick auf die äußeren Notwendigkeiten, sondern ganz eigent-

lich auf die innere Existenz." So vernünftig auch solche Erwägungen und Ratschläge waren, in einem Punkte gingen sie sicher fehl. Treitschke fühlte es innerlich, daß er auf die Dauer den Beruf des Dichters mit dem des Universitätslehrers nicht werde vereinigen können. Dazu dachte er viel zu hoch von der Wissenschaft wie von den Pflichten des akademischen Lehrers. Die Universität verlange einen ganzen Mann, sie würde dem Dichter keinen Raum geben. Mitunter überkam ihn fast unwiderstehlich die Sehnsucht nach dem Katheder, „wo endlich das lebendige Wort an die Stelle des ewigen Lesens tritt." Er wußte es wohl, war er einmal Professor, so werde er der Muse sein Ohr verschließen müssen. Und das ist es gewesen, was ihn mit so großer Zähigkeit an dem Gedanken festhalten ließ, durch Übernahme einer Zeitungsredaktion wenigstens einige Jahre noch sich die Zeit für seine poetischen Arbeiten frei zu halten. Als Ende 1856 die Verhandlungen mit dem Nürnberger Korrespondenten endgültig scheiterten, knüpfte er mit einer Berliner Zeitung an, auch hier ohne zum Ziel zu gelangen.

So war das Jahr 1857 von ihm in recht trüber Stimmung begrüßt worden. Er hatte die Weihnachten in Göttingen verbracht, um seinen schwer kranken Freund Oppenheim zu pflegen. Dann waren bei schlechter Gesundheit und harter Arbeit mehrere Monate hingegangen, die neue Enttäuschungen brachten. Ein leidenschaftliches Verlangen nach größerer wirtschaftlicher Selbständigkeit beherrschte ihn. Er konnte es in Göttingen kaum noch ertragen, da seine Freunde, einer nach dem andern, fortzogen, und so faßte er den Entschluß, Göttingen zu verlassen und nach Leipzig zu ziehen, um dort die letzte Hand an seine Habilitationsschrift zu legen. Die Idee, Redakteur zu werden und erst nach einigen Jahren mit der Dozententhätigkeit zu beginnen, ließ er darum nicht fallen. Leipzig erschien ihm sogar geeigneter, eine Anknüpfung zu finden.

Bevor Treitschke von Göttingen aufbrach, hatte er aber noch eine kleine Freude. Er hatte für eine Theateraufführung der Hannoveraner ein kleines Lustspiel gedichtet, das mit ganz ungewöhnlichem Erfolge vor einem Publikum von Studenten

und Professoren über die Bühne ging. Er meinte zwar, das sei ein billiger Triumph bei so dankbaren Zuhörern. „Trotzdem war der Abend für mich ein sehr froher: ich sah handgreiflich, daß ich aus mir herausgehen und lebendige Gestalten bilden kann; und dann hat das Leben hinter den Coulissen einen wunderlichen Reiz: das lustige Gefühl, wie wir so viel klüger sind, so viele Geheimnisse voraushaben vor jenen harrenden Köpfen draußen im Saale.“ Aus dem Briefe eines Freundes kennen wir die Fabel des Stückes. Offenbar hatte Treitschke den bitteren Streit vor Augen, der damals zwischen Gutschmid und Bunsen über die Datierung ägyptischer Inschriften wogte. Er schilderte den Kampf zweier Philologen, die sich über dem Problem verfeindet haben, ob der Fisch, der den Ring des Polykrates verschluckte, ein Hecht oder ein Häring gewesen sei.

Treitschke ahnte wohl nicht, daß dieser Schwank den Abschluß seiner Dichterlaufbahn bedeute, und daß weder Heinrich von Plauen noch all die anderen dichterischen Entwürfe, die ihm im Herzen lebten, je wieder lebendig werden sollten. Ganz leicht fiel ihm auch diesmal das Scheiden nicht. Das „widerliche Nest“ war ihm schließlich trotz allem lieb geworden. Auf dem Wege nach Dresden verbrachte er noch einige frohe Stunden auf der Wartburg. „Du weißt nicht,“ schreibt er an Nokk, „wie uns protestantischen Jungen die Reformationsgeschichte ein Ersatz sein mußte für die großen Thaten, die wir in unserer Geschichte umsonst suchen. Du wirst kaum begreifen, wie heilig uns diese schöne Burg ist, wo der große Mann seine folgenschwere lange Rast hielt. Und jetzt steht sie in ihrer alten Pracht wieder auf.“

Sechstes Kapitel.

Die Habilitation und die ersten Dozentenjahre.

Der Sprung von Göttingen nach Leipzig bedeutete für Treitschke in vieler Hinsicht eine Verbesserung seiner Lage. Einmal war er Dresden näher und konnte gelegentlich auf kürzere oder längere Zeit die Seinigen aufsuchen, was für ihn stets eine große Freude war. Im Mai 1857 feierten die Eltern ihre silberne Hochzeit in ungetrübter Gesundheit im Kreise der Kinder und der nächsten Verwandten. Natürlich hatte Heinrichs dichterisches Ingenium das Fest verschönen müssen, und es waren recht herzerquickende Stunden, die dieser so harmonische Kreis guter Menschen in aller Stille auf der Bastei verbrachte. Im Oktober wurde der Vater zum Generalleutnant ernannt. „Infolge dessen“, so notiert er in seinem Tagebuche, „erlangte die bessere, schönere aber kleinere Hälfte meiner Exzellenz den Zutritt zu Ihrer Majestät der Königin, zu der sie am 2. November nachmittags $^1/_2$6 zum erstenmal berufen wurde.“ Der alte Herr pflegte mit frohem Humor und freudiger Hoffnung Gegenwart und Zukunft zu betrachten, eine Charakteranlage, die in noch weit höherem Grade auf den Sohn übergegangen war und die auch in den schwersten Lebenslagen bei beiden glücklich jedes Mißgeschick und jede Mißstimmung überwinden half. In den anderthalb Jahren, die zwischen Heinrichs Übersiedelung nach Leipzig und seiner Habilitation noch hingehen sollten, hat die gern benutzte Möglichkeit zu persönlicher Aussprache in glücklichster Weise keimende Mißverständnisse zu beseitigen vermocht.

Das zweite war, daß sich nun bald Treitschke die endgültige Entscheidung für die akademische Thätigkeit gebieterisch aufdrängte. Noch im April 1857 war das Anerbieten an ihn herangetreten, mit einem Gehalt von 800 Thlr. die Redaktion der Danziger Handelszeitung zu übernehmen. Aber er lehnte

ab, weil er sich nicht so einseitig spezialisieren wollte, auch die nicht unbegründete Befürchtung hegte, daß ein Handelsblatt stets in Abhängigkeit von den Interessen der Börse werde treten müssen. Weit lockender aber war ein zweites Anerbieten, das wieder durch den in seinem Interesse unermüdlich thätigen Aegidi an ihn herantrat. Er sollte nämlich in Berlin die Redaktion des preußischen Wochenblattes unter außerordentlich günstigen pekuniären Bedingungen übernehmen. „Das preußische Wochenblatt", berichtet er, „ist das einzige ganz unabhängige Blatt in Preußen; es hat ein nicht großes, aber um so eifrigeres Publikum, beschäftigt sich mit Tagesneuigkeiten und Unterhaltungsfutter gar nicht, sondern bringt nur eingehende politische und nationalökonomische Artikel." Das war so verlockend, daß Treitschke erklärte, er sei nicht abgeneigt, zuzugreifen, und darauf erhielt er von dem Geheimrat von Gruner die Einladung zu einer Besprechung nach Berlin. In Berlin verhandelte Treitschke mit den damaligen Redakteuren von Jasmund und Matthis, und beide Teile konnten sich vortrefflich verständigen. Schließlich aber scheiterte alles daran, daß Treitschkes Harthörigkeit Bedenken erregte. Man fand ihn mit dem Vorwande ab, daß er nach preußischem Gesetz noch zu jung sei, um die juristische Verantwortlichkeit für die Redaktion zu übernehmen, und so kehrte er unverrichteter Sache heim, entschlossen, nunmehr ganz mit dem Gedanken an eine journalistische Laufbahn zu brechen. Mit voller Energie ging es jetzt dem nächsten Ziele, der Habilitation, zu.

Er hatte Leipzig doch wesentlich verändert wiedergefunden. Es begann damals jener Umbau, der das neue Leipzig schaffen sollte; im Stadtgraben wurden neue Straßen angelegt, das neue Museum erstand vor seinen Augen, und wenn das Graben und Hämmern auch nicht eben reizvoll war, so erleichterte ihm ein besonders schönes Frühjahr das Heimischwerden. Erst damals hat er sich auch, infolge einer Erkältung, von der Plage des Haarseils befreit und sich danach recht wohl befunden. Er bezog seine alte Studentenwohnung Querstraße 2 aufs neue und fand auch eine Reihe alter Bekannter wieder. Freilich,

meinte er, der lange Aufenthalt in Norddeutschland und Schwaben habe ihn des höflich umständlichen Wesens seiner Landsleute entwöhnt, und ganz hineingefunden hat er sich eigentlich niemals mehr in die spezifisch sächsischen Formen. Seine „lieben Landsleute“ waren ihm innerlich fremd geworden. Er vermißte trotz aller Freundlichkeit, die ihm überall entgegentrat, die Wärme der Empfindung, nach der ihn verlangte. „Sie sind,“ schrieb er einmal, „so human und doch so wenig Menschen.“ Dazu kam noch die ganz besondere Leipziger Gelehrtenatmosphäre. Gehörten auch nur Gutschmid, Zarncke und Bursian in jener ersten Leipziger Zeit zu seinem vertrauteren Umgange, so hatte er doch Gelegenheit, vollauf das Leben kennen zu lernen, das den Geist der Gesamtheit bestimmte. „Ein wunderbares Völkchen überhaupt, diese Gelehrten. Ich lerne sie jetzt näher kennen. An Fleiß und Eifer sind nicht bloß die berühmten, nein auch der tüchtige Durchschnittsschlag bewundernswert. Wie sie sich selbst über der Sache vergessen, wie mehrere Hundert z. B. für Grimms Wörterbuch arbeiten, ohne daß ihr Name genannt wird, ohne eine nur nennenswerte Entschädigung, wie sie mit Gewissenhaftigkeit an ihrer Überzeugung festhalten in diesen Tagen des politischen Windwechsels: das kann man nicht hoch genug anschlagen. Und dann wieder dieser kleinliche Neid und Geifer gegen wissenschaftliche Gegner, diese körperliche Verknöcherung, diese Abkehr von aller thätigen Teilnahme am Gemeinwesen: man weiß wirklich nicht, soll man sie mehr bewundern oder bedauern.“ Etwa ein Jahr später schreibt Treitschke über denselben Gegenstand: „Mit meinen gelehrten Bekannten fang' ich an, mich ein wenig mehr zu befreunden; sie sind doch alle sehr gebildet; man kann mit jedem von ihnen über einige Dinge ein vernünftig Wort reden, wenn auch ihr ästhetisches Gefühl meist verkümmert ist; endlich haben sie fast alle gemäßigte und selbständige Ansichten über öffentliche Angelegenheiten. Wie viel das wert ist, lernt man recht einsehen in diesem Krämerneste, wo man unvermeidlicherweise mit Geschäftsleuten aller Art in Berührung kommt. Bei diesem Volke findet sich durchgehends entweder der rohe Stumpfsinn,

der alles über sich ergehen läßt, oder jener widerwärtige Radikalismus, der nicht in entschuldbarer Schwärmerei wurzelt, sondern in der pessimistischen Unfähigkeit, sich für etwas zu begeistern, in der gemeinen Sucht, alles zu bemäkeln und zu verspotten. Von dieser unfruchtbarsten aller Denkweisen habe ich hier nur allzu viele Proben gesehen." Unter diesen Verhältnissen war es ihm eine besondere Freude, erst Frensdorff aus Göttingen auf einige Tage bei sich zu haben und bald danach den Besuch von Baetke zu bekommen, der ihm während seines ersten Leipziger Aufenthalts ein so treuer Freund gewesen war.

Sonst war sein Leben recht einförmig. Hie und da eine Gesellschaft, bei der ihm weder das Blindekuhspielen noch das Tanzen erspart wurde; meist aber war er allein mit seinen Büchern. Die Hauptabwechslung lag in der Arbeit. Treitschke hatte sich über die Grundgedanken seiner Habilitationsschrift mit Roscher ausgesprochen, der sich im wesentlichen mit ihm einverstanden erklärte. Während er aber in der Arbeit war, beschäftigten ihn noch Gneists englische Verfassung, die er durcharbeiten mußte, und dann Iherings Geist des römischen Rechts. Das Thema lag seiner Arbeit nahe, und Ihering kam zu ähnlichen Resultaten, wie sie Treitschke bereits feststanden. „Ich meine, es gibt keinen allgemeinen Staatsbegriff; jeder Staat ist das Produkt der in einem Volke lebenden Begriffe von Recht und Sitte und der ökonomischen Verhältnisse, also das Produkt der sogenannten gesellschaftlichen Verhältnisse. Will man also die Lehre von der Gesellschaft aus der Staatswissenschaft ausscheiden, so nimmt man der letzteren ihren lebendigen Inhalt und kommt auf abstrakte und darum unwahre Spekulationen. Denn jede Verfassung (vielleicht nur der ganz rohe Despotismus ausgenommen) ist an sich weder gut noch schlecht, sondern lediglich nach den gesellschaftlichen Verhältnissen des Volkes zu beurteilen. Diese Ansicht finde ich in jenem (leider mehrbändigen) Buche bestätigt; ich muß es also noch durcharbeiten, bevor ich meine Arbeit vollenden kann."

Bei dem „ungeheuren Umschwung in den politischen Ideen" wie er u. a. auch im Staatswörterbuch zum Ausdruck kam,

wollte es ihm mitunter scheinen, daß er mit der Wahl seines Themas einen dummen Streich gemacht habe: „man muß entweder Bände darüber schreiben oder sich ganz kurz und dürftig fassen, wenn man auf das einzelne nicht eingehen will.“ Endlich, Anfang Mai 1858, konnte er dem Vater melden, daß er nunmehr so gut wie fertig sei und die Sicherheit habe, daß die Fakultät die Arbeit approbieren werde. Er war um so zufriedener, als er, durch Gneists Buch angeregt, auch in den preußischen Jahrbüchern einen längeren Aufsatz „über die Grundlagen der englischen Freiheit“ veröffentlicht hatte, der damals großes Aufsehen erregte und zu Treitschkes nicht geringem Stolz vielfach für eine Arbeit von Mommsen gehalten wurde. Das hatte ihm die Zuversicht gesteigert; er sah doch, daß ihm eine wissenschaftliche Arbeit gelingen könne, trotz der großen Lücken, die er in seinem Wissen fühlte. „Ich mußte in den letzten Wochen, wenn ich im Zweifel war, ob meine Schrift etwas taugte, an den Magister denken, den Heine irgendwo schildert. Alle Welt hielt ihn für einen Esel, und er war doch nur ehrlich. Man verlangte eben, daß wissenschaftliche Sätze als absolute Wahrheiten hingestellt werden, und doch kann sich der Schriftsteller, wenn er aufrichtig ist, nicht verbergen: es sind nur relative Wahrheiten. Wer sich über dies Dilemma nicht hinwegsetzt, bringt es zu nichts.“

Am 8. September war er so weit, daß er dem Dekan seine Schrift überreichte: „Die Gesellschaftswissenschaft. Ein kritischer Versuch. Von Heinrich von Treitschke. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1859.“ Mit der Widmung: „Meinem Vater, dem k. sächsischen Generalleutnant Eduard Heinrich von Treitschke zugeeignet.“ Im November traf dann, nachdem die Fakultät die Schrift approbiert hatte, die Einwilligung des Ministeriums zu seiner Habilitation ein; von der Disputation wurde er auf Roschers Fürsprache dispensiert: am 10. Dezember endlich erledigte er die letzte Formalität, indem er seine Probevorlesung hielt. Das Thema war: „Über den Charakter der Hauptvölker Europas in Bezug auf ihr Verhältnis zum Staate.“ Treitschke hat später gesagt, er sei dabei viel zu verlegen gewesen, weit

mehr als er erwartete. Wir finden die wesentlichen Gedanken dieser Probevorlesung in seiner berühmten Abhandlung über Bundesstaat und Einheitsstaat wieder. Es war eine philosophische Betrachtung auf historischer Grundlage, deren Ziel dahin ging, nachzuweisen, wie jede Nation, je nach der Eigenart ihrer besonderen Anlage, dem Zusammenschluß zur Einheit im Staate zustrebt. Ebenso überwiegt in der Abhandlung über die Gesellschaftswissenschaft das philosophische Moment. Wir haben die Gedanken, die ihn bei der Vorbereitung und bei der Komposition der Arbeit beschäftigten, kennen gelernt. Es war eine Streitschrift, deren Spitze sich gegen Riehl und Mohl richtete und der Gesellschaftswissenschaft im Gegensatz zur Staatswissenschaft das Recht der Existenz bestritt. Schon im Juli 1855 hatte Treitschke einem Freunde (Martin) in diesem Sinne geschrieben. „Mohls neues Werk habe ich mit großer Freude bewältigt; ich sehe allerdings keinen Plan darin und fürchte, es wird Anfänger eher verwirren als orientieren — trotzdem ists ein Verdienst, wie es sich nur Mohl erwerben konnte. Am geistvollsten ist unstreitig der Abschnitt über die Gesellschaftswissenschaft, indes kann ich den Resultaten desselben, trotz alles aufgebotenen Scharfsinns, nicht beistimmen und dachte schon daran, in der Zeitschrift für Staatswissenschaft einen längeren Aufsatz zu schreiben.“ Damals (in Dresden) fehlte es ihm an der Literatur zur Ausführung des Planes. Jetzt war ihm das Werk gereift, und seine Ansichten standen fest: Staat und Gesellschaft sind eins, der Staat ist die einheitlich geordnete Gesellschaft, und es ist irrtümlich, die Lehre von der Gesellschaft aus der Staatswissenschaft herauszureißen. Geschieht es dennoch, so läßt sich weder die Thätigkeit des Staates erklären noch seine Notwendigkeit begreifen. Er faßt die Summe seiner Resultate folgendermaßen zusammen: „Die Staatswissenschaft hat zum Gegenstande das gesamte Volksleben in seiner einheitlichen äußeren Ordnung. Sie betrachtet also die äußere Machtstellung aller im Völkerleben hervortretenden sozialen Erscheinungen. Sie ist nicht erschöpft mit der Darstellung der politischen Zentralgewalt; vielmehr fallen die kleineren Kreise, in welchen der politische

Einheitsgedanke durchgeführt wird, die Landschaften und Gemeinden, ausschließlich ihrer Bearbeitung anheim. Sie genügt ihrer Aufgabe nicht mit der Schilderung der Organe des Staatswillens; sie soll auch das Volk darstellen und die Klassen, in welche es zerfällt, je nach seiner verschiedenen, rechtlichen oder thatsächlichen Beteiligung am politischen Leben — die politischen Volksstände. Die Volkswirtschaft endlich, welche gleich dem Staate ein Zweig ist der äußeren Ordnung des Völkerlebens, bildet eine der eigentlichen Staatswissenschaft parallele und von ihr untrennbare Wissenschaft. Dies System ist, wie der Staat selbst, weder streng logisch noch für alle Zeiten gültig; seine Rechtfertigung liegt in den Thatsachen. — Die Gemeinden und Kreise unterscheiden sich scharf von den sozialen Genossenschaften für Partikularzwecke. — Jede einzelne von diesen letzteren kann, wenn ihre Bedeutung dies rechtfertigt, den Gegenstand einer besonderen Wissenschaft bilden. Gemeinsam ist ihnen allen, daß sie sich der äußeren Ordnung des Staates beugen müssen. Ihre rechtliche Organisation gehört also in das Privatrecht. Nur das Kirchenrecht bildet nach den heutigen Begriffen der christlichen Völker einen dem Staatsrechte parallelen Teil des öffentlichen Rechts. — Die Wissenschaft des Privatrechts hat ein reiches Feld fruchtbarer Thätigkeit vor sich, wenn sie dem mannigfaltigen Assoziationswesen der Gegenwart entsprechende rechtliche Formeln finden will. Die römische Lehre von den Korporationen, formuliert in einer Zeit der Staatsallmacht, bei einem Volke, dessen genossenschaftliches Leben bereits abgestorben war, das die Mehrzahl der sozialen Bestrebungen der Gegenwart nicht kannte, kann uns nicht mehr genügen. Diese notwendige Reform aber ist nicht gleichbedeutend mit der — undenkbaren — Entstehung einer zwischen dem Privatleben und dem öffentlichen Leben mitteninne stehenden Rechtssphäre."

Das Ganze mündet aus in die Verheißung, daß einst der Tag kommen werde, wo „auch der deutsche Staat sein wird, was seine Bestimmung ist — die einheitlich geordnete deutsche Gesellschaft". Er schließt mit dem tiefsinnigen Worte Shakespeares:

There is a mystery, with whom relation
Durst never meddle, in the soul of state,
Which hath an operation more divine,
Than breath or pen can give expression to.

Roscher vermißte, bei allem Lob, an dieser methodologischen Untersuchung das logische Gerüst[1]), und in der That mag von diesem Gesichtspunkte aus mancher Einwand sich erheben lassen. In der Hauptsache hatte aber Treitschke unzweifelhaft recht, und auch Mohl nahm in einem ungemein liebenswürdigen Briefe, der Treitschke eine glänzende Zukunft vorhersagte, keinen Anstand, dies zuzugeben. Auch hat Treitschke im Verlauf seiner Darlegungen nach allen Richtungen hin ein politisches Programm aufgestellt, an dessen Sätzen er festhielt und das in seinen Vorlesungen über Politik zum Teil wörtlich denselben Ausdruck gefunden hat.

In die Zeit aber zwischen dem Aufsatze über die Grundlagen der englischen Freiheit und der Habilitationsschrift fällt noch eine andere Arbeit, in der mehr als in den anderen sich die ihm eigene Geistesrichtung kundthat. Wir meinen den damals entstandenen Aufsatz über Heinrich von Kleist, der in jeder Hinsicht den Meister zeigt. Die Arbeit fällt in die ersten Monate des Jahres 1858 und greift auf weit frühere Studien zurück. „Ich habe diesen Dichter, den ich sehr hoch halte", schreibt er dem Vater, „so vielfach gelesen, daß ich mir wohl ein Urteil über ihn zutrauen darf. Lust und Liebe zur Sache bringe ich mit; es ist mir eine Freude, ein Wort über diesen seltenen Menschen zu sprechen, den seine Nation so wenig ehrt: seine Werke existieren nur in einer abscheulichen Ausgabe, auf den Bühnen erscheinen sie nur bis zur Unkenntlichkeit beschnitten und verunstaltet. Sehr lehrreich war es mir, seine Bearbeitung des Molièreschen Amphitryon mit dem Originale zu vergleichen. Daraus lernt man mehr über den Geist und Stil des Dichters, als aus seinen eigenen Arbeiten. Im Guten und Bösen zeigt

[1]) Vgl. Marcks, „Heinrich von Treitschke. Ein Nachruf", in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft N. F. I, 69.

er da seinen echt deutschen Charakter: für das rein Possenhafte hat er keinen Sinn, da ist ihm Molière an Eleganz und Munterkeit weit überlegen. Die weiteren Szenen dagegen sind bei Kleist unendlich tiefer und ergreifender, wobei ihm freilich unsere Sprache sehr zu Hilfe kam." Treitschke hat uns diesen genialen Dramatiker eigentlich erst entdeckt und ihn durch einen Aufsatz in den preußischen Jahrbüchern mit einem Schlage nicht nur in der Geschichte unserer Literatur auf die ihm gebührende Stelle gesetzt, sondern in ihm auch den glühenden Patrioten gebührend zu ehren verstanden. Dieser Aufsatz war ein Ereignis in der literarischen Bewegung der Zeit, wie denn die Bedeutung, die Treitschke als dem tiefsinnigsten Erklärer unserer klassischen Literatur zukommt, noch lange nicht nach Gebühr anerkannt wird. Der Aufsatz über Heinrich von Kleist ist aber noch dadurch merkwürdig, daß er uns einen tiefen Einblick in Treitschkes eigenes Seelenleben gestattet. Wer zu lesen versteht, wird hier die Kämpfe erzählt finden, die ihm in den letzten Jahren so schwer ans Herz gegriffen hatten, da auch an ihn das harte Gebot des Lebens herantrat: Du sollst einen Teil deiner Gaben ruhen, verkümmern lassen — da auch er in schweren Stunden erfuhr, wie qualvoll die zudringliche Einmischung der Welt uns bedrückt, wenn eine ernste Entscheidung vor unsere Seele tritt. „O ihr Erinnyen mit eurer Liebe!"

Wenn er in Kleist „den größeren Mann hinter den großen Werken" suchte, fand er in der eigenen Seele den Kommentar zu den Erlebnissen des Dichters. „Nicht in den brausenden Jünglingsjahren, deren glückselige Thorheit allein den philisterhaften Sittenprediger erschreckt — erst später, um die Mitte der zwanziger Jahre, pflegen dem modernen Menschen die schwersten, die gefährlichsten Stunden zu kommen." Er dachte dabei auch an einen verlorenen Jugendfreund, über den er in einem ergreifenden Briefe dem Vater vor Jahresfrist geschrieben hatte. „Neulich habe ich eine starke Aufregung durchgemacht, als ich ein Heft Gedichte zu lesen erhielt, die ein Bekannter von mir im Irrenhause geschrieben. Ich lernte ihn in Bonn kennen; es war ein talentvoller, leidenschaftlicher Mensch, der sich wohl

vorwiegend durch sein wildes Leben zu Grunde richtete. Einen tieferen und grauenhafteren Einblick in die menschliche Seele habe ich wohl nie gethan. Die glühendsten, begeistertsten Hymnen dicht neben den gemeinsten, schmutzigsten Gedanken, die nur je in einer häßlichen Stunde ein Hirn erhitzen können. Alles krankhaft und verzerrt, aber nichts unmenschlich, nichts, wovon ich nicht sagen müßte: ähnliches hast Du auch empfunden, nur nicht so roh, so nackt! — Am ergreifendsten war mir ein Gedicht, das er nach seiner Wiedergenesung geschrieben. Da ist er dankbar für das Licht, das ihm geworden; doch er betrauert auch, daß mit seiner Krankheit auch die Wärme des Herzens, der selbstbewußte Mut ihm verloren gegangen sei. Der erste Eindruck davon war natürlich der, daß mir die Worte: Selig, die nicht schauen! durchs Herz klangen; es brauchte doch eine gute Weile, bis ich zu der Einsicht kam, wie wertlos jener ziellose Mut, jenes unwahre Selbstvertrauen ist, wenn ihm die Erkenntnis fehlt." Bei Kleist war es die wilde Leidenschaft, die ihn ergriff, der Reichtum und die Gestaltungskraft seiner Phantasie. „Aber da kommt es plötzlich über ihn, eine Neigung zum Geistlichen oder zum Somnambulen oder sonst eine häßliche Schrulle, und der Eindruck seiner edelsten Gedichte wird verdorben. Einen feurigeren Patrioten hat Deutschland nie gehabt: das ist ein glühender Haß gegen die fremden Eroberer, wie er nur unter einer anderen Sonne erstarken kann. Und dieser große Mensch mußte sterben, bevor er die Stunde der Befreiung sah, eines wahnwitzigen und verbrecherischen Todes sterben. Es ist grauenhaft, wie nahe das Edle und das Niedrige gerade in den besten Köpfen bei einander liegen. Klarer kann man es nicht sehen, daß die Festigkeit und Bestimmtheit des Willens dem Künstler so unentbehrlich ist, wie die glückliche Begabung."

Kleist war ihm der kongenialste der deutschen Dichter, und wenn er den Aufsatz schloß mit dem Rufe „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!", so war das auch sein Ruf und sein Ziel. „Was uns not thut", schreibt er in diesen Tagen, „ist ein mächtiger deutscher Staat, dessen centralisierender Kraft

sich der partikularistische Unfug beugen muß. Abstrahieren wir von der kindischen Antipathie gegen Preußen, die bei uns Mittel- und Süddeutschen schon den Kindern eingebläut werden, und das einfachste Denken wird immer zu demselben Resultat bringen: nur Preußen kann dieser Staat sein. Daß diese Überzeugung unter den Gebildeten Boden gewinne, ist die erste Voraussetzung zur Besserung unserer nichtswürdigen Zustände."

Nun galt es aber einzutreten in den neuen Beruf. Obgleich das Semester bereits zur Hälfte hingegangen war, stand ihm doch fest, daß er schon jetzt mit einer öffentlichen Vorlesung beginnen müsse. Er hatte sich dazu als Thema die „deutsche Verfassungsgeschichte seit dem westfälischen Frieden" gewählt. Gewiß ein kühner Entschluß, wenn man erwägt, daß die Vorlesungen über deutsche Verfassung meist mit dem Jahre 1648 zu schließen pflegten. Am 13. Januar 1859 erhielt er das Diplom, das ihm die venia legendi zusprach; dann folgten die Pflichtvisiten bei 23 Professoren, eine lästige Formalität, die sich nicht umgehen ließ; acht Tage danach begannen die Vorlesungen vor zwanzig Zuhörern. Für den Anfang ein recht günstiges Verhältnis, da es doch nur ein halbes Kolleg sein konnte, und die Studenten ihren Stundenplan längst geordnet hatten.

Treitschkes Eintritt in die akademische Laufbahn hatte ein gewisses Aufsehen erregt. Er war trotz seiner Jugend eine Persönlichkeit, deren politische Überzeugungen bekannt waren und denen, die vor allem jedes Ärgernis vermieden sehen wollten, keineswegs löblich erschienen. Schon während der letzten Monate, die seiner Habilitation vorhergingen, war von ängstlichen oder mißgünstigen Seelen die Frage viel ventiliert worden, ob der sächsische Staat nicht ein Interesse habe, eine Persönlichkeit vom akademischen Katheder fern zu halten, deren Richtung alles andere eher, als spezifisch-sächsisch war. Es scheint, daß auf den damaligen Kultusminister von Falkenstein in diesem Sinne eingewirkt wurde, und wenn auch in Wirklichkeit jede Handhabe fehlte, dem jungen Gelehrten auf Befürchtungen hin, die doch nur eine wenig greifbare Unterlage hatten, die Lehrthätigkeit

zu verschließen, so wurde doch all das Gerede dem Vater zugetragen.

Der alte General, der eben damals zum Gouverneur des Königsteins ernannt werden sollte, womit ihm ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung ging, hielt es unter diesen Umständen für seine Pflicht, sich dem Sohne gegenüber klar auszusprechen und ihm seine Auffassung der Pflichten eines akademischen Lehrers dem Staate gegenüber ausführlich und ernst darzulegen.

Er schreibt:

Dresden, am 20. Jänner 1859.

Laß mich Dir einige wohlgemeinte Mahnungen zurufen; ich bin sie Dir zu geben berechtigt als Dein Vater; Du bist sie anzunehmen verpflichtet eben von Deinem Vater, an dessen Mittel Du noch überdies immer eine Zeit lang angewiesen sein wirst. Veranlaßt dazu bin ich durch einige gegen mich hingeworfene, gegen Mutter und Schwester aber ausführlicher gethane Äußerungen. Vorausgeschickt, ich teile den Argwohn nicht, Minister Falkenstein habe nicht Deines Übels wegen, sondern des Geruches liberaler Gesinnungen wegen, in welchem Du stehest, Schwierigkeiten bei Deiner Habilitation gemacht, und die Befürchtung nicht, Du werdest alsbald in Deinen Vorlesungen überwacht werden, wenn man sähe, daß sie zahlreich besucht würden. Bestätigte sich aber diese Befürchtung, so wäre meines Erachtens der Regierung darüber gar kein Vorwurf zu machen, denn es ist ihre Pflicht, sich zu vergewissern, was sie von ihren Dozenten, namentlich von den neu auftretenden zu erwarten hat, um, wo sie schädliche Einwirkungen findet, der Sache sofort ein Ende zu machen. Für Dich würde, wären jener Argwohn und diese Befürchtung begründet, nur die Verpflichtung hervorgehen, um so vorsichtiger in Deinen Äußerungen, um so aufmerksamer auf Dich selbst zu sein. Es ist ein großer Unterschied zwischen Sprechen gegen seine Überzeugung, was von keinem Ehrenmann verlangt werden kann, und weisem Verschweigen dessen, was den Grundsätzen der Regierung geradezu entgegen ist. Ein jeder, welcher ein Amt übernimmt, namentlich eins, das ihm nicht angetragen worden, sondern um das er

sich selbst beworben, verpflichtet sich dadurch schon stillschweigend, nichts dem Staate, der es ihm übertrug, Schädliches zu thun und zwar nicht bloß nichts nach seiner Meinung, sondern eben nach der der Regierung Schädliches. Will er dies nicht, vermag er es nicht über sich, so muß er als Ehrenmann das Amt gar nicht übernehmen. Diese Ansichten, denen wohl Niemand entgegentreten kann, finden meines Erachtens ganz besondere Anwendung auf öffentliche Lehrer von Schulen und Universitäten, von welchen letzteren so unendlich viel Gutes und Böses gestiftet werden kann und worden ist. Dieses alles auf Dich persönlich übertragen, ist also Deines Vaters Bekenntnis folgendes: Wenn sein Sohn glaubt, auf der Universität Leipzig seiner Überzeugung Zuwiderlaufendes lehren zu müssen, so hätte er nicht dort sich niederlassen sollen und wird wohl thun, sie so bald als möglich zu verlassen; Papa wird davon nicht erfreut sein, aber er wird die Gesinnung zu ehren wissen und dem Herrn Sohn ferner geben, was er kann und was er bisher gegeben. Sieht aber der Herr Sohn sich genötigt, die Universität zu verlassen infolgedessen, was er gelehrt, dann würde er zugleich damit ausgesprochen haben, daß die Verfolgung seiner Pläne und — Chimären ihm über den Beifall seines Vaters gehe, er würde sich von diesem losgesagt und daher auch nichts mehr von ihm zu erwarten haben. — Daß ich also denke, kann Dich nicht überraschen, es ist Folge der Grundsätze, welchen ich mein ganzes langes Dienstleben hindurch treu geblieben bin und die Dir nicht fremd geblieben. Betrachtest Du aber noch dazu die hohe Stellung, welche ich einnehme und die ich der Befolgung dieser Grundsätze, dem Glücke und dem Vertrauen meines Königs verdanke, so wirst Du auch wohl ermessen, wie schwer mich in meinen alten Tagen ein solches Ereignis, wie ich eben andeutete, treffen würde. Doch, mein lieber Sohn, der mir bis jetzt ja nur Freude gemacht hat! glaube nicht, daß ich ein solches Ereignis befürchte; keineswegs, ich traue Dir neben Deinen erworbenen Kenntnissen auch Klugheit genug zu, um es zu vermeiden. Aber es war mir Bedürfnis, Pflicht sogar, gerade jetzt bei diesem Abschnitte Deines Lebens einmal mich ganz offen

hierüber auszusprechen. Übrigens weißt Du ja, menge ich mich in Deine Ansichten und Bestrebungen nicht im Geringsten, sondern überlasse Dich ganz Dir selbst. Und nun genug hiervon für dies und allemal."

Heinrich dankte. Der Brief des Vaters habe ihm im wesentlichen bestätigt, was er erwartete. „Dennoch", schreibt er, „mußt Du mir die Behauptung verzeihen, mein lieber Vater, daß die Stellung akademischer Lehrer eine andere ist, als Du meinst. Ich habe als akademischer Lehrer nicht bloß das Recht, sondern auch die ausdrückliche Pflicht, nichts anderes zu lehren als meine volle wissenschaftliche Überzeugung, ohne jede Nebenrücksicht. Durch diesen Grundsatz, daß Männer von den verschiedensten politischen und religiösen Anschauungen ihre Meinung frei und ungehindert aussprechen dürfen — dadurch allein sind unsere protestantischen Universitäten groß und ein Stolz der Nation geworden. Gebunden bin ich allein durch das Gesetz, und ich halte es für überflüssig, zu versichern, daß ich dieses nie übertreten werde. Auf etwaige Meinungen der Regierung darf ich keine Rücksicht nehmen; noch mehr, ich kann es gar nicht, aus dem einfachen Grunde, weil ich sie nicht kenne. Was denkt denn die Regierung über das heilige römische Reich deutscher Nation, dessen Geschicke ich jetzt meinen Zuhörern vortrage? Ich weiß es wahrlich nicht, ich weiß auch gar nicht, woher ich diese ihre Meinung erfahren sollte. Es ist also reiner Zufall, wenn ich im Verlaufe der Vorlesungen Meinungen äußern sollte, die der Regierung nicht gefielen; und sollte man mich deshalb von der Universität entfernen, so könnte ich nur sagen: der Konflikt ist wider mein Wissen und Wollen entstanden. Indeß glaube ich dies nicht; ich habe mir die Sache überlegt und finde jetzt, daß Weinligs Vermutungen über die Bedenken des Ministers keineswegs sicher, und düstere Vorhersagungen, welche mir neulich ein hypochondrischer Professor machte, ganz bestimmt zu schwarzsichtig sind. Ich glaube, ein Mann von meiner politischen Richtung kann hier nicht auf Begünstigung rechnen, aber es wird seiner akademischen Thätigkeit auch nichts in den Weg gelegt — und mehr verlange ich nicht. Bestärkt werd' ich in

dieser Meinung durch die Thatsache, daß in den letzten Jahren allerdings mehrere liberale Professoren entfernt worden sind, aber keineswegs wegen ihrer akademischen Thätigkeit, sondern entweder infolge von Hochverratsprozessen oder wegen Preßvergehen. Und vor diesen Dingen glaube ich sicher zu sein. Zum Überfluß will ich Dir noch die Versicherung geben, daß ich auf dem Katheder sehr vorsichtig sein werde, nicht aus Rücksicht auf die Regierung, sondern aus Rücksicht auf meine wissenschaftlichen Pflichten. Ich bekenne mich zu der Meinung, die freilich heute weder oben noch unten sehr gern gesehen wird, daß die Wissenschaft niemals Parteisache sein darf; und ich weiß aus meiner eigenen Studienzeit, wie oft die Zuhörer Äußerungen ihrer Lehrer mißverstehen und auf die Spitze treiben. Ich bin mir der ganzen Schwere dieser Verantwortlichkeit bewußt; sie ist für mich als den jüngsten hiesigen Dozenten ganz besonders ernst. Du siehst, lieber Vater, ich weiche in den Motiven meines Verhaltens sehr wesentlich von Dir ab, aber in den Resultaten stimmen wir vielfach überein. Und ich hoffe, Du sollst hierin keine Ursache haben, mit mir unzufrieden zu sein."

Der Vater gab sich damit zufrieden, und die Vorlesungen nahmen unter steigendem Zudrang der Studenten ihren glücklichen Verlauf. Auch war es Treitschke gelungen, in der landwirtschaftlichen Akademie zu Lützschena eine Lehrthätigkeit zu finden, die ihm für zwei wöchentliche Vorlesungen über Nationalökonomie jährlich 300 Rthlr. einbringen sollte. Die Zuhörer waren hier meist frühere Offiziere, aber der Stoff war ihm wenig homogen, und die Zuhörer zeigten sehr wenig Eifer. Er fand, die Nationalökonomie sei „eine verzweifelte Wissenschaft", die ihm „bei aller Einsicht in ihre Notwendigkeit sehr wenig Interesse" abgewinne. Das Beste dabei war wohl für ihn der Zwang, den weiten Spaziergang zur Akademie zu machen, denn er brauchte Bewegung um so mehr, als die übermäßige Arbeitslast ihn fast ganz an seinen Schreibtisch bannte. Am 17. März schloß er sein Kolleg. Er war mit seinem Stoff zwar nicht fertig geworden, aber die Zuhörer hatten fleißig ausgehalten, und so konnte er wohl zufrieden sein. Auch

hat er sich etwa vierzehn Tage Erholung in Dresden gegönnt; die Übersiedelung der Eltern auf den Königstein erfolgte erst im Mai.

Die politisch gespannte Atmosphäre machte sich damals bereits stark fühlbar, und diesesmal konnten Vater und Sohn so ziemlich Hand in Hand gehen. Heinrich hatte die Entwickelung mit Kummer angesehen, solange die Rüstungen Österreichs der Knechtung Italiens galten. Ende April glaubte er wirklich zu erkennen, daß der italienische Krieg in einen Krieg um die Rheingrenze ausmünden werde. Er glaubte wie so viele andere, die die Politik nach ihren Symptomen beurteilten, an ein geheimes russisch-französisches Einverständnis und sah in beiden „Cäsaren" die natürlichen Feinde Deutschlands. Aber die feste Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang ging ihm darüber nicht verloren: „Mein Trost ist Preußen. Ich habe das vollste Vertrauen zu der Regierung des Prinzen, ich glaube, unter seiner Leitung kann Deutschland getrost in den gerechten Krieg gehen. Ein paar Niederlagen? nun ja, wir sind stark genug, um das auszuhalten — aber an Deutschlands schließlichem Siege zweifle ich keinen Augenblick, sonst lebt kein Gott im Himmel mehr!"

Inzwischen war das neue Semester bereits in vollem Gang. Treitschke las zweistündig „Geschichte der politischen Theorien" und hatte dafür alle Hände voll zu thun. Er hatte sich auf den Wunsch der Eltern eine größere und bequemere Wohnung genommen, war auch einigermaßen komfortabel eingerichtet. Seine Wirte waren Deutsch-Katholiken, und er schreibt, die Schwestern würden entsetzt sein, wenn er ihnen erzähle, wie ihm von allen Tellern das Bildnis Johannes Ronges entgegenlache. Im allgemeinen stand dieses Semester ganz unter dem Eindruck der großen politischen Krisis. Treitschke glaubte bestimmt, daß, wenn es zum Kriege mit Frankreich komme, auch eine große politische Wandlung im Sinn der Einigung Deutschlands sich vollziehen werde. Das Eschenheimer Palais werde sich leeren und die deutsche Staatsmaschine vereinfacht werden — eine Hoffnung, die in den Kreisen seiner süddeutschen Freunde lebendigen Widerhall fand. Freilich nur in diesen doch sehr

engen Kreisen. Je mehr die politische Lage sich zuspitzte, um so tiefer erregte sie ihn. Am 15. Juni schreibt er darüber an Nokk: „Ein so trostloses Dilemma, wie die gegenwärtige Lage, könnte der leidenschaftlichste Feind Deutschlands kaum ersinnen. Sollen wir Deutschen, wir Protestanten, die wir allmählich nachhaltiger politischer Freiheit entgegengehen — sollen wir helfen, das italienische Volk unter das Joch des alten Erbfeindes der deutschen Einheit, unter . . . das Haus Habsburg zu beugen?! Oder sollen wir diesen Napoleon unterstützen, der den Despotismus in anderer, aber nicht minder abscheulicher Weise darstellt, und von dem wir wissen, er wird auch uns nächstens unter seinen moralischen Einfluß zu beugen suchen? Dieses letztere, meine ich, entscheidet allein, und ich hoffe zu Gott, Preußens Regierung, der aus Süddeutschland schreiendes Unrecht gethan wird, wird sich bald zum Rechten entschließen."

Treitschke war durch den Redakteur der preußischen Jahrbücher Haym, der zu Duncker in guten Beziehungen stand, über die preußische Politik unterrichtet und kannte das Geheimnis der Anträge, die der Regent den Österreichern gemacht hatte. Um so mehr erbitterte ihn die Haltung der Augsburger Allg. Zeitung. „Das πρῶτον ψεῦδος in Süddeutschland scheint mir die Meinung, es sei Deutschlands Pflicht, dem Despotismus Napoleons ein Ziel zu setzen. Das macht Eurer Freiheitsliebe alle Ehre, aber sind wir die Vormünder der Franzosen, und ist die Herrschaft Napoleons um ein Haar breit schlechter als die Österreichs? . . . . Ich hoffe, Deutschland wird unter Preußens Führung schlagen, aber nicht um Italien zu knechten, sondern um eine europäische Hegemonie Frankreichs zu verhindern." Völlig unerträglich war ihm der kleine Sinn, der den Frieden um jeden Preis gewahrt wissen wollte. „Ich hoffe auf eine schwere arbeitsvolle Zeit. Möge sie enden mit der Vernichtung des Bundestages und der vierunddreißig Raubstaaten, vor allem aber mit der Auflösung jenes unseligen Bundes, der uns an die Panduren und Kroaten schmiedet. Ehe nicht Österreich uns politisch ganz fremd geworden, eher ist unmöglich, was uns allein frommt: die Entwickelung

einer politischen und religiösen Freiheit unter einem preußischen Kaisertum."

Aber wie völlig vereinsamt stand Treitschke mit diesem politischen Idealismus, dem die Zukunft gehörte! Was aus Süddeutschland an politischen Meinungen und Wünschen herüberklang, war nichts weniger als erfreulich, und ebensowenig waren die Eindrücke, die er in Leipzig empfing, dazu angethan, patriotischen Stolz zu erregen. „Unsere Stadt," so schreibt er Ende Juni, „empfindet bereits stark die preußische Mobilmachung. Sehr viele — man sagt über 1000 — preußische Reservisten und Landwehrmänner, die hier beschäftigt waren, sind einberufen. Gott gebe, daß der kleinliche Hader zwischen Nord und Süd endlich ende, daß so große Opfer nicht umsonst gebracht werden. Eine Handelsstadt in einer Zeit der Krisis ist ein widriges Bild. Eine Aktionären-Versammlung jagt die andere, und in allen eine Mutlosigkeit selbst der ruhigsten Männer, ein krampfhaftes Bestreben, um jeden Preis den letzten Thaler in Sicherheit zu bringen — es ist wirklich kläglich." Es hat sich ein Brief erhalten, den Treitschke gleich nach der Kunde von Villafranca seinem Freunde Aegidi geschrieben hat. Er zittert von der Erregung, die ihn erfüllte.

Leipzig, Juli 13. 59.

Lieber Freund,

heute früh im Kolleg hörte ich die große Nachricht; dann zog ich nach Lützschena und komme jetzt spät abends von meiner teuern landw. Akademie zurück (das ist natürlich ironisch gemeint). Halt es nicht für eine Folge der Hundstagshitze, wenn ich Dir jetzt — aufgeregt wohl, aber nicht verwirrt — diese Zeilen sende. Ich höre, Du seist in Berlin beim Preßbureau, so schicke ich den Brief, um sicher zu gehn, durch Haym. — Also — die Börsenmenschen jubeln, und die Journalisten meinen, wir können nun ausruhen von dem mühseligen Kriegstreiben. Und wir? Klarheit haben wir — die Klarheit des Schwimmers, der die Welle langsam an seinem Leibe aufwärts steigen sieht. Mir ist, als hätte ich den geheimen Friedens-Artikel: S c h l e s i e n

und Rheinland! mit diesen meinen Augen gelesen. Wird der furchtbare Ernst der Lage in Berlin die Männer finden, die uns Rettung bringen? Ich glaube, nie hat ein Staat eine loyalere und minder eigennützige Politik befolgt, als Preußen unter dem Regenten, aber nie war auch die Gefahr größer, daß das alte Wort sich bewahrheite: in der Politik zieht der Ehrliche immer den kürzeren. Jetzt oder nie ist der Moment gekommen, wo es sich zeigen muß, sonnenklar sich zeigen muß, daß die Regierung des Regenten eine deutsche ist. Eine Reform der Bundesverfassung, die nicht zu Recht besteht, die thatsächlich noch in diesem Augenblick mit Füßen getreten wird — das muß Preußen in Frankfurt beantragen. Und wenn dieser Antrag, wie vorauszusehen, scheitert — dann eine Appellation an das deutsche Volk, ein deutsches Parlament. Ihr mögt Euch stellen, wie Ihr wollt; der starke und strenggesetzliche Wille des edlen Mannes in Berlin, auf den mit mir Millionen Deutsche vertrauend blicken, mag sich noch so sehr sträuben: ohne diesen — gerad heraus — revolutionären Weg, der doch nicht revolutionär ist — denn er knüpft an das unvergessene „Unrecht“ der preußischen Krone — ohne dies ist Preußen verloren. Bald, noch in diesem Sommer, muß der entscheidende Schritt geschehen, ehe die Despoten im Süden und Westen (und wohl auch im Osten?) Zeit haben, ihre erdrückende Übermacht gegen uns zu wenden! Und dann? Nun ja, Deutschland wird wieder wie vor 200 Jahren für die Freiheit des ganzen Weltteils bluten, aber mit einem starken Preußen an der Spitze werden wir einen bessern Ausgang erfechten, als jenen unseligen westfälischen Frieden. Glaub mir, ich kenne ziemlich viel von der Gesinnung „maßgebender Kreise“ in den Vasallenstaaten Österreichs. Der Untergang Preußens war nie so fest beschlossen als jetzt. Das ist es, warum ich Dir schreibe. Ich kann nicht selbst als Publizist in dieser Sache auftreten: mir fehlt die Fülle der Kenntnisse, die dazu gehört. Ich bitte Dich: schreib ein Pamphlet: „ein deutsches Parlament!“ — so Du kannst mit Deinem Namen — stark, tief, ohne jede Spur von Deiner gewöhnlichen Sanguinik, Deiner Gutmütigkeit. Vertusche nichts wie im Suum

cuique, sprich ihn gerad heraus, den Ekel, den Unmut über das deutsche Elend, der unsern Busen bis zum Sprengen füllt. Schreibe klar, kerndeutsch wie W. Beseler, aber ohne jene Napoleons-Vergötterung, die seiner neuesten Schrift anhaftet. Du kannst es, wenn Du willst. Ist aber, was ich hier als kühnen Wunsch ausspreche, in Berlin bereits beschlossene Sache, bist Du vielleicht schon thätig bei Ausführung des großen Planes, dann will ich 1000 mal diesen Brief umsonst geschrieben haben. Dann aber gib mir umgehend Nachricht. Denn ich gestehe: alles was in mir ist an Liebe zum Vaterland und zur Freiheit, ist mächtig erschüttert durch die Aussicht auf eine unheilschwangre Zukunft.

Dein

Heinrich T.

Es war doch mehr als gewöhnliche Leidenschaft, die in ihm lebte, und ganz anders klingt sie aus den Briefen an die Freunde und Gesinnungsgenossen, als aus dem in diesem einen Punkte zurückhaltenden Briefe an den Vater. Man darf es nicht vergessen: es war eine Natur, in der der leidenschaftliche Wille überwog, gezügelt durch seine Einsicht, aber rücksichtslos und entschlossen. Und ist es nicht im letzten Grunde das Bismarcksche Programm, das er hier dem Freunde in Vorschlag bringt, vorherschauend, wie es ihm der prophetische Geist eingab, der in ihm lebte? Wir können daraus trotz des Fehlens anderer Nachrichten schließen, wie tief ihn der italienische Krieg und alles, was damit im Zusammenhang stand, erregt haben muß. Aber da er im August den Inhalt dieses kurzen Semesters an sich vorüberziehen läßt, hat er dem Vater gegenüber der Politik nicht Erwähnung gethan. Er war doch froh, sein Kolleg hinter sich zu haben — die Vorlesungen in Lützschena gingen noch bis zum 8. September fort; die Arbeit für diese Verträge hatte ihm Zeit und Gedanken so ganz in Anspruch genommen, daß er in der Zwischenzeit zu nichts Rechtem kam. „Ich hoffe, das wird sich einrichten, es geht jetzt schon besser. Noch lieber wäre mirs, wenn ich mir etwas wissenschaftliche Leichtfertigkeit anschaffen könnte: oft

erscheint mirs fast gewissenlos, wenn ich morgen meine Zuhörer über eine Frage belehren soll, über die ich mir selbst noch nicht ganz klar bin. Das ist ein ewiger Widerspruch: wissenschaftliche Arbeit sowie schöpferische Thätigkeit, und doch soll sie auf Tag und Stunde geliefert werden. Manchmal möchte ich B.'s triviale Selbstzufriedenheit beneiden, der an solchen Skrupeln sein Lebtag nicht gelitten hat."

Ganz ohne Produktion war ihm das Semester doch nicht hingegangen. Er hatte einen Aufsatz über Otto Ludwig fertiggestellt, gewissermaßen ein Gegenbild zu seinem „Heinrich von Kleist." Aber der mindere Stoff hatte ihm auch mindere Freude gebracht, dabei aber doch die Erkenntnis in ihm gefestigt, „daß die Ideale unserer Zeit nur im Drama die vollendete künstlerische Gestaltung empfangen können." Mit welchem Verlangen sah er der Zeit entgegen, da er wieder zu seinem Heinrich von Plauen werde zurückkehren können, denn gerade die Beschäftigung mit jenen Dramatikern füllte ihm die Seele mit Sehnsucht nach eigener Produktion. Auch seine Calderonstudien ziehen sich durch die ganze Leipziger Dozentenzeit, während er durch die Vorbereitung für das Kolleg zum nächsten Semester „Vergleichende Geschichte Englands und Frankreichs", eine Vorlesung, die in ihrer Ausführung vornehmlich zu einer Darstellung der englischen Revolution wurde, auf die ihm kongeniale Natur Miltons gewiesen wurde.

Mitte September suchte er dann die Eltern auf dem Königstein auf und feierte in ihrer Mitte seinen Geburtstag. Die Häuslichkeit auf der Festung bedingte zwar eine gewisse Vereinsamung, hatte sich aber durch den Verkehr mit den Strafgefangenen, unter denen sich häufig liebenswürdige und mitunter bedeutende Persönlichkeiten fanden — meist solche, die ein Duell zu verbüßen hatten —, recht angenehm gestaltet. Rainer war nach vorausgegangener Konfirmation Kadett geworden und hing mit schwärmerischer Liebe am älteren Bruder. Ein Garten bot der leider immer kränkelnden Mutter Gelegenheit, ihren botanischen Liebhabereien nachzugehen; der Vater war weniger beschäftigt als sonst, die Schwestern meist zu Hause, kurz es

bot sich die Möglichkeit zu einem innigen Familienverkehr, wie er den Neigungen aller entsprach. Was Heinrich noch besonders anzog, war der Blick in die herrliche Gebirgslandschaft vor ihm, der schöne Strom, der zu seinen Füßen lag, eine wahre Erquickung nach der Leipziger Eintönigkeit. Als dann Ende Oktober die Vorlesungen wieder angingen, hatte er die Freude, ein großes Auditorium mit Zuhörern zu füllen, während man ihm als jüngsten Dozenten ursprünglich ein Auditorium zugewiesen hatte, das nur für fünfzehn Hörer Raum bot. Seine außerordentliche natürliche Rednergabe kam nun zu freier Entfaltung, da er einen rein historischen Stoff vor sich hatte, der zugleich zu philosophischer Behandlung Anlaß bot. Wer einmal zu ihm ins Kolleg gekommen war, den hielt er fest. Alles an ihm fesselte: die äußere Erscheinung des hochgewachsenen feurig blickenden Mannes mit dem schwer zu bändigenden schwarzen Haar, die ungesuchte Kunst seines Vortrags, eine Modulationsfähigkeit des jeden Raum beherrschenden Organs, das Pathos der Gedanken und endlich die wunderbare Schönheit seiner Sprache, sein schönes Deutsch, das alles Dialektische vermied und doch fern war von jeder abgeblaßten Büchersprache, in erstaunlicher Frische wie aus der Tiefe des Volksgeistes geschöpft schien. Er war ein Dozent, wie die Leipziger Studenten noch nie einen gehört hatten, und die Zahl seiner Zuhörer in stetem Wachsen. Als im Oktober Bülau starb, meinte Mohl, es könne nicht fehlen, daß man den erledigten Stuhl Treitschke zuwenden werde. Aber daran war nicht zu denken, und er machte sich auch keinerlei Illusionen darüber.

Eine Unterbrechung des Alltagslebens brachte im November die Schillerfeier, deren Verlauf seine Erwartungen doch weit übertraf. Die Reden waren zwar nur „erträglich“, aber was ihn freute, war zu sehen, welch' ein durchaus tüchtiges und wackeres Bürgertum in Leipzig lebte. „Ein Festzug von mindestens zehntausend Menschen — keine einzige Wache aufgestellt und doch keine Störung, nicht einmal eine Verwirrung des endlosen Zuges, der zwei volle Stunden marschierte.“ Er gab den Eltern und Geschwistern eine höchst plastische Schilderung des Herganges

und fand in seiner duldsamen Art, alles Menschliche zu beurteilen, auch eine Entschuldigung für die schreiende Ungerechtigkeit, daß man Goethes mit keiner Silbe erwähnte. „Denn", sagte er, „das Fest war ein rein populäres, und wie unzählige dieser braven Handwerker haben allein durch Schiller eine Ahnung davon erhalten, daß es noch eine andere, reinere Welt gibt als das Alltagsleben".

Sehr nahe ging ihm die Nachricht vom Tode des alten Arndt. Rechte Würdigung, meinte er, finde Arndt noch immer nicht. „Niemand scheint zu ahnen — was alle seine Schüler wissen —, daß sich hinter seinem derben Wesen eine Fülle des Wissens, gelehrter und ästhetischer Bildung verbarg, worin es ihm wenig Lebende gleich thun werden. Ich bin neulich, besonders durch die Lektüre eines ästhetischen Aufsatzes von Schiller, wieder lebendig an diese Generation aus dem Ende des letzten Jahrhunderts erinnert worden. Es ist doch nicht bloß der Reichtum an Geist und Charakter, was die Werke jener Zeit unvergänglich macht: — selbst durch die kleinsten, scheinbar flüchtigsten dieser Schriften geht ein Zug der Hingebung, der andächtigen Sammlung, der besonders aus der Belletristik unserer rasch lebenden Tage fast verschwunden scheint. Ich möchte in keiner anderen Epoche leben: es ist etwas Großes in den stürmischen Fortschritten dieser Zeit, die bereits gleichgiltig über Bord wirft, was vor zehn, zwanzig Jahren noch alle Gemüter entflammte. Aber es ist unendlich schwer, bei dieser Vielseitigkeit und dem jähen Wechsel der Interessen zu jener ruhigen harmonischen Menschenbildung zu gelangen, die dem Leben seinen Wert gibt." Ihn bekümmerte auch wieder die politische Richtung der Geister. „Ich fürchte, der zähe Egoismus der Bösen und das vage Phrasenmachen der Guten wird sich in kurzer Frist furchtbar rächen an unserem armen Vaterlande. Vielleicht ein Jahr oder zwei, und wir werden zu spät bereuen, daß wir es versäumten, Deutschland zur rechten Zeit einen Monarchen, einen Hohenzollern-Kaiser zu geben." Nokk meinte damals, es ließe sich über den Kampf der Poesie und Politik um Treitschke ein recht artiger Dialog verfassen. In diesem Streit aber hat

schließlich immer die Politik den Sieg davongetragen. Es war nun einmal nicht anders, all sein Denken und Thun führte ihn zuletzt doch immer wieder der einen großen Zukunftsfrage zu: der Einigung Deutschlands unter preußischer Führung. Bei aller Unzufriedenheit mit dem Gang der preußischen Politik hielt er an diesen Überzeugungen und Hoffnungen fest. Mitunter meinte er, das Heil müsse von einer Massenbewegung kommen, deren Führer sich auf den Boden der Reichsverfassung von 1849 zu stellen hätten, dann aber kam er wieder zu den früheren Gedanken zurück: „Nur ein Heil gibt es: einen Staat, ein monarchisches Deutschland unter der Dynastie der Hohenzollern. Vertreibung der Fürstenhäuser, Annexion an Preußen! Das ist rund und nett mein Programm. Wer glaubt, daß dies friedlich geschehen kann? Aber ist die Einheit Deutschlands unter Kaiser Wilhelm I. eine Idee, die nicht hunderttausend Leben aufwiegt? Dieser Idee gegenüber ist mir mein Leben keinen Schilling wert!"

An selbständigen Arbeiten brachte dieses Semester nur den Aufsatz über Gottfried Keller. Treitschke ist in späteren Jahren mit dieser Arbeit nicht zufrieden gewesen. „Der Schweizer Poet," schreibt er 1866, „ist eine recht unreife Studie. Ich war damals 25 Jahre, also in dem Alter, da man zuerst anfängt manchmal zurückzuschauen. Das ist eine böse Zeit: man kommt sich so alt vor und schämt sich so vieler verlorener Tage. In solcher Stimmung machte die Jünglingsgeschichte des grünen Heinrich in ihrer oft abscheulichen Nacktheit einen ungeheuren Eindruck auf mich, ich übersah ganz die Schwächen des Buches." Er war während der Arbeit mehrfach durch Unwohlsein behindert worden, Kopfweh und Augenschmerzen plagten ihn, und die Mahnung des Vaters: weniger rauchen, früher schlafen gehen und mehr Bewegung, traf ganz richtig den Grund des Übels. „Ich wachte und arbeitete früher auch die halbe Nacht hindurch", schrieb der General, „aber das Nachteilige einsehend, änderte ich meine Lebensweise mit einem Tage. Gehe hin und thue desgleichen." Der Rat war gut, wenngleich für den Gelehrten schwerer zu befolgen, als für den Offizier. Treitschke

hat zeitlebens Anläufe genommen, sich nach dieser Richtung hin einen Zwang anzuthun — hier aber waren Gewohnheit und Arbeitsnot stärker als sein Wille.

Für das Sommersemester 1860 hatte er Geschichte des preußischen Staates angekündigt, wieder als zweistündiges Publikum, denn ein Privatkolleg anzuzeigen, schien ihm, gewiß mit Unrecht, noch zu gewagt. Gleich anfangs fanden sich achtzig Studenten, die das Kolleg belegten, und die faktische Zuhörerzahl war auch diesmal weit größer und stetig zunehmend. Ein Kolleg über preußische Geschichte aber war auf diesem Boden doch eine unerhörte Erscheinung, und Treitschke mußte bald die Erfahrung machen, daß ihm aus dem Kreise der älteren Kollegen üble Nachrede und Mißgunst begegneten. Es war ihm unter diesen Umständen eine Herzensfreude, den Besuch von Oppenheim zu erhalten, der mehrere Jahre in England gelebt und „von dem englischen Wesen gerade so viel angenommen hatte, als seiner leidenschaftlichen Natur heilsam war.“ Mit ihm konnte er sich vor allem politisch verständigen. Aber es fiel ihm nach Oppenheims Abreise schwer aufs Herz, daß er sich in den drei Leipziger Jahren keinen einzigen Freund erworben hatte. „Von dem geistreichsten meiner hiesigen Bekannten von M. bin ich getrennt durch einen Abstand der Gesinnung, der mehr ist als ein Unterschied der Parteimeinung. Ich komme nicht darüber hinaus: dies rein negative Verhalten dem ganzen Ernste der Geschichte gegenüber, diese unproduktive Kritik, diese Verzweiflung an unserem Volke, dies Spotten über jeden Versuch, dem deutschen Jammer ein Ende zu machen — das ist doch nur Feigheit, die unmännlichste Gesinnung und mag sie mit allem Aufwande von Scharfsinn sich schmücken.“ Er war weit davon entfernt, mit staunender Bewunderung zu dem corpus academicum hinaufzuschauen. „Ich habe in jedem anderen Stande ebenso viele gute Köpfe gefunden, ebenso viel Menschen von Ideen und ganz gewiß mehr Männer, deren Bildung und Charakter zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen waren. Glaube nicht, lieber Vater, daß ich irgend erbittert sei gegen das Universitätsleben: ich verkenne nicht alles Große und Tüchtige

darin, nur ist es nicht mehr und kann es nicht mehr in dem Maße der Mittelpunkt der nationalen Bildung sein, wie vor zwei-, dreihundert Jahren. Wenn ich überhaupt für eine feste Karriere passe, so ist es diese, — schon darum, weil unsere Hochschulen die einzige nicht provinzielle, sondern nationale Institution sind, die wir haben: wir sind schlicht und recht deutsche Dozenten."

Treitschke war neben seinem Kolleg, das er doch nur bis zum Tode Friedrichs des Großen bringen konnte, literarisch sehr fleißig gewesen. Nächst kleineren politischen Artikeln für die preußischen Jahrbücher, zu denen er je länger je mehr in ein Verhältnis regelmäßiger Mitarbeit trat, waren ihm bis zum Oktober noch zwei größere Arbeiten zum Abschluß gelangt, die letzten Dichterbiographien, die er schreiben wollte. Es war das zugleich sein endgültiger Abschied von den eigenen dichterischen Plänen, denn Wissenschaft und Politik drängten nunmehr alles übrige in den Hintergrund. Um so liebevoller hatte er sich damals in jene biographisch-ästhetischen Arbeiten vertieft. Es war zunächst der Aufsatz über Hebbel, dann die noch weit tiefer angelegte Studie über Milton. Beiden gemeinsam ist, daß Treitschke am Leben und an den Schöpfungen dieser Männer sich noch einmal alle Schwierigkeiten und Klippen der dichterischen Produktion gegenständlich macht. „Das schwerste Hemmnis, das die Gegenwart dem dramatischen Dichter in den Weg wirft, ist die Gärung, die Unsicherheit unserer sittlichen Begriffe. Wie viel einfacher als der moderne Mensch standen unsere großen Dichter zu den Problemen des sittlichen Lebens. Welch sittlichen und ästhetischen Schatz besaß Schiller an Kants kategorischem Imperativ — eine großartige, streng sittliche Weltanschauung, wie geschaffen für den Dramatiker, denn sie läßt dem tragischen Charakter ungeschmälert die Freiheit. Seit die neue Philosophie den Glauben an Gott und Unsterblichkeit erschüttert hat, seit die Naturforschung beginnt, den Zusammenhang von Leib und Seele schärfer zu beleuchten, steht der Dichter, wenn er zugleich ein Denker ist, den einfachsten und schwersten sittlichen Fragen minder unbefangen gegenüber; selbst

die Idee der tragischen Schuld und Zurechnung, die dem Dramatiker unbedingt feststehen muß, wird ihm leicht durch Zweifel verwirrt und getrübt." Die schwere Aufgabe des modernen Dichters sei „das Edle und Große dieser durchaus von der Politik der Volkswirtschaft, der Wissenschaft beherrschten Welt begeistert zu empfinden, ihr Leben mitzuleben und danach das Schöne, nichts als das Schöne zu schaffen". Das „Bild der ganzen Menschheit im Herzen", nur so kann der wahre Dichter seiner Aufgabe gerecht werden. An der biographischen Studie über Hebbel wie an all den farbenprächtigen Charakterzeichnungen und Lebensbildern, die Treitschke im Verlauf seines reichen Lebens entworfen hat, ist aber das liebevolle Eingehen in die fremde Individualität der meist hervorstechende Zug. Er richtet nicht in seiner Analyse, sondern er sucht seine Leser zum Verständnis der Menschenseele zu führen, die ihm so offen vorliegt, wie sie sich eben nur dem erschließt, der danach gerungen hat, die eigene Seele zu verstehen.

Die Arbeit an Milton trug für ihn doch einen ganz anderen Charakter als die übrigen Dichterbiographien. Der Stoff war weit mehr ein historischer als ein ästhetischer. Auch sah er wohl, daß jene felsenfeste Überzeugungstreue, die den Charakter Miltons so bewunderungswürdig macht, dem Dichter geschadet habe. „Milton," heißt es in einem Brief aus dieser Zeit, „geht so gänzlich auf in seinen politischen und religiösen Freiheitsideen, daß er darum unfähig ist, in seinen Gedichten lebendige Menschen zu schaffen: aus all seinen Menschen sieht immer sein eigenes edles Herz hervor. Auch sind wir Kinder des 19. Jahrhunderts doch zu frei und weltlich gebildet, um die theologische Hülle aller Schriften dieser puritanischen Menschen zu ertragen. Aber herrliche Menschen sind es gewesen; die von Milton verfaßten Depeschen Cromwells an die auswärtigen Mächte haben mich wieder in der Überzeugung bestärkt, daß Englands auswärtige Politik nie wieder in so großartigem und reinem Geiste geleitet worden ist wie unter der Herrschaft der Königsmörder." Treitschke hat es sich nicht verdrießen lassen, all die vierzig Bände Miltonscher Schriften durchzuarbeiten, und er fand den

unvergänglichen Wert der prosaischen Schriften des Dichters „in der unermüdlichen Durchführung der ewigen Wahrheit, daß die sittliche Tüchtigkeit eines Volkes die Vorbedingung bleibt für seine staatliche Größe, die Blüte seiner Kunst und die Reinheit seines Glaubens“. Und ist es nicht, als ob Treitschke selbst charakterisiert würde, wenn er von Milton sagt: „So dringt dieser reine Mensch in allem, was er ergreift, auf das Wesen, auf den sittlichen Kern der Dinge.“ Der Aufsatz über Milton ist in seinem künstlerischen Aufbau wohl die vollkommenste der kleineren Arbeiten Treitschkes, in der Selbständigkeit der Auffassung, die allem Hergebrachten entgegentrat, in der überraschenden Fülle neuer und tiefer Gedanken in knapper, oft epigrammatischer Fassung unerreicht. Die Verbindung der staatsmännischen Begabung mit dem Genius des Dichters erfreute ihn zumeist; der große Publizist erschien ihm wie ein Vorbild; die tiefe Auffassung, mit der Milton die Idee des Staates verkündigte, deckte sich, wenn er in Abzug brachte, was von dem Geiste des 17. Jahrhunderts nicht zu trennen ist, mit den Überzeugungen, die in ihm selber lebten. „Am letzten Ende,“ sagt er, „liegt die welthistorische Bedeutung Miltons darin, daß er kühner, eindringlicher, denn irgend einer zuvor, die Freiheit als angeborenes Recht der Völker verkündete ... Insofern war der Dichter der Pionier einer neuen Zeit, deren Morgengrauen wir erst heute schauen . . .“ So steht dieser Aufsatz in Zusammenhang mit Treitschkes historischen wie mit seinen politischen und poetischen Interessen, gewissermaßen an der Grenzscheide einer neuen Periode seines öffentlichen Lebens, denn nun hob für ihn eine Zeit des publizistischen Kampfes an, in der es galt, seine politischen Ideale nach außenhin zu verteidigen.

Siebentes Kapitel.

Der beginnende Kampf.

Treitschke hatte während der Sommerferien, die ihm diesmal wieder durch die Vorlesungen in Lützschena um fast einen Monat gekürzt wurden, eine Fußreise durch Frankenwald und Fichtelgebirge unternommen; dann hatte er einige Wochen auf dem Königstein verbracht und dort mit dem Vater einen Plan besprochen, der vorläufig ein Geheimnis zwischen ihnen blieb. Er wollte nämlich mit Hirzel einen Verlagskontrakt über eine Geschichte des Deutschen Bundes abschließen und, wenn er sich mit ihm verständigt habe, etwa auf ein Jahr Leipzig verlassen, um an einer anderen Universität, in Göttingen oder in München, die Vorstudien dafür zu machen. Aus einem Brief, den er damals (1861 Febr. 10.) seinem Freunde Frantzius schrieb, können wir erkennen, wie er sich seine Aufgabe gesetzt hatte: „Nicht weil ich es müde geworden, der guten Sache zu dienen, sondern um ihr besser, wirksamer in großem Kreise zu dienen, gehe ich fort. Ich will eine Geschichte des Deutschen Bundes schreiben, kurz, scharf, völlig rücksichtslos, um dem faulen Haufen zu zeigen, daß uns die Grundlagen alles staatlichen Daseins, Recht, Macht und Freiheit, fehlen und keine Rettung anders möglich ist, als durch V e r n i c h t u n g der Kleinstaaten. Wäre es mir um wissenschaftlichen Ruhm zu thun, wahrlich, ich wählte ein anziehenderes, bereits klarer durchforschtes Thema. Aber ich weiß, kaum ein anderes historisches Werk ist für die Aufklärung des großen Publikums notwendiger; und da von denen, die gelehrter sind als ich, Niemand den Mut dazu findet, so will ich es versuchen — auf die Gefahr hin, daß, während ich schreibe, der Bund dem Fluche der Völker bereits erliegt. Kehre ich dann zurück auf das Katheder — und ich werde es thun, denn ich weiß jetzt, wie schön es ist, Lehrer der Jugend zu sein — so wird mich diese Arbeit für den Lehrberuf nur um so mehr befähigt haben. Ich denke, das wird Dich versöhnen."

Ein Anerbieten, sich in Halle zu habilitieren und dort die Redaktion der preußischen Jahrbücher zu übernehmen, hatte er kurz vorher zurückgewiesen; so sehr ihn ein solcher Vorschlag vor seiner Habilitation gelockt hätte, als er noch zwischen Poesie und Wissenschaft schwankte, jetzt hat es ihm kaum einen Kampf gekostet, nein zu sagen. Da er einmal in Leipzig war, wollte er auch in allen Ehren entweder dort sich die Professur erwerben oder aber einem Ruf als Professor an eine andere Universität folgen, nicht nochmals als Privatdozent beginnen. Auch erinnern wir uns des ungünstigen Eindrucks, den ihm ein erster Besuch in Halle gemacht hatte. Nun war der Vater der Meinung, daß Heinrich in Leipzig vorläufig um den Professorentitel einkommen solle, der ja tüchtigen Dozenten nicht selten verliehen wurde. Auch schien es absolut sicher zu sein, daß ein derartiger Antrag ohne jede Schwierigkeit Erfüllung finden werde, hatte doch beim jüngsten Rektoratswechsel Wächter in dem üblichen Rückblick auf die letzten zwei Jahre Treitschkes mit größter Auszeichnung gedacht. Aber es widerstrebte ihm, einen Titel zu tragen, der einen falschen Schein zu erwecken geeignet war, und ein weiterer Grund dagegen war ihm eben jene geplante Studienreise. Er könne doch nicht gleich, nachdem man ihm eine Auszeichnung zuerkannt, seine Dozententhätigkeit unterbrechen. Und dabei blieb es, obgleich auch Albrecht, dem er damals persönlich näher trat, seine Wünsche gewiß unterstützt hätte.

Im Dezember hatte sich nun Hirzel mit ihm definitiv verständigt: Treitschke sollte dasselbe Honorar erhalten, das Bluntschlis Kontrakt für das Staatswörterbuch festgestellt hatte, und Hirzel war bereit, ihm für die Zeit des Münchener Aufenthaltes einen Vorschuß zu gewähren, doch solle das Werk nicht mehr als vierzig Druckbogen umfassen. Treitschke rechnete darauf, in Summa 800 Rthlr. zu verdienen, und meinte, in zwei Jahren mit der Arbeit fertig zu werden. Nun ward auch das Geheimnis nicht mehr gewahrt, und die Studenten in Leipzig gerieten in Aufregung. Sie glaubten offenbar, daß Treitschke aus Leipzig verdrängt worden sei. Er hatte gerade damals, da er die

Geschichte Deutschlands seit den Wiener Verträgen in der Nachmittagsstunde von 5—6 Uhr las, einen ungeheueren Zudrang. Das auditorium maximum wollte nicht mehr reichen, so daß seine Zuhörer noch zwischen den Bänken standen. Jetzt thaten sie sich zu einer Adresse zusammen, die ihm von einer Studentendeputation überreicht wurde. Sie hätten gehört, er wolle fort, und sie bäten ihn, zu bleiben: „Was Sie uns in einer kurzen Spanne Zeit geworden sind, das kann und wird Ihnen freilich das stete Wachsen Ihrer Zuhörerreihen besser sagen, als wir es können. Indem Sie uns die Resultate Ihres mühevollen Forschens in so warmer, inniger Überzeugung, mit solch schrankenloser Offenheit vortrugen, haben Sie uns die Stunden, in denen Sie uns um sich versammelten, zu recht eigentlichen Weihestunden geschaffen ꝛc." 180 Studenten hatten die Adresse unterschrieben, und Treitschke, dem sein treuer Zuhörerkreis ans Herz gewachsen war, fiel es recht schwer, ihnen zu wiederholen, daß er allerdings auf ein Jahr fortziehen müsse, aber nur wegen wissenschaftlicher Arbeiten und in der festen Absicht, wieder nach Leipzig zurückzukehren. Da hat eine recht bösartige Klatscherei die Dinge so gewandt, daß er allen Ernstes den Entschluß faßte, Leipzig für immer den Rücken zu kehren.

Treitschke war, wie wir sahen, über die politische Strömung, die um jene Zeit durch Deutschland ging, tief bekümmert; aber das minderte ihm nicht die Zuversicht und den Glauben an die Zukunft. Er war überzeugt, daß Deutschland einer ernsten Entscheidung entgegengehe. „Und sollte selbst," so schreibt er am 29. Dezember 1860, „dies Jahr noch ruhig vorübergehen: es ist ja alles nur eine Frage der Zeit. Daß ein ungeheurer Umschwung der Dinge in Deutschland erfolgen wird, daran zweifelt Niemand mehr. Ich traue der Nation zu, daß sie mit Ehren daraus hervorgehen wird, wenn nur diesmal das Glück uns lächelt, das die Deutschen nie verwöhnt hat. Nun, Gott walte über uns und unserem Vaterlande!" Der endgültige Regierungswechsel in Preußen am 2. Januar 1861 — es war gerade der Geburtstag des Vaters — steigerte seine Zuversicht, und diese politischen Hoffnungen mögen in den stets frei gesprochenen

Vorträgen des feurigen Redners auch da einen lebendigen Ausdruck gefunden haben, wo er von einer Zeit redete, die wie das Jahr 1813 wenigstens den Schein der Erfüllung seiner Hoffnungen für die Zukunft Deutschlands gebracht hatte. Denn seine Vorlesungen wirkten, abgesehen von der natürlichen Freude, die ihm der Erfolg brachte, auch politisch ermutigend auf ihn selbst zurück. „Eine frohe Hoffnung nehme ich aus dem Studium jener großen Zeit mit hinweg. Es ist mit der Ferne der Zeit doch nicht anders, als mit der Ferne des Raumes. Die bedeutenden Männer jener Tage waren, wenn man näher hinblickt, doch gar arg zersplittert in parteiischem und persönlichem Hader: die häßlichen Kanten und Ecken verschwinden eben, wenn die Entfernung ihren blauen Schleier drüber spinnt. So, hoff' ich, wird auch der Parteihaß, der uns heute oft so schwer erschreckt, schwinden, wie damals, wenn wir vom Geschick an den Rand einer großen Entscheidung geführt werden."

Aber wenige Tage nachdem er diese hoffnungsfrohen Zeilen geschrieben, erhielt er einen Brief des Vaters, aus dem er deutlich erkennen mußte, daß der Streit der Parteien ihm im Hause der Eltern den Boden zu untergraben bemüht war.

Der Vater war in Dresden gewesen und hatte viel Anerkennendes über den Sohn gehört, aber man hatte ihn verstehen lassen, daß Heinrich einen Teil seiner Erfolge nur der ganz preußischen Richtung danke, der er huldige. Es sei höchst undankbar, wenn Leipzig eine solche Richtung begünstige, da die Stadt doch ihre Blüte vor allem dem Umstande zu danken habe, daß sie sächsisch geblieben sei. Ebensowenig aber könne er billigen, daß ein Lehrer auf der sächsischen Universität nicht undeutlich zu verstehen gebe, „es sei zu bedauern, daß Sachsen im Jahre 1815 nicht ganz preußisch geworden." „Über diese Meinung selbst will ich durchaus nicht rechten, und bitte ich dich auch, jede Auseinandersetzung zu unterlassen. Es ist mir aber wert, daß ich jetzt ganz deutlich sehe. Denn nun auch verstehe ich ganz die Äußerung, die Klee am 12. Dezember schon mir that: ‚Bei Deiner Richtung könntest Du in Leipzig nicht bleiben.' Ich verstehe sie, trete ihr völlig bei, begreife, warum Du nicht

um die Professur anhalten willst und kannst, und preise Gott, der den Gedanken und die Möglichkeit gegeben, Leipzig zu verlassen. Du darfst aber — ich gehe weiter —, wenn Du diese Richtung nicht aufgibst oder sie in Deinen Vorlesungen nicht aussprichst, was beides wohl kaum zu erwarten, als Dozent auch nicht wieder nach Leipzig zurückkehren. Dein greiser Vater wird sich darein ergeben, seinen Sohn von dem teuren Vaterlande sich ganz trennen zu sehn; wo er hingeht, werden dessen Segenswünsche und Beistand ihm nicht fehlen; aber dem fünfzig Jahre treu dienenden sächsischen General muß es durch Mark und Bein gehen, wenn er hört, sein Sohn ist auf der sächsischen Universität der Apostel Preußens. Du wirst dies allerdings engherzig nennen, aber es ist so, es bleibt so, und trotzdem trage ich das Bewußtsein in der alten Brust, daß ich ein ebenso guter Deutscher bin, als alle, die sich dessen allein rühmen. Und nun, es war meine Pflicht, dies Dir auszusprechen — mündlich und schriftlich genug. Du weißt, was ich für Deinen auswärtigen Aufenthalt versprochen, dabei hat es auch jetzt sein Bewenden; nur bitte ich Gott, daß es Dir und Deinem Talente gelingen möge, in den nächsten Jahren einen Weg zu finden, wo Du nach Deiner Weise wirken kannst, ohne mir wehe zu thun."

Treitschke hat den Brief des Vaters sofort beantwortet. Die mühsam verhaltene Erregung des Vaters hatte er wohl durchgefühlt. Er wollte keine Unklarheit in so ernsten Dingen auch nur kurze Zeit bestehen lassen. „Zunächst laß mich Dir sagen, daß man Dir eine Unwahrheit berichtet hat, wenn man behauptet, ich habe nicht undeutlich durchblicken lassen, es sei zu bedauern, daß Sachsen 1815 u. s. w. Dies ist das einzige, das mir weh gethan hat in Deinem Briefe, daß Du mir eine solche Unaufrichtigkeit zutraust. Wenn meine Vorträge überhaupt ein Verdienst haben, so besteht es darin, daß ich niemals etwas ‚durchblicken lasse', sondern immer geradezu sage, was ich für wahr halte." Auch sei das gar nicht seine Meinung, vielmehr habe er sich eine andere Meinung gebildet, und wenn er nach vierzehn Tagen an dies Thema gelange, werde er es vortragen.

Daß er von Preußen und seiner Bedeutung für Deutschland hoch denke, wisse der Vater; aber er sehe nicht, was ihn bei solcher Gesinnung hindern sollte, in Leipzig zu dozieren. Roscher habe ihn noch neulich aufgefordert, sich um eine Professur in Leipzig zu bewerben, denke also darüber ganz wie er. Jetzt aber, da der Vater ihm direkt gesagt habe, die preußische Richtung mache ihm persönlich den schwersten Kummer, sei für ihn alles abgethan. So dankbar er dem Vater sei, daß dieser ihm völlige Freiheit in seiner geistigen Entwicklung gelassen habe, so fest stehe ihm auch der Entschluß, mit seinen abweichenden Meinungen ihm so wenig Kummer zu machen als möglich. „Nun sagst Du mir, daß Dir mein Wirken hier — und nur hier — ganz besonders schmerzlich sei. Darauf kann ich als Dein Sohn, der Dich um alles nicht kränken will, nur antworten: ich werde gehen; denn meine Überzeugung wechseln Dir zu Liebe, das kann ich nicht.“ So wolle er denn Leipzig verlassen, und wenn er in München oder sonst wo eine Aussicht für seine Zukunft gefunden habe, seine Leipziger venia legendi förmlich zurückgeben. Der Entschluß dazu sei ihm schwer gefallen, aber der Vater werde mindestens doch sehen, daß er alles thun wolle, um seine Liebe nicht zu verlieren.

Auf den General machte die ernste Antwort des Sohnes einen tiefen Eindruck. Er hob vor allem hervor, daß es ihm ganz ferne liege, ihn zu einem Meinungswechsel zu bewegen. Auch sei er selbst kein Preußenfeind, so lange man nicht Preußen an die Spitze Deutschlands stellen wolle, wie Piemont in Italien. Er solle ihm nur das Versprechen geben, nicht im Sinne der Leipziger Allgemeinen Zeitung zu schreiben. Der Schluß war durchaus versöhnlich.

Und in derselben Tonart, aber in der Sache fest an den im ersten Briefe dargelegten Überzeugungen haltend — antwortete der Sohn. Er trage überhaupt keine Zeitungs- und Parteimeinungen vor, sondern schildere eine vergangene Zeit nach einer wissenschaftlichen Überzeugung. Gewiß habe er bei der Schilderung von Steins und Hardenbergs Reformen aufmerksam gemacht auf die Bedeutung Preußens für Deutschland,

aber er sehe nicht ab, wie das gegen das sächsische Interesse verstoße. Der Vater solle doch bedenken, daß die Herren von Falkenstein und von Beust nie bei ihm gehört und daher ihre Nachrichten nur aus dritter Hand hätten. Alles werde in dieser politisch aufgeregten Zeit übertrieben. Aber die Männer, auf deren Urteil er etwas gebe, wie Albrecht und Roscher, begriffen von dem ganzen Gerede nichts. Jedenfalls werde er seinen Plan ausführen und Leipzig vorläufig verlassen. Alles, was er nicht nach München mitnehme, wolle er zu Ostern auf den Königstein schaffen.

Damit war dieser peinliche Zwischenfall erledigt. Beide Teile sind darauf nicht mehr zurückgekommen. Der Münchener Plan sollte ausgeführt, die Leipziger Professur in Sicht behalten werden. Als Treitschke zu Ostern die Eltern auf dem Königstein besuchte, war jeder Mißton glücklich beseitigt. Er ist dann noch einmal nach Leipzig gefahren, um dort seine Angelegenheiten endgiltig zu ordnen und einige Abschiedsbesuche zu machen. Besonders erbaute ihn die Herzlichkeit, die Albrecht ihm dabei zeigte; sie sind von da ab einander immer näher getreten. Auch an Nissen hatte er einen ihm lieb gewordenen „menschlichen, nicht allzugelehrten“ Umgang gefunden. Wirklich schwer fiel ihm aber doch nur die Trennung von seinem Zuhörerkreise. Er sagte sich wohl, daß nunmehr für ihn ein unstetes Leben beginnen werde. Aber auch das hatte seinen Reiz. Den Weg zu fester Berufsthätigkeit — das wußte er sicher — konnte er jeder Zeit wiederfinden. Anfang April verließ Treitschke so die Stätte seiner ersten akademischen Kämpfe und Erfolge, frohen Herzens, denn es verlangte ihn nach anderer Luft und anderer Umgebung, und im Stillen beglückte ihn die Hoffnung, daß er vielleicht doch wieder die Anregung und die Zeit zu poetischem Schaffen finden werde.

Die Reise nach München wurde nicht übereilt. Es muß doch ausdrücklich gesagt werden, daß Treitschke das Reisen verstand wie wenige. Sein deutsches Land kennen zu lernen erschien ihm wie eine heilige Pflicht, und vielleicht hat es seit den Tagen Ritters Niemanden gegeben, der schließlich jeden Winkel

deutschen Bodens so genau kannte wie er. Der reiche Schatz historischer, wirtschaftlicher und ethnographischer Kenntnisse, den er mitbrachte, kam ihm dabei wunderbar zu statten. Überall war es ein Bekanntes, das ihm nun anschaulich entgegentrat und das große Bild vervollständigte, das in ihm lebte. Jetzt ging sein Weg über Bamberg und Nürnberg nach Regensburg, der ältesten deutschen Stadt, die er nun zu sehen bekam. Hier, wo das früheste Mittelalter ihn auf Schritt und Tritt umgab, erschien ihm die deutsche Kultur seiner Heimat doch recht jung: wie hätten sich selbst die ältesten Kirchen Meißens mit dem Regensburger Dom messen können? „Und mitten unter diesen Denkmälern die Reste einer neueren Geschichte, die uns nicht weniger fremd geworden: in der Gesandtenstraße überall die Wappen der Reichstagsgesandten, der Löwe von Venedig, die Raute am Eckhaus des Sachsengäßchens, das Rad von Mainz. Der eine Reichstagssaal ist noch ganz unberührt: der Thron, das Trinkstübchen im Erker, die Gallerie für die adeligen Frauen — alles blickt noch so grau und trostlos wie damals, wo diese Räume so viel deutsche Schmach angesehen.“ Wie ein Hohn erschien es ihm, daß gerade hier König Ludwig seinen „Tempel deutscher Ehren“ erbauen ließ. Aber die Walhalla machte ihm trotz dieses Gegensatzes einen gewaltigen Eindruck. „Ein Werk, wie es nur unter Palmen und Cypressen gedacht werden konnte, inmitten der Dürftigkeit einer deutschen Landschaft: und doch hab ich den Widerspruch kaum empfunden.“ Es folgten Landshut und Freising — endlich war er in München.

Wie groß war seine Freude, als er hier Schelske vorfand und mit ihm acht schöne Tage verbringen konnte, die ganz der Besichtigung Münchens und seiner Kunstdenkmäler galten. Die Glyptothek vor allem that es ihm an, und er ist während seines ganzen Münchener Aufenthalts immer wieder zu ihr zurückgekehrt. Die Plastik hat ihn allezeit besonders angezogen. Er habe, meinte er, anders als die meisten modernen Menschen viel mehr Sinn für Skulptur als für Malerei. „Der Zauber des Friedens, der über einer schönen Statue liegt, thut meinem heißen Blute wohl. Die Malerei regt auf, und das habe ich selten nötig.“

Noch in späteren Jahren gedachte er gern dieser Eindrücke. „Wie viel hundertmal“, schreibt er 1866 seiner Braut, „habe ich die Medusa Rondanini angestaunt und den Künstler beneidet. Beim ersten Blick meint man einen wunderschönen Frauenkopf zu sehen und verwundert sich über die Schlangen im Haar. Doch je länger man hinschaut, desto grauenhafter, entsetzlicher erscheint das Bild. Es ist fast nur eine Falte links über dem Munde dieses schönen Gesichts, die diese Wirkung hervorruft. Das ist wirklich eine Meduse, vor der man zu Stein erstarren könnte ....“ Er fand unendlich viel zu schauen und zu lernen, und obgleich er nach Schelskes Abreise geraume Zeit recht einsam war, konnte die Langeweile hier doch nie aufkommen. Bis zum Juni wohnte er recht schlecht, Augustusstraße 5, später zog er in die leergewordene Wohnung eines guten Bekannten, der sich verheiratet hatte, und befand sich von da ab wohluntergebracht. „Ich habe die Glypto- und Pinakotheken zwischen Bäumen versteckt gerade vor mir und überblicke meilenweit die Isar-Moose. Mir gegenüber liegt, von Weinlaub umsponnen, die Villa von weiland Lola Montez, das ganze Haus ein Schmuckkästchen, so zierlich und heimlich, wie ein verliebter König sichs nur wünschen kann.“ Mit Bluntschli und Brater, zu denen er als Mitarbeiter des deutschen Staatswörterbuches Beziehungen hatte, kam es nicht zu einem regeren Verkehr, der Altersunterschied war ein zu großer. Dagegen sprach ihn auf der Straße ein Unbekannter an, der sich als alten Zuhörer zu erkennen gab. Es war ein Bayreuther Jurist, durch den er in einen Kreis von bayrischen Offizieren eingeführt wurde, der sich nach bayrischer Weise allabendlich im Oberpollinger versammelte und den er gelegentlich aufsuchte. Später lernte er auch Heinrich von Sybel kennen; „er ist älter, als ich dachte, schon grau, kannte mich bereits durch den Ruf und nahm mich sehr herzlich auf. Er hat mir ganz außerordentlich gefallen; nur begreife ich jetzt, daß König Max sich mit ihm nicht mehr vertragen konnte: Sybel ist einer der entschiedensten Liberalen und spricht über politische Dinge mit rücksichtsloser Offenheit.“ Daraus erklärte sich denn auch der Haß, den die Ultramontanen Sybel

entgegentrugen und der schließlich seine Übersiedelung nach Bonn zur Folge hatte.

Treitschke erzählt uns den Hergang: „Der Hof ist nicht ultramontan, wie seine Feinde sagen — schon daß Bayern nur protestantische Königinnen gehabt hat, spricht dagegen —, aber er hat auch nicht den Mut, sich den Einflüssen des Ultramontanismus zu entziehen. Soeben haben sie wieder einen großen Triumph gefeiert. Heinrich von Sybel, der verhaßte „Fremde“ d. h. Rheinländer, muß fort — ein schwerer Schlag, denn er war nicht nur der bedeutendste Gelehrte, den München besitzt, sondern mit seinem feinen, gewandten Wesen auch ganz dazu angethan, die höfischen Kreise für liberale Ideen zu gewinnen. Kaum hörte man, daß man in Bonn daran denke, ihn zu berufen, so begann in allen ultramontanen Blättern ein Sturm; und Ihr im protestantischen Deutschland wißt gar nicht, was boshaftes gemeines Schmähen ist. Das lernt man erst aus den Kapuzinerblättchen: so meinte neulich der „Volksbote“, es sei besser, Holstein werde wieder ganz dänisch, als daß es unter preußischem Schutze stehe. Da hieß es: jetzt wird sich wieder zeigen, daß die Fremden in Bayern herrschen, jetzt wird man den fremden Professor wegen seiner Verdienste um Preußen in Bayern festhalten. Als der Ruf kam, erklärte Sybel dem Könige, er sei gesonnen zu bleiben, wenn ihm S. M. durch irgend welches Zeichen der Anerkennung beweise, daß der Hof diese Gesinnungen gegen ihn nicht teile. Darauf erfolgte ein abschlägiger Bescheid, weil man der Stimme des „Volkes“ nicht so entschieden entgegentreten könne.“

Überhaupt gewann hier Treitschke einen Einblick in das Treiben des Ultramontanismus, und er schildert sehr drastisch, wie der Clerus es verstehe, das Volk durch die Äußerlichkeiten des Ritus an sich zu fesseln. Zwar sei er selbst keineswegs unempfänglich für den Reiz dieses farbenreichen Lebens, am Ende aber bleibe ihm doch nichts als Erbitterung gegen das raffinierte Treiben, das das dumme Volk ganz in die Hände des Clerus gebe. Dagegen machte die Feier des Allerheiligenfestes auf ihn einen großen Eindruck: „Eine unbeschreiblich

traurige Feier. Der ungeheure Kirchhof über und über mit Blumen und Bändern geschmückt, auf jedem dritten Grabe eine heilige Lampe. Unter diesen tausenden habe ich kaum zwei schmucklose Gräber bemerkt. In der Kirche auf dem Gottesacker ein ewiges Ab- und Zuströmen von Kindern, die geweihte Kerzen anzünden lassen. Halb München war draußen, aber alle Welt ernst und schweigsam. Dazu der matte Sonnenuntergang eines grauen Herbsttages. Mir wurde ganz weich zu Mute. Bei diesem ernsten Feste hab ich die Münchener wirklich liebgewonnen. Es war jedenfalls das Schönste und Herrlichste, was ich von katholischen Gebräuchen gesehen. Aller Pomp der Frohnleichnamsfeier (die er vorher anzuschauen Gelegenheit fand) verschwindet dagegen." In den letzten Monaten seines Münchener Aufenthalts wurden ihm die Abendstunden durch den Verkehr mit Bodenstedt, dem Maler Teschendorff und mit Hans Hopfen lebendiger. Durch Hopfen lernte er Hermann Lingg kennen, „den begabtesten der Münchener Poetenschule." „Lingg ist ein schon älterer Mann, der rechte Altbayer, derb und geradezu, aber, wie mir scheint, im Grunde eine unglückliche, zerrissene Natur. Er hat mit seiner bayrischen Plumpheit meiner Person die größte Schmeichelei gesagt, die sie je gehört hat. Er hatte kurz zuvor meine Gedichte gelesen, und als ich ihm vorgestellt worden, meinte er: „Was? Sie sind's? Gestern hab ich Sie auf der Briennerstraß' begegnet; da hab ich mir gedacht: das ist halt g'wiß a Dichter." Ich glaub' aber, ich habe durchaus nicht wie ein Poet dabei ausgesehen, sondern wie ein begossener Hund."

Das waren so ziemlich die Menschen, in deren Kreise sich Treitschke bewegte; der liebste von ihnen war ihm Teschendorff — „ein ganz herrlicher Mensch, auf den die Frankonia stolz sein kann" —, und er hat ihn auch am häufigsten gesehen.

Je länger er sich aber in München aufhielt, um so mehr gute Seiten verstand er dem bayrischen Menschenschlag abzugewinnen. „Es ist doch eine Freude", schreibt er der Mutter, „wenn man, wie ich, nach und nach erlebt, wie albern die Lügen sind von der unversöhnlichen Verschiedenheit der deutschen

Stämme. Die Deutschen sind sich überall gleich; was sie trennt, sind Äußerlichkeiten und anerzogene Vorurteile. Ich fühle mich unter den verschrieenen Altbayern ganz heimisch." Er hatte seine Freude an den vielen stattlichen und schönen Männern mit blitzenden Augen und fand besonders unter den Soldaten herrliche Gestalten. Das schöne Geschlecht sei hier freilich fable convenue; „ein Sachse kommt sich vor wie in der verkehrten Welt." — Seine Kenntnis von Land und Leuten hat Treitschke dann, wie er zu thun pflegte, durch kleinere und größere Ausflüge zu erweitern gesucht. Je mehr ihm seine, doch immer steigende Schwerhörigkeit den Verkehr verdarb, um so energischer war er bemüht, durch lebendige Anschauung sich einen Ersatz zu schaffen und seinen inneren Reichtum durch neue Eindrücke zu mehren. Kam es doch hier in München vor, daß er oft acht Tage lang nicht ein Wort zu sprechen brauchte.

Ein Spaziergang am Himmelfahrtstage zeigte ihm die Alpenkette in so herrlichem Lichte, daß er sich rasch entschloß, die heißen Tage auszunützen. „Ich ging nach Westen, da ich das größere Osterland im Hochsommer sehen will. Auf der Fahrt über den Starnberger See, der, ein Bodensee im Kleinen, einige Stunden vor dem Hochgebirge liegt, und dann auf einem Marsche durch Moor und Wald hatte ich Zeit, mich an den unbegreiflichen Anblick dieser noch bis zum Fuße mit Schnee bedeckten Berge zu gewöhnen. Abends war ich am Kochelsee, der im Norden noch in Moor verläuft, im Süden schon den Fuß gewaltiger Alpen bespült. Am anderen Morgen über einen Gebirgssattel hinweg, und nun lag der herrlichste See vor mir, den ich je gesehen — der Walchensee, tiefblaues Wasser, wohl sieben Stunden im Umfang, doch fast klein erscheinend in dieser ungeheuren Umgebung von Gebirgsmassen. Dann weiter, ins fröhliche Land Tirol. Doch wozu Namen nennen? Es ist eine völlig neue Welt, dies Hochgebirge. Jeder Vergleich mit unserem Mittelgebirge ist lächerlich, und — das Schönste dabei — eben deshalb wird man in den Alpen nicht gleichgültig gegen die milderen Reize unserer Berge, so wenig

wie der Anblick des Meeres uns abstumpft gegen den Zauber eines schönen Flusses. Lauter meilenweite Thäler (nur sehr selten ein Engpaß), weite Flächen, oft versumpft, oft mit stattlichen Höfen bedeckt, und rings umgeben von schwindelnden Höhen. Es ist das Unendliche des Raums, das Massenhafte, was den Zauber dieser Lande bewirkt. Die kleinen stillen Schönheiten des Mittelgebirges fehlen entweder — so gibt es keine Bäche, die im reinlichen Bette dahinfließen, sondern starke, reißende Flüsse, die ein doppelt so breites Bett voll Steingeröll neben sich haben — oder man bemerkt sie kaum. So bin ich auf einem zehnstündigen Tagesmarsche an mindestens sieben gewaltigen Wasserfällen vorübergekommen, die in jeder anderen Gegend von tausenden besucht und bewundert werden würden. Aber was will ein Wasserfall von 300 Fuß bedeuten, wenn er als ein schmaler Strahl an einer Felswand von vielen tausend Fuß erscheint? So wäre die alte Feste Ehrenberg — die berühmte Ehrenberger Klause — gewiß schön an jedem anderen Orte, aber hier erscheint sie wie am Fuße des Thaneller, der mit seinen Schneefeldern sie unendlich überragt. Darum dürft Ihr mich auch nicht nach Einzelschönheiten fragen: es ist das Ganze, es sind die ungeheuren Massen, die uns hier anfangs geradezu erschrecken, dann unwiderstehlich fesseln. — Das Volk im Gebirge ist herrlich, und es thut mir in der Seele weh, wenn ich denke, welche schmähliche Geschichte dies Volk unter bayrischer Herrschaft gehabt hat. An der Grenze zeigt sich eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so scharfe Scheidung zweier nahverwandter Stämme, wie an der sächsisch-böhmischen Grenze. Der Tiroler ist lebhafter und auf den ersten Blick liebenswürdiger, aber auch noch weniger gebildet, noch bigotter und weniger zuverlässig und arbeitsam, als der Bayer. Für den Reisenden ists also in Tirol weit lustiger, und es wird einem schon ganz sommerlich zu Mute, wenn uns statt des schweren Bieres der feurige Wein von Bozen kredenzt wird."

Im September unternahm er mit seinem Leipziger Kollegen Nissen, der ihm in jeder Hinsicht angenehm war, eine weitere

Tour, die ihn über den Aschlerbach bei Gargazon, der vor tausend Jahren die Grenze von Welschland und Deutschland bildete, und bis nach Bozen führte. „So hab' ich also wirklich den deutschen Bauer, schwer und stark und handfest wie bei uns, unter Feigenbäumen und Oleanderbüschen arbeiten sehen und bin heute stundenlang durch Maisfelder und unter Reben hingewandert, die hier schon nach italienischer Weise am Boden entlang gezogen werden. Und diese ganze Herrlichkeit des Südens umfängt mich, nachdem ich gestern erst den schauerlichen Engpaß Finstermünz durchwandert, die Etsch auf einem Gletscher entspringen und von der Malser Haide die Schneefelder des Ortlers vor mir liegen gesehen. Das ist mein Gewinn von dieser Reise, daß ich hier in Südtirol und in der schönsten aller deutschen Städte, in Salzburg, zuerst kennen gelernt habe, was der Zauber des Südens ist. Auf den sonnenheißen Terrassen Salzburg gegenüber, wo die Kapuziner ihre schönen Blumen und edlen Reben pflegen, hab' ich zum ersten und einzigen Male den Gedanken gehabt, ob ein solches beschauliches Stilleben nicht auch sein Glück in sich trage: — aber nur für wenige Minuten, denn als einige der umherwandelnden Patres ein Gespräch mit mir begannen, war ich sofort wieder der alte Ketzer. Ich begreife jetzt, wie in diesem wunderbar reichen Lande, in dieser Fülle der irdischen Güter das gutmütige sinnliche Volk so ganz im geistigen Schlafe dahinleben kann."

Nach der Rückkehr nach München begann dann wieder sein Einsiedler- oder, wie er sich ausdrückt, sein Trappisten-Leben, das ihn an Bibliothek und Arbeitstisch fesselte. Bevor wir jedoch auf diese politisch wie wissenschaftlich ungemein fruchtbaren Studien eingehen, ist noch eines schweren Erlebnisses zu gedenken, das Treitschke völlig unvorbereitet traf und ihn auf das Tiefste erschütterte. Am 15. Juli 1861 starb ihm die Mutter. Sie war nur wenige Tage krank gewesen und schließlich so sanft vom Leben zum Tode übergegangen, wie später er selbst, daß sich der Augenblick ihres Scheidens nicht einmal feststellen ließ. Schon am 18. Juli fand die Beerdigung statt, am 17.

abends traf die Nachricht in München ein. „Seit gestern Abend bis diesen Mittag habe ich versucht, mich zu fassen, und noch immer kann ichs nicht begreifen, daß die gute Mutter nicht mehr ist. Ach, Ihr hättet mich doch durch den Telegraphen rufen sollen; auch nur den Sarg hinausbegleiten ist ein Trost, und nun sitze ich hier und mühe mich ab, mir vorzustellen, was doch gar zu traurig ist für meine Einbildungskraft. Doch ich will nicht bloß von mir reden. Gott stärke Dich, mein lieber Vater, und uns Geschwister, daß wir es tragen ... Mein lieber Vater, ich weiß auf der Welt nichts, was ich Dir sagen könnte, um Dich zu trösten bei dem schweren Schlage, der Dein Alter getroffen. Aber wir Geschwister wollen der Mutter eingedenk sein, und wenn von ihrem Geiste der Liebe auch nur etwas auf die Kinder übergeht, dann sollst Du durch uns keine bittere Stunde erleben, dann wird die Mutter uns nicht ganz gestorben sein." Aus einem Briefe an W. Nokk, der fast ein Jahr später geschrieben ist, klingt der Schmerz über den Verlust immer noch wie ein frisches Leid: „Meine Mutter — das sagt eigentlich alles; aber sie stand mir auch von dem gesamten Hause geistig am nächsten; sie war die einzige, die meine freie Stellung mit Teilnahme verfolgte; und wie dieser Schlag hier, wo die Meinigen ganz auf sich allein angewiesen sind, für meinen Vater dreifach schwer zu tragen ist, das magst Du Dir denken." Der Vater trug den Trost, dessen er bedurfte, in sich. Er fühlte sich, der um vierzehn Jahre älter war als die Gattin, sterblicher und glaubte bald wieder mit ihr vereinigt zu sein. So ordnete er nochmals seine Angelegenheiten, bestimmte für den Fall seines Todes, daß Heinrich der Vormund des jüngeren Bruders sein solle, und schmückte das Grab, das er ihr auf dem Festungskirchhofe errichtet hatte, im Schatten der Pappeln an der obern Kirchhofsmauer: ein einfacher weißer Grabstein mit goldenem Rande und schwarzer Schrift auf einer Unterlage von Felsenstücken ruhend. Die Inschrift lautet:

Marie von Treitschke
geborene von Oppen,
geboren 17. März 1810,
gestorben 15. Juli 1861.
Als Christin, als Gattin durch 29 Jahre und als Mutter gleich liebevoll, edel und treu; schmerzlich beweint und unvergeßlich den Ihrigen.
Matthäus 10, 32.
(Darum, wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater.)

Heinrich von Treitschke, der noch im April 1870 schrieb: „die schrecklichen Stunden in München, als ich ihren Tod erfuhr, werden mir immer unvergeßlich sein“, ertrug es doch nicht, in seinem Kummer allein zu bleiben. Am 1. August faßte er den Entschluß, auf einige Tage zu den Seinigen zu fahren. Er wollte dem Vater in die treuen bekümmerten Augen sehen. Als er nach München zurückgekehrt war, konnte er wieder freieren Herzens seine Arbeit aufnehmen. Er fühlte lebhafter als je das Bedürfnis nach Konzentration: „Inmitten der Mattherzigkeit und Halbheit,“ so schrieb er seinem Freunde W. Nokk, „die mich in Leipzig von den meisten Menschen abstieß, schien es mir immer am Wichtigsten, mir die Wärme und Stärke meiner Empfindung und meines Glaubens zu erhalten. So hab' ich sehr viel nach augenblicklichen Impulsen gehandelt, und es ist mir dabei manches Gute gelungen; aber was dem Leben erst seinen Wert gibt, das Maß, den durchdachten Plan, das klare Hinausschauen in die Ferne, hatte ich gar zu sehr außer Acht gelassen. Es soll mit unserem Leben doch nicht anders sein als mit einem edlen Kunstwerke: jeder Stein mit Wärme und Leidenschaft bearbeitet, jeder Teil lebendig, und doch das Ganze ruhig und geordnet, alles einem großen Zwecke dienend“. Dieser Gedanke, den ihm die Glyptothek und der Besuch eines Bildhauerateliers gab, in dem er den Künstler an der Arbeit sah, hat Treitschke offenbar tief ergriffen. In seinen Briefen, auch aus späterer Zeit, finden wir ihn mehrfach wieder. Wir kennen den

Gegenstand seiner Arbeit schon, aber eingehender spricht er davon zu Aegidi in einem Schreiben vom 24. April 1861. Sie hatten abgemacht, sich von den Haupt- und Staatsaktionen ihres Lebens, insbesondere von jedem Ortswechsel Nachricht zu geben. So schickte ihm Treitschke seine Münchener Adresse: er denke, wenn die deutschen Dinge es erlauben, ein oder zwei Semester zu bleiben. Dann spricht er von seiner Arbeit: „Ich will — und Du brauchst dies nicht weiter zu sagen — eine Geschichte des Bundes und der Kleinstaaterei von 1815—48 schreiben — selbstverständlich kein auf einem doch unmöglichen Quellenstudium beruhendes Werk, aber eine l o s e Darstellung des in zerstreuten Schilderungen bereits Bekannten, in der Art etwa, wie Rochaus französische Geschichte, doch wo möglich besser als diese. Das will sagen: ich denke besonders die Wandlungen des Volksgeistes, die selbst in unserem schweren Volke heute so erstaunlich rasch sich vollziehen, zu verfolgen. Ich will wirken mit dem Buche, will den Stumpfen und Gedankenlosen handgreiflich zeigen, in welch erbärmlicher Kleinlichkeit, welcher sündlichen Vergeudung köstlichster Kräfte dies große Volk dahinlebt. Natürlich bin ich darauf gefaßt, daß am Ende der drei Jahre, in welchen ich das ungeheure Material zu bewältigen hoffe, das Buch überflüssig und der deutsche Bund zu seinen Vätern versammelt sein könnte. Ich suche nicht nach unbekannten Quellen; sollten Dir jedoch irgendwoher solche fließen, so bitte ich Dich natürlich herzlich um Mitteilung. Im Verlaufe der Arbeit werde ich ohnedies wiederholt Deinen Rat in Anspruch nehmen müssen. Du wirst fragen, wie ich Unberufener zu diesem Plane komme. Ich denke, ein solches Buch ist unserem Volke, das so viel auf Bücher gibt, nötig; die dumpfe Unzufriedenheit nimmt schrecklich überhand, wir kommen allmählich in die rechte Stimmung, uns auf uns selber und die Schmach der jüngsten Vergangenheit zu besinnen. Dabei will ich, soweit ich kann, mithelfen, weil die meisten Historiker vor der widerlichen Aufgabe zurückschrecken, die Juristen zwar einen Teil der Sache weit besser als ich, doch nicht das Ganze beherrschen. Auch Albrecht, dessen unschätzbarer Umgang mir in letzter Zeit in reichem Maße zu Teil geworden, hatte nur

ein Bedenken: die Arbeit werde mir viele trübe Stunden machen. Nun, mir scheint: zum Vergnügen und mit Vergnügen kann sich Niemand mit dem Deutschen Bunde befassen. — Ich bin hierher gegangen wegen der reichen und (im Vergleich mit Berlin) wenig benutzten Bibliothek und weil ich so am leichtesten Land und Leute dieses mir noch unbekannten deutschen Winkels verstehen lerne. . . . Die Aussichten der nationalen Politik sind hier gar traurig. Der Preußenhaß blüht, und leider steht es ja so, daß Preußen entschieden schlechter regiert wird als Bayern. Und angesichts dieser Dinge redet man in Berlin, wie ein bankrotter Kaufmann, nur vom Kriege als von einer geheimnisvollen Panacee, während es zwei unerläßliche klare Aufgaben gibt: gänzlicher Bruch mit der Feudalpartei und eine entschiedene nationale Politik zu dem Zwecke, den Bundestag lieber heute als morgen umzustürzen."

Die Arbeit war naturgemäß eine rezeptive und mußte ihn trotz aller Gewissenhaftigkeit in der Sammlung des Materials zunächst irreführen. Der Einblick in die Zusammenhänge, wie sie wirklich gewesen sind, war eben auf diesem Wege nicht zu gewinnen. Erst aus den Archiven hätten sich das Urteil und die Motive der altera pars erkennen lassen, aber wie wir sahen, hat Treitschke sich damals auf das gedruckte Material beschränken wollen. Die in seinen Briefen rasch hingeworfenen Eindrücke seiner Studien geben daher eine höchst einseitige Auffassung, die scharf absticht von dem reifen, allseitig erwogenen Urteil, das er schließlich in seiner Deutschen Geschichte niedergelegt hat. So schreibt Treitschke damals: „Ich studiere den Karlsbader Kongreß von 1819 und ich muß sagen: ein solcher an Wahnsinn streifender Grad von Nichtswürdigkeit, wie er damals in den deutschen Kabinetten herrschte, erklärt die Revolution vom Jahre 1848 von selber. Neue geheime Protokolle, die Aegidi aufgefunden hat, stellen das Verhalten der Kabinette in ein noch häßlicheres Licht, als man bisher glaubte." Es war ein Durchgangsstadium, das sich aus dem Charakter seiner Studien und seines Materials mit Notwendigkeit ergab, wenn man in Betracht zieht, wie mächtig es in dieser leidenschaftlichen Natur kochte und stürmte. Auch

befriedigte ihn dieses Sammeln und Forschen keineswegs so sehr, daß er nicht das Bedürfnis gefühlt hätte, zu produzieren und die Gedanken, die ihm durch Kopf und Herz gingen, auch öffentlich darzulegen.

In diese Münchener Arbeitszeit fallen zwei politische Korrespondenzen „aus Süddeutschland" — anonym —, die staatswissenschaftliche Untersuchung über „die Freiheit" und die biographische Arbeit über Hans von Gagern. Sind die Korrespondenzen leicht hingeworfene Stimmungsbilder, so fallen doch auch sie ganz in den Rahmen der großen politischen Ideale, die ihn erfüllten. Er redet als ein Freund Preußens aus einem der Kleinstaaten, aber als ein sorgender und bekümmerter Freund. „Wir in den Mittelstaaten werden von Kindesbeinen an gemäß dem herrschenden System grundsätzlich mit Haß oder doch mit Mißtrauen gegen Preußen erfüllt. Mag den einen seine Kenntnis der Geschichte zu besserer Einsicht führen, den andern die Sehnsucht nach einem wirklichen Staate, der uns nicht alltäglich die trostlose Frage aufdrängt: lohnt es sich auch, für diesen Staat zu leben? Jedenfalls dürfen wir uns das Zeugnis geben, wenn wir groß denken von Preußen und diesem Staate hohe Ziele stecken, so haben wir uns solche Liebe erst in schwerer Arbeit erworben." Die Stimme aus dem Süden sollte im Norden Mut und Hoffnung wach halten, aber sie war auch bestimmt, darauf hinzuweisen, daß Preußen — und es war ja jetzt das Preußen König Wilhelms I. — dem übrigen Deutschland ein Vorbild sein und jene Freiheit am eigenen Herd zur Geltung bringen müsse, die der liberalen Strömung der Zeit entspreche. Nicht nur äußerlich stark, sondern liberal im Innern — so dachte er sich Preußen, wenn es anders seinen Beruf, die Einigung Deutschlands, erreichen wolle.

Der Aufsatz über die „Freiheit" war zwar schon in Leipzig geschrieben, aber erst von München aus ging er den preußischen Jahrbüchern zu, und seinem ganzen Inhalte nach steht er zwischen den Gedanken der Korrespondenzen und des „Hans von Gagern". Den Ausgangspunkt bot ihm Wilhelm von Humboldts „Versuch über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates" und

die Aufnahme und Ummodlung der Humboldtschen Gedanken durch Mill und Laboulaye, aber er setzte sich sein Ziel weiter und seine Aufgabe höher. Er wollte der politischen und der sozialen Freiheit ihr Gebiet sichern, dabei aber zugleich das Recht der freien Persönlichkeit gewahrt sehen.

Obgleich es immer sehr schwer ist, über die gedankenreichen Treitschkeschen Aufsätze zu referieren, schon weil dabei der besondere Reiz verloren geht, den seine Sprache bietet, und weil es ihm andrerseits widerstrebt, sich an streng systematische Formulierung zu binden, wird es doch unerläßlich sein, gerade diesen Aufsatz über die Freiheit genauer wiederzugeben, weil er uns im wesentlichen das politische Glaubensbekenntnis des jungen Treitschke gibt, das vielfach abweicht von jenen Anschauungen, die sich schließlich dem reifen Manne zur abgeklärten und einheitlichen Lebensauffassung gestalteten.

Treitschke geht davon aus, daß für Wilhelm von Humboldt der Staat im Grunde nichts anderes bedeutet habe, als eine Sicherheitsanstalt, daß nach ihm der Staat weder mittelbar noch unmittelbar auf die Sitten und den Charakter der Nation einwirken dürfe, und daß der Mensch dann am freiesten sei, wenn der Staat das Mindeste leiste. Dieser längst überholte Gedanke sei nun von Mill und Laboulaye aufgenommen und verherrlicht worden; den Engländer führe er zum Resultat, das nordamerikanische Staatsleben als Ideal zu preisen, den Franzosen zu der Idee, daß das 19. Jahrhundert die Zeit werden solle, da die Ideen des Christentums — von dem er fälschlich annehme, daß es zuerst Wert und Würde der Persönlichkeit anerkannt habe — sich vollständig entwickeln sollen, damit nicht der Staat, sondern das Individuum herrsche.

Um die Ansichten beider zu prüfen, geht Treitschke auf den Satz des Aristoteles zurück, der zweierlei fordere: die Freiheit der Bürger, nach ihrem Bedürfnis zu leben, und die Teilnahme der Bürger am Staate. Während die Griechen willig der politischen Freiheit die freie Bewegung des Menschen zum Opfer gebracht hätten, habe zu allen Zeiten der Freiheitsbegriff der Germanen das Hauptgewicht auf das unbeschränkte

Recht der Persönlichkeit gelegt. Seit dann der Streit zwischen den Ansprüchen des Staates und der Selbstherrlichkeit des Individuums bei den Neueren durch die absolute Monarchie zum Siege der Staatsideen führte und so die Majestät und Einheit des Staates gerettet wurden, sei eine Wandlung in den Freiheitsbegriffen vor sich gegangen. Man wolle zwar nicht mehr den einzelnen vom Staate losreißen, aber das Streben gehe nunmehr dahin, daß die Staatsgewalt zur Volksgewalt werde, d. h. daß der Staat innerhalb fester Formen an den Willen der Bürger gebunden sei. Der Ausgang des nunmehr entbrannten Kampfes um die politische Freiheit könne nicht zweifelhaft sein: überall bestehe die Forderung einer Regierung der Völker nach ihrem Willen.

Hier aber müsse eine Schranke gesetzt werden: „politische Freiheit ist politisch beschränkte Freiheit." Wo dieser Satz nicht anerkannt werde, gelange man zu einem Wahnbegriffe von Freiheit, hinter dem der scheußlichste Despotismus sich verstecke. Die Franzosen hätten immer nur die Gleichheit in der Freiheit gekannt, diese Gleichheit aber sei ein inhaltloser Begriff, der ebensosehr gleiche Knechtschaft wie gleiche Freiheit umfasse, der Kommunismus aber bedeute den höchst denkbaren Grad der Knechtschaft. Ebenso wenig aber schließe ein Selfgovernment notwendig die Freiheit in sich, die Selbstregierung der Gemeinden sei vielmehr eine Fiktion, wenn nicht die oberste Staatsgewalt innerhalb fester gesetzlicher Schranken wirke.

Die politische Freiheit müsse den ganzen Staat durchdringen und beseelen, sie sei ein tiefsinniges, umfassendes, wohlzusammenhängendes System politischer Rechte, das keine Lücke dulde: Parlament, unabhängige Gerichte, Selbstverwaltung machten es noch nicht, es komme darauf an, daß der Staat sich noch außerdem die Schranke setze, bestimmte persönliche Güter als so hoch und unantastbar anzuerkennen, daß er sie sich nimmermehr zu unterwerfen versuche. Freie Bewegung in Handel und Wandel, in Glauben und Wissen, sei die Losung der Zeit, aber gerade darin, daß für die große Mehrzahl der

Menschen diese soziale Freiheit den Inbegriff aller politischen Wünsche bilde, liege eine neue Gefahr für die Freiheit. Man verkenne, daß der Staat wie alles Lebendige Selbstzweck sei: „Seine Ehre ist die unsrige, und wer nicht auf seinen Staat mit begeistertem Stolze schauen kann, dessen Seele entbehrt eine der höchsten Empfindungen des Mannes." Der Staat ist eine selbständige Ordnung, die nach eigenen Gesetzen lebt, er muß sich stützen auf seine Bürger, „in der sittlichen Welt aber stützt nur, was frei ist, was widerstehen kann". So ergibt sich eine unlösbare Verbindung der persönlichen und der politischen Freiheit; weder Mill noch Laboulaye haben verstanden, daß die persönliche Freiheit ohne die politische zur Auflösung des Staates, zur Freiheit vom Staate, nicht zur Freiheit im Staate führt.

Treitschke hat es nun nicht für nötig befunden, im einzelnen auszuführen, welche positive Stellung der Staat für sich behaupten muß — die politische Wirklichkeit des deutschen Staatslebens ließ das überflüssig erscheinen, um so nachdrücklicher betont er einige Lebensfragen der persönlichen Freiheit. Er geht dabei sehr entschieden, man darf wohl sagen radikal vor. Er verlangt völlige Ungebundenheit für alle religiösen Ansichten wie für alle menschlichen Meinungen überhaupt. Religiöse Wahrheiten seien Gemütswahrheiten, für den Gläubigen ebenso sicher, ja noch sicherer, als was sich messen und greifen läßt, für den Ungläubigen gar nicht vorhanden. Nicht was er glaube, sondern wie er glaube, entscheide über den sittlichen Wert des Menschen. Die humane Auffassung der Religion werde in einer vielleicht fernen Zukunft so allgemein und unwiderstehlich werden, daß man auch die Fiktion aus den Gesetzen verbannen werde, der sittliche Mensch müsse einer Kirche angehören. Und ebenso sei die Unterdrückung jedes freien Denkens eine Schädigung der gesamten Menschheit. Nur in Zeiten der Not, wo ein Entschluß, eine That unerläßlich sei, also nur in politischen Geschäften dürfe die Mehrheit der Gesellschaft einen Zwang ausüben. Sonst herrsche die Freiheit. Auch sei es nicht wahr, daß die freie Forschung jemals

die Ruhe der Gesellschaft erschüttert habe. „Nein! wo immer die Menschen um Meinungen sich zerfleischen, da geschah es, weil das unterdrückte Denken mit leidenschaftlicher Wildheit das alte Joch zerbrach."

Der Schluß des Aufsatzes bringt dann einige bedeutsame Einschränkungen; denn wenn Treitschke als letzte und höchste Forderung der persönlichen Freiheit verlangt, daß der Staat und die öffentliche Meinung dem einzelnen die Ausbildung eines eigenartigen Charakters im Denken und Handeln gestatte, so fällt für ihn dabei der Nachdruck auf die öffentliche Meinung, deren Tyrannei er kennt und fürchtet. Die furchtbare Gewalt, die die Gesellschaft über die persönliche Freiheit ausübt, erscheint ihm als eine Gefahr, zumal die gegenwärtige Zeit keine Epoche fertiger Bildung, sondern eine Periode des Übergangs sei. Der Mittelstand, der die Zeit beherrsche, habe die Neigung, die Freiheit der persönlichen Ausbildung auf ein Mittelmaß des Denkens und Empfindens zu beschränken. Es sei daher heilsam, daß in allen Dingen, die nur ihn selbst angehen, der einzelne „recht trotzig" sich selbst behaupte.

Was Treitschke über Junkertum und Standesvorurteile sagt, können wir übergehen; und ebenso sind die Bemerkungen über das Recht der Frauen auf menschlich-harmonische Bildung zu aphoristisch, um zu weiteren Schlüssen zu berechtigen.

Er formuliert die Summe dieser Ausführungen zu Ende seines Aufsatzes folgendermaßen: „Wir wollen die Freiheit des Menschen im freien Staate (offenbar in Anknüpfung an das Programmwort Cavours: die freie Kirche im freien Staate). Wie die persönliche Freiheit, welche wir meinen, nur gedeihen kann unter der Segnung der politischen Freiheit; wie die allseitige Ausbildung der Persönlichkeit, welche wir erstreben, nur da wahrhaft möglich ist, wo die selbstthätige Ausübung mannigfaltiger Bürgerpflichten den Sinn des Menschen erweitert und adelt; so führt uns heute jedes Nachdenken über sittliche Fragen auf das Gebiet des Staates. Seit die jammervolle Lage dieses Landes in gar so lächerlichem Widerspruche steht mit den gereiften Ideen seines Volkes, seit wir edle Herzen

brechen sahen unter der unerträglichen Bürde der öffentlichen Leiden, seitdem ist in die Herzen der besseren Deutschen etwas eingezogen von antikem Bürgersinne. Die Erinnerung an das Vaterland tritt warnend und weisend mitten hinein in unsere persönlichen Angelegenheiten. Gibt es irgend einen Gedanken, der heute einen rechten Deutschen lauter noch als das Gebot der allgemein menschlichen Pflicht zu sittlichem Mute mahnen kann, so ist es dieser Gedanke: was Du auch thun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, Du thust es für Dein Volk!"

Weit rascher können wir über die Biographie von Hans von Gagern (dem Vater Heinrichs v. G.) hinweggehen. Es ist historische Arbeit und zeigt alle Vorzüge Treitschkes in der Kunst historischer Darstellung. Und als erste rein historische Arbeit verdient dieser Aufsatz besondere Beachtung. Treitschke hat später manches daraus in den ersten Band seiner Deutschen Geschichte aufgenommen. Da es sich darum handelte, an Gagerns Leben die politische Geschichte Deutschlands bis zum Jahre 1852 zu skizzieren, war die Arbeit für ihn ungemein schwierig, aber sie fiel dafür ganz in den Kreis der Studien, die ihn damals beschäftigten. Nur in der Einleitung und am Schluß hat Treitschke sich gestattet, politisch zu reden. „So lange wir politisch als Volk noch nicht existieren, so lange wir einen deutschen Staat noch nicht besitzen oder mindestens den festen Entschluß gefaßt haben, diesen Staat zu bauen — rund und nett, ohne jeden partikularistischen Vorbehalt — ebenso lange gibt es keine gesunde deutsche Staatskunst. Bis dahin wird die Politik unserer Kleinstaaten nach wie vor in unreinen Händen ein verräterisches Spiel treiben mit dem Vaterlande, in reinen Händen sich verflüchtigen in politischen Dilettantismus oder mit bitterer Enttäuschung endigen." Und als Schlußwort: „Lernen wir von Gagern, mit gleicher Reinheit des Sinnes, gleicher Unermüdlichkeit, aber mit einer ganz anderen Kraft des Hasses und der Liebe die vaterländischen Dinge zu ergreifen, bei gleichem Vertrauen zur menschlichen Gattung um vieles nüchterner und härter zu werden gegen die Personen. Denn noch streiten wir um die fürchterliche Frage, ob diese Nation existieren solle. In

solchem Kampfe wird zur ernsten Pflicht jene harte Strenge des Urteils, welche vermag, was Gagern nie vermochte, die schönen Reden des Partikularismus kalt und stolz zu verachten."

Bald nach Abschluß der Arbeit über Gagern hat Treitschke München verlassen. Er war sehr fleißig gewesen. Das Ziel seiner Arbeit freilich, die Geschichte des Deutschen Bundes, war ihm, je mehr er sich in den Stoff vertiefte, um so ferner gerückt; aber er hatte die Schwierigkeiten seiner Aufgabe erkennen gelernt, und das bedeutete einen ungeheuren Fortschritt. Aus der Geschichte des Deutschen Bundes, das drängte sich ihm bald auf, mußte eine Deutsche Geschichte werden, und aus den Büchern allein war die historische Wahrheit, die er suchte, überhaupt nicht zu erkennen. Erst wenn es gelang, an der Hand der Archive auch die Absichten der Kabinette richtig zu würdigen, ließ sich ein wahrhaftes Bild der Ereignisse gewinnen und entwerfen. Gerade seine unbestechliche Wahrheitsliebe führte ihn über den ursprünglichen Plan hinaus. Die politische Einwirkung auf die Gesinnung des deutschen Volkes endlich mußte auf anderem Wege und schneller erreicht werden, wenn sie in einer Zeit der Entscheidung schon als Faktor mit in Rechnung kommen sollte. So wies alles darauf hin, daß er wissenschaftlich auf breiterer Basis weiter arbeiten, politisch direkt durch Behandlung der Tagesfragen eingreifen müsse. Zu beidem ist in Leipzig der Grund gelegt worden.

Achtes Kapitel.

Die letzten Leipziger Jahre.

Treitschkes Aussichten in Leipzig hatten sich besser gestaltet, als er am 5. Januar 1862 nach kurzem Aufenthalt in Königstein heimkehrte.

Der sächsische Landtag hatte schon im Mai des vorigen Jahres bei den Verhandlungen über das Budget des Kultusministeriums den Minister von Falkenstein lebhaft angegriffen,

weil er nicht genug besorgt sei für die Erhaltung ausgezeichneter Universitätslehrer. Man hatte auf Mommsen und Haupt hingewiesen, die 1851 der Universität Leipzig verloren gegangen waren; für die Gegenwart exemplifizierte die Opposition an Funke, Bursian und Treitschke. Der Minister erwiderte in betreff Mommsens und Haupts, es sei unmöglich gewesen, Männer, die nur wegen mangelnder Schuldbeweise freigesprochen wurden, am Fortgehen zu hindern(!), was aber die anderen beträfe, so sei es nicht ausführbar, jeden jungen Gelehrten, der sich auszeichne, an der Universität festzuhalten, und dagegen ein Ruhm für die Universität, wenn Professoren von ihr anderwärts berufen werden. „Dr. Treitschke, der mit vielem Beifall historische Kollegien gelesen, ist aber nur wegen einer wissenschaftlichen Arbeit nach München beurlaubt.“ So hatte der Minister sich genötigt gesehen, ihn öffentlich wegen seiner Leistungen anzuerkennen, ohne daß dabei ein Vorwurf wegen seiner „preußischen“ Gesinnung hätte laut werden dürfen. Falkenstein wäre auch in arger Verlegenheit gewesen, wenn man Thatsachen von ihm verlangt hätte, die gegen Treitschke sprachen. Es war bis zur Stunde nichts von ihm geschrieben oder öffentlich gesagt worden, was mit den staatlichen Pflichten eines sächsischen Dozenten nicht zu vereinigen war. Aber das Mißtrauen bestand fort gegen diesen Feuergeist, der von dem Berufe Preußens so hoch und von der Existenzberechtigung der Mittelstaaten so gering dachte, und wenn man ihm nichts direkt anhaben konnte, stand der Entschluß doch fest, nichts zu thun, um ihm seine Laufbahn zu erleichtern oder gar um ihn dauernd an Leipzig zu fesseln. Es war eine lästige Thatsache, daß er nun wieder auf seinem Posten stand; eine Hilfe von obenher sollte er dabei nicht finden. Aber Treitschke bedurfte ihrer auch nicht. Er hatte wieder Geschichte Deutschlands seit den Wiener Verträgen angekündet, und obgleich auf der Hand lag, daß er in den kurzen drei Monaten, die noch übrig waren, seinen Stoff unmöglich werde bewältigen können, war der Zudrang der Studenten ein so ungeheurer, daß diejenigen, welche keinen Raum fanden, den Versuch machten, durch die Fenster

einzusteigen, und doch unverrichteter Sache umkehren mußten, weil es buchstäblich unmöglich war, einen freien Platz zu finden. Es blieb Treitschke nichts übrig, als alle nichtstudentischen Zuhörer auszuweisen; aber trotzdem blieben Gedränge und Überhitzung fast unerträglich. Das war um so lästiger, als Treitschke sich infolge einer Erkältung wieder eine Ohrenentzündung geholt hatte und vorsichtig jede neue Erkältung vermeiden mußte. Aber Freude machte es ihm doch, und unter dem frischen Eindruck seiner Münchener Studien flossen ihm die Gedanken noch lebendiger und origineller als sonst. Ende Januar besuchte auch Herr von Falkenstein sein Kolleg: „Die Nachricht, daß er bei mir hospitieren wollte, hatte sich verbreitet, und es war daher ein so furchtbarer Andrang, daß der Minister sich mit den Ellenbogen Bahn brechen mußte. Er schüttelte mir nach dem Vortrage angesichts der Studenten die Hand, sprach übrigens nachher über andere Dinge; und ich zweifle, daß er sehr erbaut war. Ich hatte die politischen Ideen, die unser Jahrhundert bewegen, in großen Zügen zu charakterisieren, und ich kann nicht hoffen, daß er meiner Auffassungsweise beistimmte." Die Aussichten für eine Professur in Leipzig wurden durch diesen Besuch nicht gebessert, vielmehr sah Herr von Falkenstein in Treitschke noch mehr als früher einen intimen Gegner, der nicht zu hoch aufkommen dürfe. Dieser aber ging seinen Weg weiter, fest und stolz. „Ich habe, seit der Minister bei mir hospitierte," schreibt er an W. Nokk, „die Gewißheit, daß man zu feige ist, mich zu maßregeln." Um eine Titularprofessur bewarb er sich nicht, an seiner Vortragsweise änderte er nichts, und seine Existenz suchte er zu sichern, indem er aufs neue Vorlesungen über Nationalökonomie in der landwirtschaftlichen Akademie übernahm, die jetzt unter Direktor Vogeley in Plagwitz weiter bestand, nachdem sie in Lützschena eingegangen war. Diese Plagwitzer „Plage" begann jedoch erst zu Ostern und hat dann bis zu Treitschkes Abgang nach Freiburg gedauert, ohne ihm je Freude zu machen. Er erschöpft sich in Ausdrücken des Mißbehagens darüber: „dieser Plagwitzer Jammer", „diese geistlose Quälerei", die „verwünschten Plagwitzer Vorlesungen"

oder wie sonst das Gefühl der Unbefriedigung es ihm gerade eingab. Seit er einmal so ganz in Geschichte und Politik sich vertieft hatte, schwand ihm das Interesse für die theoretische Nationalökonomie immer mehr. Die elementaren Grundbegriffe, die er seinen wenig dankbaren Zuhörern beizubringen hatte, reizten ihn nicht zu weiteren Studien, und so hat er auch wissenschaftlich auf diesem Gebiete nicht mehr weiter gearbeitet. Leider war auch in materieller Hinsicht die Plagwitzer Quelle wenig ergiebig; die Akademie wollte in Plagwitz ebenso wenig gedeihen wie in Lützschena, und der Direktor — den er übrigens persönlich schätzte — war in steter pekuniärer Verlegenheit, die in säumigen oder herabgesetzten Zahlungen an die Dozenten ihren Ausdruck fand. Für Treitschke lag der einzige Nutzen dieser Thätigkeit wohl nur darin, daß er stets zu Fuß nach Plagwitz ging und dadurch seinem nach starker Anstrengung verlangenden Körper die unerläßliche Bewegung schaffte.

Im übrigen ist ihm dieser letzte Aufenthalt in Leipzig weit angenehmer gewesen, als in früheren Jahren. Er war doch bereits eine bekannte Persönlichkeit, der Vertreter einer bestimmten politischen Richtung, und die Gesinnungsgenossen begannen, ihn an sich heranzuziehen. Gustav Freytag hat uns in den „Erinnerungen aus meinen Leben“ die Geschichte der Grenzboten erzählt, deren Redakteure und Mitarbeiter einen „preußischen“ Kreis in Leipzig bildeten, in dem die bedeutendsten politischen Köpfe der immer geistig regen Buchhändlermetropole sich zusammenfanden. Das Programm, das Julian Schmidt und Gustav Freytag den Grenzboten im Jahre 1848 gegeben hatten, war im wesentlichen bestehen geblieben. Sie waren auch 1862 ein Organ, „in welchem das Ausscheiden Österreichs aus Deutschland und die preußische Führung leitende Idee des politischen Teiles sein sollte“, im übrigen liberal, sowohl gegen die Auswüchse der Demokratie, wie gegen den Mißbrauch der Staatsgewalt gerichtet. Nun hatte allerdings Julian Schmidt 1861 Leipzig verlassen und seit 1857 der talentvolle, für die Leitung einer Zeitschrift aber weniger geeignete Moritz Busch die Stellung eines verantwortlichen Redakteurs übernommen, aber Freytag

war doch der führende Kopf in der Redaktion geblieben. Neben ihm war der bedeutendste wohl Karl Mathy, seit 1857 Direktor der Kreditanstalt in Leipzig; dazu kamen Max Jordan, der Verlagsbuchhändler und feinsinnige Goethekenner Salomon Hirzel, Stephani, der spätere Bürgermeister Leipzigs, von jüngeren daneben Zarncke, Gutschmid, der inzwischen geheiratet hatte, und andere. Da nun neben der Arbeitsgemeinschaft auch das Bedürfnis geselligen Zusammenseins bestand, versammelten sich diese und andere Männer gleicher Gesinnung regelmäßig dreimal wöchentlich in einem bescheidenen Wirtshause, dem Kitzing, am runden Tisch, um eine Stunde in angeregtem Gespräch zu verbringen. In diesen Kreis ward nun auch Treitschke von Gustav Freytag eingeführt. Sie hatten sich erst zufällig an einem öffentlichen Orte kennen gelernt, und Freytag hatte gleich den Versuch gemacht, Treitschkes Mitarbeit für die Grenzboten zu gewinnen. „Ich werde ihm gern gefällig sein," schrieb Treitschke gleich nach diesem ersten Zusammentreffen dem Vater, „denn ich wüßte nicht, an wessen Umgang in Leipzig mir mehr liegen sollte." Bald danach machte er Freytag einen Besuch: „Er ist sehr ruhig und klar, sehr ernst und gesetzt; nur an einzelnen Worten und Bewegungen errät man den phantasiereichen Humoristen. Er schlug mir vor, wir wollten zusammen einige ästhetische Aufsätze in den Grenzboten schreiben. Über den Zweck und Ton der Arbeiten waren wir ganz einig, und bleibt mir einige Zeit, so will ich auch daran gehen, schon um Freytags Umgang nicht zu verlieren." Der Umgang im „Kitzing" wurde ihm bald der liebste in Leipzig, zumal er hier Gelegenheit fand, eine Reihe hervorragender älterer Männer wie z. B. Gustav Harkort, kennen zu lernen. Denn, was an preußisch gesinnten Liberalen durch Leipzig zog, versäumte nicht, den Freytagschen Kreis, oder wie Treitschke ihn nannte, „die Verschwörung" aufzusuchen. Treitschke war hier zwar weitaus der jüngste und fast der einzige Unverheiratete, aber — wie Freytag in seinen Erinnerungen sagt — bald „ein lieber Gefährte, Freude und Stolz des Kreises". Während der ganzen Leipziger Zeit war der Verkehr im Kitzing seine liebste Erholung. „Mein bester Umgang," schreibt er

1863, „bleibt die „Verschwörung“; sie hält auch nach Mathys Abgang treu zusammen unter Freytags Führung, und es ist mir immer eine Freude, unter diese Männer zu kommen.“ Die hier geschlossenen Freundschaften sind ihm mit geringen Ausnahmen, deren Schuld nicht ihn traf, fürs Leben geblieben.

Treitschke faßte Anfang 1862 den schweren Entschluß, bei einem Taubstummenlehrer Unterricht zu nehmen. „Die sehr langweilige und keineswegs leichte Übung (des Ablesens von den Lippen) hat bereits begonnen; natürlich darf ich mir nur wenig davon versprechen; denn bei halbwegs raschem Reden und bei bärtigen Menschen ist die Kunst nicht zu brauchen. Doch liegt mir besonders viel daran, die unbärtige Hälfte der Menschheit etwas besser zu verstehen; und so thue ich mein Bestes, wenn mein junger harmloser Lehrer mit sichtlicher Verlegenheit mir gewiegtem Gelehrten seine Weisheit einprägt.“ Treitschke hatte allerlei Familienverkehr anknüpfen müssen, wie bei Professor Brockhaus, bei Demianis, die ihm ja von früher bekannt waren, und allerlei gleichgültigen Leuten, denen er im Lichte eines jeune homme à marier erschien. Aber seine Gedanken waren fern von Heiratsplänen; Wissenschaft und Politik nahmen ihn so völlig in Anspruch, daß für anderes nicht Raum blieb. Auch meinten die Schwestern wohl, er stelle so hohe Anforderungen in Bezug auf Schönheit, Tugend und Bildung, daß wohl nur ein Wunder ihm zu einer Frau helfen könne. Neben den Vorlesungen an der Universität, die unter so großem Zudrang weiter gingen, daß die ältere Schwester meinte: „Heinrich ist ja wie der weiland Dr. Luther!“ hatte er übernommen, in dem kaufmännischen Verein Vorlesungen über Friedrich den Großen zu halten, außerdem schrieb er, um sich die Vervollständigung seiner Bibliothek zu erleichtern, Rezensionen für Zarnckes Zentralblatt. Sie liegen heute in sorgfältiger Sammlung im vierten Bande der „historisch-politischen Aufsätze“ vor uns, ein glänzendes Zeugnis für die Gewissenhaftigkeit, mit der Treitschke auch dieser besonderen Seite seiner publizistischen Thätigkeit gerecht wurde. Im wesentlichen sind es Rezensionen der historischen und ästhetischen Erscheinungen der Tagesliteratur

jener Jahre, aber überall klingt das sittlich-politische Pathos durch, das nun einmal untrennbar mit der ganzen Persönlichkeit Treitschkes verbunden ist. So wie diese Rezensionen in ihrer Gesamtheit erscheinen, läßt sich mit aller Bestimmtheit sagen, daß kein anderer als er sie schreiben konnte. Er war eben, wie er einmal an Haym schreibt, zugleich „Politiker und Historiker von Fach."

Im Sommersemester las Treitschke die Geschichte Deutschlands seit den Wiener Verträgen in vier wöchentlichen Stunden, abends von 6 bis 7 Uhr, auch diesmal publice unter noch größerem Zudrang als im vorigen Semester, das den Anfang dieses Kollegs gebracht hatte. Man begann ihn jetzt für öffentliche Vorträge stark in Anspruch zu nehmen, und er hatte alle Not, die oft höchst zudringlichen Wünsche seiner Verehrer abzuweisen. „U. a. wollte mich neulich der Direktor eines Backfisch-Instituts, wo mehrere Professoren lesen, für seine Schönen werben. Er schloß mit dem geistreichen Worte: Da die Studenten Sie so lieb haben, so wünsche ich, daß die jungen Mädchen Sie ebenso lieb hätten. Ich antwortete so ernsthaft als mirs möglich war, dieser Wunsch sei mir aus der Seele gesprochen, aber Vorlesungen wären doch wohl nicht das einzige Mittel dazu." Einige Tage, nachdem er den Direktor abgewiesen, kam dann die Direktrice dieser „Backfisch-Universität" und „schlug mich mit einer so vernichtenden, so unversieglichen Redegewalt zu Boden, daß ich sie endlich um Himmelswillen bat, zu gehen; ich würde ihr brieflich antworten." Dagegen übernahm es Treitschke, am 19. Mai 1862 zum hundertsten Geburtstage Fichtes eine öffentliche Rede zu halten, in der nicht der Philosoph, sondern der Politiker und Patriot in Fichte gefeiert werden sollten. Ein Comité, an dessen Spitze Freytag stand, hatte ihn trotz der Intriguen Wuttkes, der je länger, je mehr aus recht kleinlichen Gründen Treitschke mit seiner Feindschaft verfolgte, zum Festredner gewählt. Es ging dann alles nach Wunsch; die Rede fand ganz außerordentlichen Beifall: „Ich denke, ich habe die Leute wirklich gepackt und erwärmt, ohne doch zu verschweigen, wie fremd uns der abstrakte Radikalismus und der humorlose

Idealismus des Mannes geworden sind.“ Treitschke meinte scherzend, er sei trotz Fichte der Welt nicht abgestorben und werde es wohl auch mit grauen Haaren nicht dahin bringen, wie Fichte, in einem niedlichen Mädchen bloß ein „Nicht-Ich“ zu sehen. Der Vortrag ist dann in den „Grenzboten“ gedruckt worden, aber nicht so, wie Treitschke ihn gesprochen hat. Er hatte nur wenige Stichworte aufgeschrieben und mußte sich später der ihm widerwärtigen Arbeit unterziehen, die Rede aus dem Gedächtnis mit einigen Änderungen niederzuschreiben.

Wie jene Rede heute in umgearbeiteter Form vor uns liegt, läßt sie sich wohl dahin zusammenfassen, daß Treitschke am Leben des großen Patrioten zeigen wollte, „wie der Weg von der Erkenntnis menschlicher Freiheit zur Idee des Staates führt.“ Auch hier fand er bei seiner Schilderung ein Stück des eigenen Lebens wieder, denn auch er hatte sich ja „aus der dumpfen Gemütlichkeit des kursächsischen Lebens emporgerungen zu jenem vornehmen Patriotismus, welcher nur noch „Deutsche schlechtweg“ kennen wollte und den Kern unserer Nation in der norddeutsch-protestantischen Welt erblickte.“ Und auch das läßt sich auf ihn ungemindert übertragen, was er von der besonderen Kraft der Beredsamkeit Fichtes sagt: „was der große Haufe sagt: ihm ist es ernst, das bezeichnet mit gelungenem Wort und tiefem Sinn den geheimsten Zauber menschlicher Rede“; auch seine ganze Lebensarbeit ist stets „eine Arbeit mit dem Gewissen“ gewesen, und wie Fichte in den Reden an die deutsche Nation „unmittelbar auf das eigentliche Objekt des Redners, den Willen der Hörer“ wirkte, so ist auch Treitschkes Beredsamkeit in Wort und Schrift stets dahin gerichtet gewesen, den Willen seiner Leser wie seiner Zuhörer zu gewinnen. Er wird nicht müde, zu wiederholen: der Publizist soll auf den Willen einwirken, und weil er es verstand, wie kein anderer, sein eigenes starkes Wollen auf die Seele seiner Hörer zu übertragen, ist seine Wirksamkeit auch so tief und nachhaltig gewesen. Dieser merkwürdige Parallelismus der beiden grundverschiedenen Männer gipfelt in einer gleichen Lebenserfahrung in politisch hocherregter Zeit. Wer die schöne

Stelle kennt, an der Treitschke erzählt, wie Fichte am 19. Februar 1813 vor seine Studenten trat und sie durch eine kurze Ansprache entflammte, als Freiwillige die Waffen für das Vaterland zu ergreifen, der wird auch jener anderen Ansprache gedenken, die Treitschke im Juli 1870 an seine Zuhörer in Heidelberg richtete, und wie sie ihn dann jubelnd hinausgetragen haben aus dem Hörsaal, um wie jene zu den Waffen zu eilen.

Die Rede über „Fichte und die nationale Idee“ war zugleich eine Apologie für den Kaiserberuf der Hohenzollern. „Als einen Erzieher zur Freiheit, zur Deutschheit brauchen wir einen Kaiser. Österreich kann die Hand nie erheben zu dieser Würde, weil es unfrei und in fremde undeutsche Händel verwickelt ist; sein Kaiser ist durch sein Hausinteresse gezwungen, „deutsche Kraft zu brauchen für seine persönlichen Zwecke“. Preußen aber „ist ein eigentlich deutscher Staat, hat als Kaiser durchaus kein Interesse zu unterjochen, ungerecht zu sein. Der Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es, fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reich (das will sagen: zum Vernunftreiche); nur so kann es fortexistieren, sonst geht es zu Grunde.“

So sehr Treitschke aller äußeren Anerkennung aus dem Wege zu gehen suchte, er konnte sich diesmal dem Dank doch nicht entziehen. Die schöne Büste Fichtes, die während seiner Rede im Saale gestanden hatte, wurde ihm vom Festcomité verehrt; eine Deputation des kaufmännischen Vereins brachte ihm eine Votivtafel als Dank für seine Vorträge über den alten Fritz; die Zeitungen endlich waren seines Ruhmes voll, wenn es auch andrerseits nicht an Gehässigkeiten fehlte. Treitschke nahm die letzteren leichter hin als das, wie ihm schien, übermäßige Lob. „Für jetzt fühle ich nur,“ schreibt er an Nokk, „daß die Lobrednerei, die mir zu teil wird, unschicklich ist; ich bin noch zu jung und zu leichtsinnig, um von einer Deputation alter Graubärte (wie gestern) als „verehrter deutscher Mann“ angeredet zu werden, und ich würde mich selber bedauern, wenn ich in meinem Alter dergleichen schon verdiente.“ Er war froh, sich dem allen durch einen Ausflug zu entziehen,

den er mit Professor Brockhaus nach Grimma unternahm; zu Pfingsten folgte dann eine größere sehr genußvolle Reise, deren ersten Teil er mit Freytag und Hirzel zurücklegte, zu seinem Freunde Wilhelm Nokk nach Freiburg und dann nach Karlsruhe. Nokk hatte kürzlich seine junge Frau verloren, und es war für Treitschke Bedürfnis, den Freund wiederzusehen und zu trösten. Auch hatte er seine helle Freude daran, sich wieder in der schönen schwäbischen Landschaft zu bewegen. In Karlsruhe selbst aber waren ihm das Interessanteste die Menschen: „Ich habe den Minister Roggenbach kennen gelernt, der mich schon durch den Ruf und durch seinen alten politischen Lehrer, Staatsrat Mathy hier, kannte. Das ist ein herrlicher Mann, der im Verkehr nur den vornehmen Herrn, nicht den Minister zeigt, in der Mitte der Dreißig. Ein leichter Anflug von gemütlicher Wärme, fast Weichheit, steht seinem klaren energischen Wesen sehr gut.“ Auch Jolly und Baumgarten lernte Treitschke damals kennen; er war mit dem Resultat seiner Reise sehr zufrieden.

Nach der Heimkehr fand er angenehme Nachrichten vor, die noch im Zusammenhang mit seiner Rede über Fichte standen: einen liebenswürdigen Brief von Auerbach, einen enthusiastischen Glückwunsch von Aegidi und die Aussicht auf einen Ruf nach Kiel, der ihm sehr verlockend schien — die ganze Verhandlung zog sich jedoch lange hin und ist schließlich in nichts zergangen. Er mußte damals für sein Kolleg sehr viel lesen und wußte in seiner Weise daraus stets neuen Stoff zur Förderung und Vertiefung seines politischen Denkens zu finden. Er erwähnt von diesem Gesichtspunkte aus die Schriften Wessenbergs, in dem er „nicht nur einen der reinsten und klügsten Menschen unseres Jahrhunderts fand“, sondern an dem sich auch seine alte Überzeugung festigte, „daß unsere gemeinsame deutsche Geistesbildung den Gegensatz der Konfessionen in den helleren Köpfen sehr abgeschwächt hat.“ Dazu kamen dann Zeitgedichte aus den vierziger Jahren, der immer wieder aufgenommene Shakespeare, und endlich beschäftigte ihn der große Aufsatz über das deutsche Ordensland Preußen für die preu-

ßischen Jahrbücher, eine Arbeit, die ihm ebensoviel Freude wie Not machte. Als er sein Manuskript den Jahrbüchern zugeschickt hatte, schrieb ihm Haym, dieser Aufsatz werde ihm eine preußische Professur einbringen. „O Mühler!“ notiert Treitschke dazu; er war weit entfernt, sich solchen Hoffnungen hinzugeben. Diese Arbeit war weit mehr für den Süden als für den Norden bestimmt. Mag ihm auch sein „Heinrich von Plauen“ wehmütig durch den Sinn gegangen sein, er hatte mannhaft sein Verlangen nach poetischer Schöpfung zurücktreten lassen vor der historischen Arbeit und vor den politischen Aufgaben, die er sich gesetzt hatte. Denn auch „das deutsche Ordensland Preußen“ war bestimmt, eine Waffe zu sein in den Kämpfen des Tages. Er sah nun einmal die Vergangenheit an als eine Lehrerin der Gegenwart, und als er in späteren Jahren diesen Aufsatz wieder durchsah, da schien ihm der Wandel der Zeiten erfüllt zu haben, was Hansa und Orden einst in großem Sinne erstrebt hatten. Die vereinten Farben beider „prangen ein glückverheißendes Zeichen im Banner unseres neuen Reiches. Die militärischen und bürgerlichen Kräfte haben abermals einen festen Bund geschlossen, der so Gott will nie wieder sich lösen wird; und jener Kaiseraar, den die entlegene Mark in allen Stürmen der Zeit treu bewahrte, breitet wieder herrschend seine Schwingen über das deutsche Land. Ein Thor, der nicht beim Anschauen dieses wirrenreichen und dennoch stetigen Wandels einer großen Geschichte die vornehme Sicherheit des Gemüts sich zu stärken vermag. Kräftigen wir daran — was der Historie edelste Segnung bleibt — die Freiheit des hellen Auges, das über den Zufällen, den Thorheiten und Sünden des Augenblicks das unabänderliche Walten weltbauender Gesetze erkennt.“ Der Zuversicht des Rückschauenden aber hatte schon die frohe Sicherheit des Vorausblickenden entsprochen. Denn klingt jener Schlußsatz nicht wie die weitere Ausführung dessen, was Treitschke schon 1862 niederschrieb, „daß dies alte Land jetzt zum zweiten mal zu seinen Tagen“ komme?

Es fiel ihm, dem Herold der Zukunft Preußens, unendlich schwer, daß gerade damals der Streit zwischen Regierung

und Landtag in Berlin auch die treusten Preußenfreunde irre zu machen begann. Gefühl und Verstand wurden ihm durch diese Periode des „Conflicts“ gleich in Mitleidenschaft gezogen, denn sein Herz hing an Preußen mit all der heißen Leidenschaft, deren er fähig war, und er selbst hat es ausdrücklich bezeugt, daß er durch reine Gefühlspolitik auf den preußischen Standpunkt gelangt sei und erst allmählich durch Nachdenken sich darin befestigt habe. Nun waren er und alle seine Freunde liberal, sie standen, wenn auch Freytag und Mathy noch im Frühjahr 1862 „ministeriell“ waren, schließlich mit ihren Sympathieen auf Seiten des Abgeordnetenhauses, und wenn Treitschkes Zuversicht trotzdem lebendig blieb, so ruhte sie auf seinem Glauben an den festen Unterbau des preußischen Staates. Aber er hielt es keineswegs für unmöglich, daß eine Revolution in Berlin die Antwort auf einen Verfassungsbruch sein werde, den er fürchtete. Selbst dem Vater gegenüber konnte er mit diesen trüben Gedanken nicht zurückhalten.

Treitschke hat in diesem Sommersemester noch einige kleinere Arbeiten zum Abschluß gebracht, für die Grenzboten einen ästhetischen Aufsatz über Paul Heyses Drama Ludwig der Bayer, für die Jahrbücher einige politische Korrespondenzen, dazu Kritiken für Zarncke. Er bedurfte nach all der Anstrengung einer Erholung, und da er noch bis zum 1. September in Plagwitz lesen mußte, kam sie ihm ziemlich spät. Moritz Busch that sich mit ihm zusammen; sie durchwanderten das westliche Thüringen, besuchten Freytag in Siebleben und gingen dann durch die hohe Rhön. Treitschke hatte die Freude, daß Frantzius, der inzwischen als Schiffsarzt Amerika, England und Italien besucht hatte, sich zu ihnen gesellte, und kehrte ungemein erfrischt nach Sachsen zurück. Auch der böse Katarrh, den ihm seine Vorlesungen eingetragen hatten, war glücklich überwunden. Er hatte schwer genug daran getragen. „Da ist mir oft,“ schreibt er an Nokk, „das Wort des Simonides durch den Sinn gegangen: Zum Ersten, ihr Götter, schenkt mir Gesundheit des Leibes. Die großen Alten! Daß wir doch immer durch die Erfahrung an die edle Einfalt ihrer Weisheit erinnert werden.“ Den Rest der Ferien

verbrachte er auf dem Königstein, wo die Verlobung seiner Schwester Johanna mit dem Freiherrn von O'Byrn dem Familienleben neuen Reiz brachte. Der Vater war in glücklichster Stimmung. „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!" verzeichnet damals sein Tagebuch. Er gedenkt, indem er das Einzelne herzählt, vor allem „der schönen Erfolge Heinrichs in seinem Berufe" ohne jede Einschränkung, wie denn bei aller politischen Meinungsverschiedenheit doch immer das Gefühl des Stolzes auf den Sohn und die zärtliche Liebe, mit der er an ihm hing, überwogen haben.

Heinrich von Treitschke hatte gleich nach seiner Rückkehr vom Königstein in Leipzig mit seinen Vorlesungen begonnen und mit einiger Spannung dem Ergebnis entgegengesehen, denn er las zum ersten mal ein Privatkolleg: „Geschichte von England", dreistündig, und die Kollegen hatten ihm vorhergesagt, es würden sich höchstens vier bis sechs Studenten für ein Privatkolleg zusammenfinden, das nicht direkten Examenstoff biete. Aber es waren gleich anfangs 79 zahlende Zuhörer, und das machte mit einem Schlage dem Gerede ein Ende, daß er seine Erfolge nur dem Stoff seiner Vorlesungen verdanke. Sein Freund Teschendorff wohnte damals bei ihm. Der glückliche Künstler hatte eben sein Lutherbild vollendet und dachte, längere Zeit in Leipzig zu bleiben. Er war auch auf dem Königstein gewesen, hatte den alten General für die Festungsgalerie gemalt und war dort der allgemeine Liebling geworden. Eine bequeme, lebendige und liebenswürdige Persönlichkeit, praktischer veranlagt als Treitschke, war er diesem in den acht Tagen, die er bei ihm verbrachte, behilflich, seinen Junggesellenhausstand etwas gemütlicher einzurichten. „Jeden Morgen haben wir uns in die Geheimnisse des Kaffeekochens vertieft, und nachdem ich mich entschlossen, den Kaffee selbst zu mahlen, gelang es mir endlich, wundervolle Ergebnisse zu erzielen."

Treitschke hatte wieder alle Mühe, „die wirklich unverschämten Zumutungen abzuweisen, die zu Beginn des Winters von vortragsdurstigen Menschen erhoben wurden." Über alles kam er natürlich nicht hinweg; auf die Bitte Mathys hin ver-

sprach er zum 8. Januar 1863 in Gotha einen Vortrag im Gustav Adolf-Vereine zu halten, dann hatte die „Verschwörung“ ihn als Festredner für die fünfzigjährige Gedenkfeier der Leipziger Schlacht in Aussicht genommen. Dagegen wies er anderes mit großer Bestimmtheit und nicht ohne Humor ab. „Ich hätte nicht geglaubt, daß in unseren gebildeten Tagen noch so viel naive Unverschämtheit bestände. Es ist stark, von mir zu verlangen, daß ich meine Zeit für eine naturwissenschaftliche Gesellschaft und zum Heil ehelicher Wöchnerinnen hergeben soll; die unehelichen brauchen es wirklich nötiger.“ Er arbeitete damals an einer Biographie von Wangenheim für die Jahrbücher und beendete sie im Dezember, dann mußte der Vortrag über Uhland in Gotha und der Vortrag über Lessing im Leipziger Schillerverein folgen, endlich hatte er noch eine umfassende Arbeit über „Lord Byron und den Radikalismus“ unter Händen. Obgleich nun, wenn wir vom Vortrag über Lessing absehen, alle diese Studien in direktem Zusammenhange mit seiner Deutschen Geschichte standen und von immer neuen Gesichtspunkten aus das gleiche Feld durchackerten, fühlte er doch dringend das Bedürfnis nach stärkerer Konzentration. „Ich habe,“ schreibt er Anfang Januar 1863 dem Vater, „einen Entschluß gefaßt, der mir sehr schwer wurde, jetzt aber, einmal gefaßt, mich sicher und ruhig stimmt. Ich werde alle anderen Arbeiten zur Seite legen und 1½ bis 2 Jahre lang außer für meine Kollegien nur für die Deutsche Geschichte arbeiten. . . . Ich sehe ein, daß neben diesen zahlreichen akademischen Arbeiten sich nur noch e i n Gegenstand mit Erfolg treiben läßt; und da es mir bei der Deutschen Geschichte wesentlich um eine Einwirkung auf die öffentliche Meinung zu thun ist, so muß diese Geschichte für jetzt allen anderen Plänen vorgehen.“ Ein solcher Entschluß ließ sich freilich nicht ganz durchführen; sobald sich zeigte, daß die Verhältnisse die Möglichkeit boten, auf anderem Wege rascher und eindrücklicher der öffentlichen Meinung die Richtung zu geben, hat Treitschke nicht geschwankt und in Wort und Schrift gesagt, was ihm im Augenblick den Sinn beherrschte. Das Impulsive seiner Natur ließ sich doch nicht zurückdrängen und forderte sein Recht. Nur hat

er sich weniger als bisher durch seine ästhetischen Interessen von dem Hauptziel seiner Thätigkeit ablenken lassen.

Die Rede in Gotha hat ihm wohl am wenigsten Freude gemacht. Es war zwar lehrreich, einmal direkt in die Hofatmosphäre einzutreten, und Herzog Ernst ließ es an Aufmerksamkeit für Treitschke um so weniger fehlen, als er von 1849 her dem alten General sich verpflichtet fühlte. Aber das Ganze war trotz einiger interessanter Bekanntschaften doch eher eine Strapaze als ein Genuß. „Sehr gut fiel die Lessingrede aus, eigentlich besser als die Fichterede, nur daß der Stoff vor einem gemischten Publikum weniger dankbar ist." Er hat in Anlaß dieser Rede ein Urteil über sich selbst als Redner abgegeben. „Ich rede keineswegs fließend und mache es meinen Hörern nicht leicht. Aber mindestens vor Trivialität sind sie bei mir sicher und sie fühlten wohl, daß mein Wort aus dem Herzen kommt. Darauf muß ich auch künftig meine Hoffnung setzen. Ein eleganter Redner werde ich nicht, und der alberne Lobhudel der hiesigen Blätter beirrt mich nicht." Die Vorträge über Lessing und Uhland schickte Treitschke dem Vater, den Aufsatz über Wangenheim wollte er ihm vorenthalten. „So glaube ich am sichersten als guter Sohn zu handeln. Es ist eine rein politische Abhandlung und würde fast auf jeder Seite Deinen Widerspruch hervorrufen. Du hast mir, was ich Dir nicht oft genug und nicht herzlich genug danken kann, vollkommene Freiheit gelassen, mir meine politischen Ansichten selbst zu bilden. Nun sind sie groß geworden und leider anders als Du wünschtest. Da handle ich wohl rücksichtsvoll und ehrlich zugleich, wenn ich von solchen Dingen vor Dir schweige, worüber wir uns nicht einigen können." In der That ist der Aufsatz über Karl August von Wangenheim ein so lebhafter Protest gegen die Politik der Klein- und Mittelstaaten, daß er jeden Nicht-Unitarier verletzen mußte. Waren die Grundgedanken dieselben wie in dem Aufsatze über Hans von Gagern, so traten sie hier doch weit schneidender und unversöhnlicher auf. „Lediglich ein Gegensatz der Gesinnung ist es, der die Mittelstaaten von den Kleinstaaten abscheidet, nicht eine wesentliche Verschiedenheit der

Macht." „Steht doch die Unfähigkeit, sich durch eigene Kraft zu erhalten — das will sagen, der Mangel jener Gabe, welche einen Staat in Wahrheit zu einem Staate macht — allen diesen politischen Mißbildungen gleich deutlich auf der Stirn geschrieben. Suchen wir nach einem klaren Sinne für jene gedankenlose Unterscheidung von Mittelstaat und Kleinstaat, so finden wir nur die eine Antwort: in den Kleinstaaten ist das Gefühl der eigenen Ohnmacht stärker als das Widerstreben der dynastischen Eitelkeit gegen das Eingeständnis dieser Schwäche. In den Mittelstaaten dagegen lebt noch die Erinnerung an jene Zeit, da Welfen, Wettiner, Wittelsbacher Deutschlands Geschicke bestimmten — bis die Geschichte über sie alle hinwegschritt, weil sie sämtlich das Wohl ihres Hauses den Pflichten gegen den deutschen Staat voranstellten." Das Leben Wangenheims ist ihm der Beweis dafür, daß auf dem Boden der Kleinstaaterei jede politische Begabung sich schließlich durch Grillen zu fixen Ideen verhärte. „Wer die Summe dieses Lebens zieht, wird jene harte Klage nicht unterdrücken können, welche leider jedes Blatt der deutschen Bundesgeschichte uns entlockt: köstliche Kräfte fruchtlos vergeudet."

Die Schrift erregte ungeheures Aufsehen und in den sächsischen und bayerischen Regierungskreisen nicht geringe Erbitterung. Und wundern kann man sich darüber nicht, denn hier wurde jener vielgeschäftigen Diplomatie der Kleineren und Kleinsten nicht nur jeder Wert, sondern überhaupt alle sittliche Existenzberechtigung abgestritten. Wenn Treitschke verlangte, sie sollten vernünftigerweise auf die große Politik verzichten, empfand man das als Beleidigung, und allerdings wäre ein freiwilliger Verzicht eine in aller Geschichte beispiellose Selbstentäußerung gewesen. Entscheiden konnte nur die Macht des Stärkeren, und daß im letzten Grunde an diese Macht appelliert wurde, darin sah man in Dresden fast einen Landesverrat. Dazu kam dann die verletzte, persönliche Eitelkeit. Was sollten Beust und von der Pfordten empfinden, wenn sie lasen: „Tragen die bedeutenden Staatsmänner der Schweiz, Englands, Preußens das Gepräge ihres Staates, so zeigen die mittelstaatlichen Diplo-

maten von Malchus und Wangenheim bis herab auf Beust und Pfordten fast durchgängig ein heimatloses Wesen: sie sind diplomatische Landsknechte, nicht geleitet von dem Lebensgesetze eines bestimmten Gemeinwesens, sondern bereit, jedem Staate, der dem Ehrgeize ein Feld bietet, ihre geschäftige Thätigkeit zu widmen." [1])

Den Essay „über Byrons Einfluß auf die deutsche Literatur", wie der Titel ursprünglich lauten sollte, betrachtete Treitschke als eine Vorarbeit für seine deutsche Geschichte. In der Ausführung hat sich ihm der Stoff doch anders gestaltet, und der Titel wurde dann auch entsprechend geändert. Es ist unter den Treitschkeschen Arbeiten dieser Periode diejenige, die weniger als alle übrigen die Tagesfragen streift: bewunderungswürdig in der psychologischen Erklärung eines widerspruchsvollen Charakters, human und voll edler Duldsamkeit, ohne daß er doch dabei seinem sittlichen Standpunkte etwas vergeben hätte. Treischke stand jeder unmännlichen Prüderie sein Leben lang fern; sein Urteil ging stets auf den ganzen Menschen, er suchte den Zusammenhang zwischen Gesinnung und That zu ergründen, und danach gestaltete sich sein immer tief eindringendes und dann mit einem glücklichen Wort das Wesen erschließendes Urteil. Gewiß läßt sich die sittliche Schwäche in Byrons Natur nicht treffender bezeichnen, als Treitschke es gethan hat. Er sieht seine Schuld nicht in den Verirrungen des heißen Blutes, „sie liegt tiefer, sie ist echt tragisch. Nirgends in diesem reichen Leben begegnen wir dem Gedanken der Pflicht. Das angeborene natürliche Gefühl war der einzige Führer seines Daseins, und wenn es ihn mitten im Taumel der Leidenschaft vor der baren Gemeinheit bewahrte, so hat doch diese souveräne Willkür der Empfindung ein reiches Menschenleben zerrüttet und zu einem Rätsel gemacht für Byron selbst . . . am Ende bleibt uns doch zu bewundern, wie stark und gesund das natürliche Gefühl dieses Mannes sein mußte,

[1]) Dieser letzte Satz findet sich erst in der späteren Bearbeitung der Arbeit über Wangenheim.

wenn es ihn, den Verächter aller sittlichen Grundsätze, dennoch ohne Schande durch ein ruhmreiches Leben hindurchgeführt hat. Ein Mut, zu allem Kühnen geboren, eine geniale Dichterkraft, ein freier Sinn, offen jeder großen Regung, eine übermütig witzige und doch im Grunde gutmütige Laune, eine königliche Großmut, willig, jeden Schwachen zu beschützen und bereit, dem Feinde, dem schonungslos bekämpften, zu vergeben; eine Erscheinung verführerisch für jede Frau, ein warmes, treues Freundesherz, und alle seine Sünden ohne Kleinheit und Niedrigkeit, die Sünden der Kraft des Überflusses: — wahrlich, das sind Züge eines reichen Charakters, ganz geschaffen, jede edle und jede schlimme Neigung des modernen Menschen zu bezaubern." . . . So gehört dieser Aufsatz über Byron zu den wertvollsten Quellen, die uns zum Verständnis von Treitschkes eigener Natur führen. Aus der Verbindung seiner politischen, historischen und ästhetischen Studien entsprungen, zeigt er in der furchtlosen Offenheit des Urteils Treitschkes männlich-feste und doch so milde Art, die das Edle, wo immer es sich findet und wie immer es sich äußert, zu erkennen und zu würdigen vermag.

Diese Arbeit ist jedoch nicht mehr in den preußischen Jahrbüchern erschienen. Die weitere Entwickelung des Konflikts in Preußen führte zu einem Bruch zwischen den Heißspornen der preußisch gesinnten Männer in Sachsen und den preußischen Liberalen, als deren Organ die Jahrbücher gelten konnten, und Heinrich von Treitschke war es, der das Tischtuch zerschnitt.

Wir müssen, um diese für seine gesamte politische Stellung sehr bezeichnende Thatsache recht zu verstehen, etwas näher auf seine äußeren und inneren Erlebnisse während des Sommersemesters 1863, seines letzten Privatdozenten-Semesters und zugleich seines letzten Semesters in Leipzig, eingehen.

Hatte schon das Kolleg über englische Geschichte einen großen Erfolg gebracht, so steigerte sich der Zudrang der Studenten noch, als Treitschke für den Sommer Geschichte Europas von 1848 bis 1850 ankündigte. Über 260 Studenten hatten belegt, und wenn er am Abend um 6 Uhr in sein Auditorium

kam, mußte er selbst sich mühsam zum Katheder durchdrängen. Es blieb ihm wiederum nichts übrig, als die „Fremden", d. h. die nichtstudentischen Zuhörer, hinauszuweisen. Der Vater war auch dieses Mal mit der Wahl des modernen Stoffes nicht einverstanden gewesen. Er gab sich aber zufrieden, als Treitschke ihm erklärte, daß es ihm ganz unmöglich sei, einen entlegenen historischen Stoff für das Kolleg und einen ganz modernen für den Druck zugleich zu bearbeiten. Das sei eine physische Unmöglichkeit. Auch scheine ihm, daß der Minister allen Grund habe, mit der Wahl des Stoffes zufrieden zu sein. „Täglich lesen und hören die Studenten von allerhand unverstandenen Ereignissen und Stichwörtern aus jener Zeit; eine zusammenhängende Schilderung der Epoche kann also nur vorteilhaft aufklärend wirken. Überdies bin ich von einer Verteidigung des rohen Demagogentums jener Jahre, wie Du weißt, himmelweit entfernt. Auch weiß ich wahrlich keinen Teil der Geschichte, der nicht zum Aussprechen politischer Meinungen zwänge." Es könne nur heilsam wirken, wenn er die republikanischen Tendenzen des Jahres 1848 in ihrer ganzen doktrinären Hohlheit darstelle.

Später bemerkt er einmal beiläufig, die Vorlesungen über die Revolution wirkten auf ihn, den Erzähler, wie kaltes Wasser. Das ist gewiß richtig, denn so sehr Treitschke allezeit den Idealismus der führenden Männer des Frankfurter Parlaments hochstellte, er verachtete noch mehr den Republikanismus der Hecker, Herwegh und Genossen. Es kann aber wohl als ausgemacht gelten, daß er auch gelegentlich an der politischen Gegenwart exemplifiziert habe. Dazu wurde er durch die Ereignisse, wie sie sich in jenen Monaten sowohl in der großen Politik wie in den inneren preußischen Verhältnissen abspielten, viel zu tief und leidenschaftlich erregt. „Ich muß mich mit Gewalt von den politischen Dingen losreißen," schreibt er am 6. Mai 1863, „um mit Euch, Ihr Lieben, ein heiteres Wort zu reden. Die Lage ist furchtbar ernst, das Wahnwitzige ist möglich; wir können in vier Wochen einen unsinnigen Krieg haben." Der Vater sah die Lage weniger ernst an, hatte aber doch eine stille

Genugthuung über die Unzufriedenheit des Sohnes mit dem damaligen Gang der preußischen Politik. Er könne zwar die Möglichkeit eines plötzlichen Ausbruches nicht bestreiten. Aber an wem werde dann die hauptsächlichste Schuld haften? Darüber könne doch kein Zweifel sein. Er verstehe nicht, wie es möglich sei, jetzt noch für eine preußische Spitze zu schwärmen und ein Deutschland ohne Österreich zu wünschen oder auch nur zu denken. So aber lagen die Dinge für den Sohn doch keineswegs. Je unzufriedener er mit dem Gang der Bismarckschen Politik war und je mehr er die Beseitigung dieses Ministeriums wünschte, in dem Roon ihm als einer der Schlimmsten erschien, um so leidenschaftlicher hielt er in seinem Glauben an die Hohenzollern, an das preußische Volk und an die Lebenskraft und Zukunft dieses Staates fest. Aus seinem Zorn sprach doch nur seine Liebe, und gerade die Zähigkeit der Opposition hat ihn im Glauben an die Zukunft Preußens bestärkt. Man versteht jene erregenden Tage des Konflikts in Preußen, an dem die gesamte Nation Anteil nahm und Partei ergriff gegen den großen Mann, der mit kühner Hand seinem Ziele zusteuerte, nur schlecht, wenn man sie aus den abgeblaßten Schilderungen kennen gelernt hat, die nach der Entscheidung verwischend und verkleidend uns diese Jahre vorführen. In Sybels berühmtem Buche ist kein Hauch der Leidenschaft übrig geblieben, die damals ihn selber erfüllte, und auch Biedermann, dem das Blut etwas heißer fließt, gibt nicht annähernd ein Bild der wirklichen Stimmung. Es bleibt ewig zu bedauern, daß es Treitschke nicht vergönnt war, uns von diesen Tagen zu erzählen, in denen er selbst, der Leidenschaftlichsten einer, seine Stimme mitertönen ließ im Kampf der Meinungen. Wer die Zeitungen des Jahres 1863 durchgeht, wird eine Vorstellung von der ungeheuren Erbitterung gewinnen, die damals zumeist das deutsche Bürgertum gegen die preußische Politik erfüllte; die Reden, die im preußischen Abgeordnetenhause gegen das Ministerium ihre giftigen Pfeile richteten, erscheinen fast harmlos dagegen. Und selbst die ihrer Natur nach zu ruhigerer Betrachtung bestimmten Monatsschriften schütteten das Füllhorn

ihres Grimmes gegen Minister und Regierung aus. Sowohl die Grenzboten wie die preußischen Jahrbücher, also die beiden Journale, für die Treitschke schrieb, gingen in gleicher Kampfesrüstung vor: es galt, um jeden Preis den verhaßten Minister zu stürzen.

Da kam am 24. Mai 1863 die ungnädige königliche Botschaft auf die Adresse des Abgeordnetenhauses, die vom Könige einen Wechsel in der Person seiner Berater und einen Wechsel des Systems verlangte; am 27. Mai wurde das Abgeordnetenhaus geschlossen, am 1. Juni folgte die neue Preßverordnung, die unter Berufung auf die Artikel 27 und 63 der Verfassungsurkunde der Regierung das Recht zuwies, ein Blatt wegen seiner Gesamthaltung zur Rechenschaft zu ziehen. Nun sagt der Artikel 27 der Verfassung: „Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. — Die Zensur darf nicht eingeführt werden; jede andere Beschränkung der Preßfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung." — Artikel 63 lautet: „Nur in dem Falle, wenn die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Notstandes es dringend erfordert, können, insofern die Kammern nicht versammelt sind, unter Verantwortlichkeit des gesamten Staatsministeriums, Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, mit Gesetzeskraft erlassen werden. Dieselben sind aber den Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritt zur Genehmigung vorzulegen."

Das Ministerium Bismarck hatte daraus den doppelten Schluß gezogen, daß erstens im Wege der Gesetzgebung eine Beschränkung der Preßfreiheit möglich sei, und daß zweitens, da die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit es dringend erfordere, ihm, in Abwesenheit der Kammern, das Recht zustehe, jenes neue Preßgesetz provisorisch zu erlassen. Dagegen ließ sich rechtlich nichts einwenden, und wenn die gesamte Presse zumal des Südens und alles, was antipreußisch war, über Verfassungsbruch eiferte, weil die Voraussetzung einer Gefahr für die öffentliche Sicherheit fehle, so konnte mit Fug und Recht

darauf von seiten der Regierung erwidert werden, daß, da die Verfassung nicht bestimme, was „Gefahr der öffentlichen Sicherheit" sei, ihr die Entscheidung gehöre und schlimmsten Falls eine Lücke in der Verfassung vorliege, die beseitigt werden könne. Auf diesen letzteren Standpunkt, daß nämlich eine Lücke in der Verfassung vorliege, stellten sich die preußischen Jahrbücher, während die Grenzboten über offenen Verfassungsbruch klagten.

Treitschke war, während diese Dinge vor sich gingen, nicht in Leipzig. Er hatte mit Dr. Overbeck, dem Archäologen, eine Fußreise in den Harz unternommen. „Diese Berge", schrieb er später dem Vater, „sind das Schönste, was Norddeutschland besitzt. In der sächsischen Schweiz und in Thüringen sieht es doch nur aus, als hätte die Natur sich einen guten Witz machen wollen. Mit dem Brocken aber war es ihr Ernst: das ist wirkliches Hochgebirg." Er schildert lebhaft den Zauber der Landschaft, wie ihn sein Weg vom Brocken hinab nach Wernigerode, dann nach Blankenburg und ins Bodethal führte. Auf der Rückfahrt hatte er sich in Magdeburg und Halberstadt aufgehalten und seine Freude an den mittelalterlichen Holzbauten Halberstadts gehabt. In Leipzig aber lagen zweierlei wichtige Nachrichten vor: ein Brief Mangoldts — er war im November 1862 ordentlicher Professor in Freiburg geworden —, der seine bevorstehende Berufung nach Freiburg bestätigte, und jene Berliner Neuigkeiten, die ihn auf das Tiefste erregten. Da Treitschke in den preußischen Jahrbüchern als Mitarbeiter gewirkt und durch seinen Namen ihre wissenschaftliche und politische Richtung unterstützt hatte, glaubte er seinem Widerspruch gegen die Haltung der Jahrbücher auch öffentlich Ausdruck geben zu müssen. Er wollte nicht für einen Gesinnungsgenossen der Halben gelten. Als ein zweiter Artikel der Jahrbücher sich in gleichem Sinne aussprach, sagte sich Treitschke in einem fulminanten Artikel der Grenzboten (Juli 1863): „Das Schweigen der Presse in Preußen" förmlich von den preußischen Jahrbüchern los. Der Vorwurf, den er gegen die Jahrbücher erhob, lautet in seiner Fassung: „Ihr redet von dem Ministerium Bismarck in

einer Weise, die für ein liberales Blatt schlechterdings sich nicht ziemt." Die Jahrbücher hätten gesagt, „keine Frage, die über die Presse verhängten Maßregeln sind nicht etwa aus despotischem Gelüst, sondern aus Wohlmeinung für den Thron und das Land hervorgegangen." Diese Fiktion von den „guten Absichten des Herrn von Bismarck" aber war es gerade, die ihn zumeist erbitterte. Er sah in dem Erlaß vom 1. Juni einen Verfassungsbruch und wollte ihn als solchen bezeichnet wissen. Gehe das nicht unter dem Zwang des neuen Preßgebots, so solle dagegen die Presse schweigen, keine halbe Entschuldigung und halbe Zustimmung sei zu dulden. Er schloß mit den Worten: „Von dem sittlichen Rechte des Standpunktes der gegenwärtigen preußischen Regierung sprechen, wie die preußischen Jahrbücher thun, das wollen, das können wir nicht, und es ist uns eine traurige Pflicht, den Jahrbüchern zu sagen, daß an dieser Stelle unsere Wege sich scheiden." Dieser Artikel war mit Treitschkes Namen unterzeichnet. Haym, der Redakteur der preußischen Jahrbücher, antwortete auf Treitschkes Angriff mit großer Schärfe. In der Hauptsache widerlegte er Treitschke ohne allen Zweifel. Der Hinweis auf den Artikel 63 der Verfassung gebe der Regierung das Recht zu ihrem Erlaß, und von einem Verfassungsbruch könne erst die Rede sein, wenn sie gegen einen Beschluß der Kammern auf ihrem Willen beharrte. Auch darin hatten die Jahrbücher Recht, daß sie ein völliges Schweigen der Presse, wie Treitschke es wünschte, als die unglücklichste Taktik verwarfen, im übrigen gaben sie Bismarck und das gesamte Staatsministerium seinem Zorn willig preis. Eine Verständigung war unter diesen Umständen ausgeschlossen. Treitschke fühlte sich zudem durch einige Ausfälle am Schluß jener Erwiderung persönlich verletzt. Er war entschlossen, nicht mehr in den Jahrbüchern zu schreiben. Erst das Jahr 1864 machte ihn anderen Sinnes, und da hat er selbst den ersten Schritt zur Versöhnung gethan.

Mit der Berufung nach Freiburg aber war es folgendermaßen gegangen. Schon im Mai waren die ersten Verhandlungen mit Treitschke angeknüpft worden. Man wollte ihm

eine außerordentliche Professur für Staatswissenschaften übertragen. Er hatte jedoch erklärt, daß er kameralistische Fächer nicht lesen wolle noch lesen könne, und einen Ruf für Politik und Geschichte gewünscht. Obgleich nun Fakultät und Senat sich ihm günstig zeigten, hatte die Sache insofern Schwierigkeiten, als der Historiker in Freiburg — wie es hieß — nach altem Brauch katholisch sein sollte. Da sowohl Roggenbach als Mathy sich lebhaft für ihn interessierten, hoffte er dennoch, zu seinem Ziele zu gelangen. Als dann der Ruf auch wirklich annähernd in der von Treitschke gewünschten Form kam, griff er zu. In einem Brief vom 3. Juli schreibt er darüber: „Mein lieber Vater, soeben habe ich den Ruf nach Freiburg angenommen, und ich hoffe, Du wirst meinen Schritt billigen. Mein Hauptgrund ist dieser: ich bedarf jetzt vor allem Muße, um mein Geschichtswerk zu schreiben; davon hängt meine weitere Zukunft ab. Diese wird mir in Leipzig nicht zu teil, da ich hier immer neue große Kollegien lesen muß, wenn ich subsistieren will. In Freiburg dagegen lese ich jedes Semester ein Kolleg über Politik, Enzyklopädie der Staatswissenschaften &c. und eine meiner bisherigen Vorlesungen. Letztere macht mir fast gar keine, erstere nur wenig Mühe; ich behalte also Zeit für mein Buch. Dazu kommt ein zweites: die Rücksicht auf Dich, mein lieber Vater. Es wird Dir zwar gleich mir leid thun, daß ich so weit von Euch fort gehe, aber ich weiß, meine Entfernung wird Dir manchen Kummer ersparen. Meine politische Richtung ist nun einmal eine andere als die Deine, das kann ich nicht ändern, aber ich kann Dir dies Mißverhältnis erleichtern. Du wirst von meinem Liberalismus weniger unangenehm, weniger unmittelbar berührt werden, wenn ich nicht mehr zur sächsischen Opposition, sondern zur badischen Regierungspartei gehöre. Dann fallen auch die mündlichen und schriftlichen Zuträgereien über mich hinweg, die Dich so oft geärgert haben, wenn sie auch — und dies danke ich Dir von Herzen — Deine gute Meinung von mir nicht beeinträchtigen konnten."

Er spricht darauf von dem Wohlwollen, das ihm in Karlsruhe und Freiburg von allen entgegengetragen werde, und

von der Klarheit der dortigen Parteiverhältnisse. „Zwei gleich starke Parteien stehen sich in Freiburg gegenüber, die ultramontane und die liberale (Regierungs-) Partei. Als Protestant kann ich über die Wahl nicht zweifelhaft sein; das Zetergeschrei der Ultramontanen wird nicht ausbleiben, aber mich nicht stören. Mein Wirkungskreis ferner wird doch nicht so klein sein, als ich dachte. Zwar den katholischen Theologen wird der Erzbischof, noch bevor ich ankomme, den Besuch meiner Vorlesungen verbieten; aber mir bleiben die weltlichen Studenten und das Publikum der Stadt, das in Freiburg fleißig Kollegien hört." Treitschke hoffte, nach spätestens vier Jahren, wenn erst sein Buch heraus sei, eines Rufs an eine andere Universität sicher zu sein.

Der Vater sah ihn nur ungern ziehen. Ihn schmerzte der Gedanke an die Trennung; es kränkte ihn, daß der Sohn in Sachsen keinen Boden gefunden hatte, und Treitschke hatte alle Mühe, ihn zu beruhigen

Die Nachricht von dem bevorstehenden Scheiden Treitschkes hatte unter den Studenten eine tiefe Aufregung hervorgerufen; sie hatten eine Petition an den Minister von Falkenstein gerichtet, damit er dem verehrten und geliebten Lehrer das Bleiben in Leipzig ermögliche. „Gott bewahre mich vor meinen Freunden", schrieb Treitschke. Diese Petition war ihm um so unangenehmer, als er selbst gleich nach der ersten Anfrage des badischen Ministeriums sich an Falkenstein gewandt hatte, um von ihm zu erfahren, ob er Aussicht auf eine Professur in Leipzig habe. Der Minister zog die Antwort lange hin, und als sie endlich kam, war es „einer jener Briefe, die man in guter Gesellschaft nicht zu beantworten pflegt; ich werde also", schrieb Treitschke dem Vater, „nicht antworten. Dies hat mir meinen Entschluß sehr erschwert; denn nach diesem Briefe war ich durchaus berechtigt, zu sagen: Du wünschest so sehr, daß ich gehe; nun gut, so bleibe ich erst recht." Den Ausschlag für die Annahme des Rufes hatte ihm ein Brief von Karl Mathy gegeben, der sich zunächst recht entrüstet darüber aussprach, daß man ihm nur eine außerordentliche Professur

geboten habe, dann aber seiner Freude Ausdruck gab über die trotzdem erfolgte Zusage, „zumal mir versichert wird, daß auf Mittel zur Verbesserung im nächsten Budget Bedacht genommen werden soll, daß man Ihnen, dem Historiker und Politiker, von kameralistischem Beiwerk nur ein Minimum zumuten werde und daß man hoffe, Sie würden, wie andere Mitglieder der beiden Universitäten, sich dazu verstehen, im Winter vor einer gewählten Zuhörerschaft in der Residenz einige Vorlesungen zu halten." Der liebenswürdige Brief des vortrefflichen Mannes schloß mit den Worten: „Mein Glückwunsch gilt aber immerhin nicht sowohl Ihnen, als dem Lande und mir."

So war denn die große Entscheidung gefallen, und Heinrich von Treitschke mußte nun daran denken, in Leipzig allmählich abzubrechen und sich zur Übersiedelung vorzubereiten. Er hatte inzwischen den förmlichen Antrag erhalten, als Festredner auf dem Turnfest zu sprechen, das im August in Leipzig stattfinden sollte. Man wollte damit die Feier des 18. Oktober verbinden, und nach längerem Zögern hatte Treitschke zugesagt, obgleich ihm „bei der gegenwärtigen politischen Lage gar nicht festlich zu Mute" war. Das zog ihm dann noch mehr den Haß von Wuttke zu, der ohnehin über ihn erbittert war, zumal er, seit Treitschke las, keine Zuhörer mehr hatte, und sein Organ „Der Adler" erschöpfte sich nun in Verdächtigungen und Anfeindungen des glücklicheren Gegners, was wiederum von beflissenen Freunden dem alten General zugetragen wurde. Kurz, es gab mancherlei Unangenehmes zu überwinden. Aber Treitschke konnte sich an der treuen Anhänglichkeit seiner Studenten und an der aufrichtigen Zuneigung der besten seiner Kollegen trösten. Dem Vater machte er einen Besuch auf dem Königstein, um persönlich auszugleichen, was an Verstimmung noch übrig war, auch sehnte er sich danach, die Schwester Johanna, nunmehr Freifrau O'Byrn, und die anderen Geschwister wiederzusehen. Es war ein glücklicher Tag festlicher Familiengemeinschaft. Er schrieb dem Vater bald darauf einen Brief, der noch ganz unter dem angenehmen Eindruck jenes Wiedersehens stand. Zugleich konnte er ihm mitteilen, daß Mathy ihm die Ernennung zum

Ordinarius in Jahresfrist in sichere Aussicht gestellt habe; er fügte zu weiterem Trost ein hübsches Wort von Mathy bei: „Die Bande der Freundschaft dehnen sich wohl, aber sie weichen nicht.“ Um wie viel mehr, meinte er, gelte das von den Banden des Blutes. Mit Hirzel hatte Treitschke damals einen Kontrakt über die Herausgabe seiner historisch-politischen Aufsätze als besonderes Buch abgeschlossen; von den Studenten war ihm ein Fackelzug angekündigt. Die Vorlesungen sollten wegen des Turnfestes acht Tage früher schließen, dann blieben nur noch die Plagwitzer Vorträge; am 20. August hoffte er alles erledigt zu haben. Natürlich gab es auch jetzt allerlei Zudringlichkeiten unbequemer Verehrer abzuwehren. Photographiert wurde er trotz allen Sträubens, und die Hinrichssche Buchhandlung veranstaltete eine billige Ausgabe seines Konterfeis. „O Papa“, schreibt er mit komischer Emphase, „auf 5 Ngr. ist Dein Sohn bereits im Preise gesunken!“

Die letzten Tage vergingen wie im Fluge. „Sehr schwer wurde mir der Abschied von meinem Katheder. Der Fackelzug war mir wider Erwarten eine große Freude, nicht weil er der längste war, der seit vielen Jahren einem Professor gebracht worden, sondern weil der Sprecher der Studenten, ein Herr von Stern aus Chemnitz, sehr gut und herzlich sprach. Hofrat Albrecht, der mit auf meinem Zimmer war, dankte ihm noch besonders. Dann verging die halbe Nacht über einer Kneiperei mit meinen Kollegen. Selbst die alten Hofräte hielten bis Mitternacht bei meinem Champagner aus.“

Die Festrede zum Gedächtnis der Leipziger Schlacht vor den Turnern hatte schon vorher, am 5. August, stattgefunden. „Das Fest war über alle Beschreibung schön; wir Liberalen erlebten die Genugthuung, daß sich allmählich alle Parteien an den Vorbereitungen beteiligten und jetzt Niemand ein anderes Wort über die Feier redet, als Dank und Freude. Es war mir eine große Überraschung, zu sehen, daß die Turnerei in der That gewaltige Fortschritte gemacht und das lächerlich-renommistische Wesen des alten Jahn gründlich überwunden hat. Und Leipzig that alles, um mir den Abschied schwer zu

machen, um mir zuletzt zu zeigen, wie viel tüchtige Kraft und herzliche Gutmütigkeit in diesen Mauern lebt. Das Schönste aber war die gewaltige demokratische Zucht in diesen Massen: nicht ein einziger Mensch ist wegen Ruhestörung verhaftet worden. Ich wage nicht zu berechnen, wohin diese demokratische Strömung unserer Zeit noch fluten wird, nur das weiß ich, ich freue mich, in dieser Zeit zu leben, und ich denke, mit grauen Haaren noch ein ganz anderes Deutschland zu sehen, als das heutige."

Treitschkes Rede erschien in der Nr. 10 der Blätter für das dritte deutsche Turnfest und ist später von ihm in den „Zehn Jahren deutscher Kämpfe" unverändert wieder abgedruckt worden. „Mit meiner Rede", schreibt er, „hab ich unverschämtes Glück gehabt. Es war nicht leicht, ehrlich zu sein und doch keinen zu verletzen, von den Plänen der Patrioten *nicht* zu reden und doch keine Phrasen zu machen. Es war doch möglich, und am meisten hat mich der Beifall politischer Gegner, namentlich der Österreicher, gefreut. Der heftige Wind, der mir gerade ins Gesicht blies auf der sehr hohen Tribüne, hat doch nichts geschadet. Auch die Fernstehenden haben jedes Wort verstanden, nur Herr Wuttke natürlich nicht. Wenn Du den Wutausbruch dieses Menschen gelesen hast, so hast Du die einzige Stimme gehört, die sich gegen mich erklärte. Solcher Massenbeifall hat im ersten Augenblick etwas Berauschendes, aber er macht mich nicht eitel. Ich weiß zu gut, wie wohlfeil solche Lorbeeren errungen werden, wie rasch sie welken. Der Erfolg hat mich nur bestärkt in dem Entschlusse, durch Schriften dauerhafter und unzweideutiger zu wirken; schon auf dem Königstein werde ich an die Arbeit gehen."

Auch heute noch läßt sich die Festrede Treitschkes nicht ohne Bewegung lesen. Sie ist ein oratorisches Meisterstück, eine Volksrede, die allverständlich, ohne jede Trivialität, in mächtigem Pathos die Herstellung der deutschen Einheit verlangte als die reife Frucht der Freiheitskriege für die Enkel der Sieger des 18. Oktobers. Er schildert den ungeheuren Fortschritt, den das geistige und materielle Leben der Nation seit 1815 gemacht,

und weist zürnend auf die unwürdige Stellung hin, die der deutsche Staat einnimmt. „Noch steht unser Volk rechtlos, unvertreten, wenn die Völker tagen. Noch grüßt kein Salutschuß in fremdem Hafen die deutsche Flagge; denn heimatlos ist sie auf dem Meere, wie die Farben der Seeräuber. Noch blutet die Wunde, die im Frieden nimmer heilen darf: die schmerzliche Erinnerung, daß dies große Deutschland dem sieglosen Sieger, dem schwachen Dänemark, ein Glied von seinem Leibe, der edelsten einen unter seinen Stämmen, schmählich preisgegeben hat. Und unter unseren Staaten sind nicht zehn — auch dies Königreich Sachsen nicht —, wo das Recht des Landes unverletzt geblieben ist von der Willkür. Freudig erheben wir das Haupt, wenn man fragt nach unserem Reichtum, unserer Bildung, nach dem Frieden zwischen den Vornehmen und Geringen, doch beschämt müssen wir verstummen, wenn geredet wird von dem deutschen Staate." Wie ein Traum sei ein halbes Jahrhundert über den Deutschen Bund hingegangen, die große deutsche Bewegung von 1848, das deutsche Parlament sei klanglos untergegangen und trotz heiligster Versprechungen nicht wieder erstanden. „Und wir werden es abermals schauen, das deutsche Parlament. . . Nicht *ob* es geschehen wird, steht in Frage, nur *wann es sich vollenden wird.*" —

Es ist nicht möglich, den Inhalt der Rede ganz wiederzugeben. Man muß sie lesen, wie sie gesprochen wurde. Was alles hinriß, war eben die stolze und frohe Zuversicht, mit der Treitschke über alle Misère des Tages hinweg in die Zukunft blickte, war die Mitarbeit, die er jedem Einzelnen zuwies zur Vollendung des Werkes der Väter, die heiße Liebe zum Vaterlande, die aus jedem Worte sprach, das sich ihm aus dem Herzen rang. Ein wahrhaft überwältigender Jubel klang ihm entgegen, als er mit dem Rufe schloß: „Es lebe Deutschland!" So hatte noch keiner geredet.

Das Letzte war dann der Abschied von den Freunden im Kitzing, von der „Verschwörung". Treitschke hatte nach Siebleben fahren wollen, um Freytag sein Lebewohl zu sagen.

Aber Freytag kam ihm zuvor. Er hatte eine Festsitzung der Freunde veranstaltet, und noch ist die Rede erhalten, mit der er an jenem 11. August den Scheidenden feierte. Der Eingang seiner Rede war voller Scherz und heiterer Laune, dann aber folgte der Ernst.

„Wir sollen Sie verlieren. In dem geselligen Zusammensein unseres kleinen Kreises ist eine Zuneigung und Freundschaft erwachsen, welche uns das Scheiden sehr schwer macht. Und fragen wir uns, wie es kam, daß wir einander so wert und Sie uns so lieb waren? daß die zwanglose Unterhaltung am runden Tisch, das leichte Plaudern von sieben bis acht so gute Kameradschaft hervorbrachte? — so erkennen wir wohl, warum das so wurde. Und wir rühmen zuerst als schöne Eigenschaft deutscher Natur, daß sie den tüchtigen Sinn eines andern schnell und sympathisch würdigt, auch in leichte Verhältnisse eine herzliche Wärme legt und mit den bunten Farben eines warmen Gemüts sich alle Umgebung traulich zurichtet. Den Zauber guter Kameradschaft empfindet der Deutsche williger als jedes andre Volk.

Wenn aber Männer von sicherem Selbstgefühl, zum Teil auf der Höhe des männlichen Alters, in so warmer Empfindung nebeneinander stehen wie Sie und wir, so hat in unseren Tagen solche Freundschaft fast immer noch einen anderen Grund. Es ist auch ein Zusammenklingen der Überzeugungen, welche die Befreundeten über die höchsten Interessen ihres Lebens gewonnen haben. Es ist auch die Übereinstimmung des Urteils, Gemeinsamkeit in Liebe und Haß, es ist auch eine politische Freundschaft, welche Sie mit uns verbindet. Und auch dafür wollen wir Ihnen heut danken. Denn besonders kräftig und lauter strömte aus Ihrem Innern Gedanke, Gefühl, Forderung; Ihre feste und rücksichtslose Entschlossenheit hat auch uns nicht selten gehoben, gefestigt und uns die eigene Auffassung bestätigt. Und ich, der geborene Preuße, nehme mir heut die Freiheit, Ihnen noch meinen besonderen Dank zu sagen für die Treue und Energie, womit Sie das politische Glaubensbekenntnis, das auch ich für den besten Inhalt meines Lebens halte, nicht nur

in unserem Kreise, vor dem ganzen Deutschland so mannhaft vertreten haben.

Wir waren stolz auf Sie als einen der unsern. Und es darf Sie nicht verletzen, wenn wir heut unter uns Sie einmal rühmen, und wenn beim Abschiedsgruß in Worten sich ausprägt, was Ihnen oft unser Händedruck gesagt hat. So oft Sie eine zahlreiche Versammlung durch die edle Größe Ihres Vortrags hinrissen, wir, Ihre Freunde, hatten immer noch ein andres Gefühl, wir genossen behaglich und stolz die Wirkungen wie unsre eigenen, denn Sie waren unser Mann, einer vom Tisch, einer der fest in unserem Herzen stand. Und wenn wir doppelt warm das Schöne und Gute aus Ihren Worten empfanden, so sah mancher von uns, nicht Busch allein, dabei unruhig und herausfordernd umher, ob das fremde Volk auch den Wert unseres Genossen gebührend anerkennen wollte.

Aber nicht nur, wenn Sie vor anderen Ihr Talent prächtig entfalteten, blickten wir mit Stolz auf Sie. Von den ehrlichen und guten Männern unseres Kreises ist Ihr Wesen so beurteilt worden, wie es, so vertrauen wir, dereinst unser Volk in sein Herz schließen soll: eine stattliche, frische Kraft, eine großangelegte Natur, einer, der zum Gelehrten, zum Manne geworden ist trotz den Hindernissen, welche ein neidisches Schicksal ihm in den Weg legte, in seinem heldenhaften Wesen eine bewunderns-würdige Verbindung von Ethos und Pathos.

So tragen wir Sie im Herzen. Und darum fühlen wir heut wehmütig, in Ihnen scheidet aus unserem Kreise ein gutes Teil der Poesie, welche uns erwärmte und hob. Der arme Kitzing gleicht jetzt ohne sein Verschulden dem trotzigen Kriegsfürsten aus arger Zeit, dem einer seiner Generäle nach dem andern abfiel. Der aber jetzt von ihm geht, ist der Max Piccolomini.

Sie werden in größere und stärker bewegte Kreise treten, denn Sie tragen etwas in sich, was Sie einem öffentlichen, an Schicksalen reichen Leben entgegenführt. Aber Sie werden, das hoffen wir, immer an uns als ehrliche und besonders treue Gesellen denken. Die milde Wärme, welche Ältere und Jüngere

in unserer Genossenschaft erfüllte, die einfache, unbefangene, gescheute Art unseres Tisches, welche wir nicht zum kleinen Teil der Atmosphäre unserer wackern Stadt Leipzig verdanken, diese bescheidenen Vorzüge mögen, so bitten wir, Ihnen immer eine trauliche Erinnerung sein.

So spricht unsere Genossenschaft zu Ihnen. Was die einzelnen, welche Ihnen durch Studien, Geistesarbeit und längere Freundschaft verbunden sind, bei Ihrem Abgang verlieren, darüber machen wir heut keine Worte. Mir selbst vermehrt heut die Trauer des Scheidens, daß ich den Kampfgenossen und Freund so spät gefunden und daß ich ihn so früh aus meiner Nähe verliere. Das Bündnis aber soll dauern.

Es soll dauern für uns alle. Wir sind die letzten Freunde, welche Sie in dem ersten Teil Ihres Lebens, in den Jugendjahren, in Ihrer Heimat gewonnen haben. Unsere Treue folgt Ihnen hinüber zur Manneszeit, in welcher Sie auf neuem Grunde sich frei und selbstkräftig das neue Haus Ihres Lebens errichten. Hier oder dort, Sie bleiben in unseren Herzen.

Und so erheben wir uns und rufen mit dem Scheidegruß und Glückwunsch

unserem lieben Freunde
Heinrich von Treitschke
ein Hoch!"

Gewiß ist Treitschke die Antwort nicht schuldig geblieben, aber wir wissen nicht, was er gesagt. Dem Vater schrieb er nur in aller Kürze: „Am schwersten wird mir doch der Abschied von meinen Freunden aus dem Freytagschen Kreise" . . . In Leipzig ist sein Platz leer geblieben. Der Mann war nicht zu ersetzen. Wie sein Wirken ein politisches Ereignis gewesen war, die Stimme eines Propheten, der Wetter und Sturm und endlichen Sieg verkündete, so erschien auch sein Scheiden der Schar der Gesinnungsgenossen, die sich um ihn gedrängt hatte, von großer Bedeutung. „Es ist doch erhebend," schreibt im Rückblick auf diese Tage des Abschieds Salomon Hirzel, „daß es bei Ihrer Trennung von Leipzig nicht ohne Blitz und Donner abgeht." Am 12. August traf Treitschke in Königstein ein.

Neuntes Kapitel.

Freiburger Anfänge.

Froh der überwundenen Abschiedsnöte und dankbaren Herzens für die reichen Früchte, die ihm trotz allem die Leipziger Prüfungszeit gebracht hatte, konnte Treitschke einige stille Wochen im Kreise der Seinigen in der Einsamkeit des Königsteins verbringen. Er fand den Vater doch bewegt durch den Gedanken an die voraussichtlich lange Trennung, die nun bevorstand, aber wie immer männlich gefaßt und trotz seiner hohen Jahre in voller Rüstigkeit. Der Bruder Rainer war Portepee-Junker des 3. Jägerbataillons geworden, die ältere Schwester glückliche Gattin, die jüngere die sorgsame und liebevolle Pflegerin des Vaters — nichts trübte dieses harmonische Familienleben als die Politik, von der man aber in Heinrichs Anwesenheit schwieg, weil alle Teile fest zu ihren Überzeugungen als den allein richtigen standen. Am 3. September endlich trat er seine Reise an. Der Direktor von Plagwitz, Vogeley, der ihm in letzter Zeit persönlich noch näher getreten war, hatte sich Treitschke angeschlossen. Er wollte über Wien und die österreichischen Alpen in langsamen Stationen sein neues Heim, Freiburg, erreichen. Wien gefiel ihm nicht sonderlich; außer St. Stephan und St. Marien, den Werken des Wiener Bürgertums in seinen guten Zeiten, wußte er der Stadt wenig freundliche Seiten abzugewinnen. Aber die herrliche, für eine Großstadt einzige Umgebung bezauberte ihn, und wenn ihm auch Salzburg durch Regen verdorben wurde, so genoß er um so mehr die Wanderung, die ihn nun die Salzach aufwärts führte. Auch die Menschen gefielen ihm besser, je mehr er aus der Fremdenregion herauskam. Vollends als er in Gastein eintraf und das gletscherumgebene Naßfeld in seiner „erhabenen Einsamkeit“ kennen lernte, war er voller Entzücken. Dabei zeigte er wieder seine besondere Gabe, Land und Leute kennen zu lernen. „Auf den weiten Wanderungen waren die Menschen fast noch

merkwürdiger als das schöne Land. Nichts verkehrter als die Behauptung, daß die Alpenbewohner sich überall gleichen: nirgendwo in der Ebene hab ich so dicht bei einander so grundverschiedene Leute wohnen sehen. In Salzburg und in Gastein haust ein etwas stiller und gedrückter, aber doch gesunder und kräftiger Menschenschlag. Hart daneben, im Pinzgau, haben die weiten Sümpfe, die jeden Zwischenraum zwischen den hohen Bergen füllen, auch auf die Menschen einen wahrhaft schrecklichen Einfluß gehabt. Jeder dritte Mensch ist kein Cretin, ich kenne nirgendwo ein so grauenhaft häßliches Volk. . . . . An meinem Geburtstage war ich unter diesem Volke, und nur der Anblick der Krimmler Wasserfälle, der schönsten in Deutschland, kann einen diesen Jammer des Volkes auf Augenblicke vergessen lassen. Ich war herzlich froh, als ich über den Kamm des Plattenkogl gestiegen war und nun unter die Schönsten der Tiroler kam, die Zillerthaler, ein übermütiges, lustiges Volk von Jägern und Sängern, die wirklich das sind, was man sich in der Ebene unter einem Alpenbewohner denkt. — Wieder unter andere Menschen tritt man, sobald man den Arlberg überstiegen hat. Die Vorarlberger sind nicht umsonst die Nachbarn des freien Graubündens; ein derbes Bauernvolk, ernsthafter, nachdenklicher als die Tiroler, schon den Schwaben ähnlich; sie regieren sich selber durch ihre Bauerntage und ihren Landammann, nach Schweizer Weise; sie haben mir von allen Österreichern weitaus am besten gefallen." Basel und Rheinfall schlossen diese genußreiche Wanderung ab. Anfang Oktober traf er arbeitsdurstig in Freiburg, seiner neuen Heimat, ein.

Sein erster Eindruck zeigte ihm sehr kleine akademische Verhältnisse; er meinte, es hieße seine Kräfte schlecht verwerten, wenn er immer hier bliebe; tüchtige literarische Arbeit müßte ihm nach einigen Jahren zu einem größeren Wirkungskreise verhelfen.

Seine Wohnung, ein freundliches Gartenzimmer, blickte auf den Münster hinüber. Sein Gepäck war glücklich eingetroffen, und er begann sich häuslich einzurichten. Auf seinem Arbeitstisch prangte die Fichte-Büste und über seinem Sopha

einige auserlesene Photographien und Stiche. „Lauter Frauen von unzweifelhafter Schönheit und sehr zweifelhafter Tugend“: Beatrice Cenci, die Vatermörderin, die Ehebrecherin vor Christus und die Venus von Melos. „Glücklicherweise hängt auch die betende alte Frau von Teschendorff mit dabei und gibt dem Ganzen einen ehrbaren Anstrich.“ Er dachte sich recht traulich zu befinden in seinen vier Wänden.

Aber wie gewöhnlich mußte er dem neuen Klima seinen Tribut gleich anfangs durch ein Unwohlsein entrichten. Dagegen gestalteten sich die akademischen Verhältnisse über Erwarten gut. Für seine öffentliche Vorlesung über deutsche Geschichte mußte er, da die anderen Auditorien zu klein waren, das anatomische Theater wählen, für das Privatkolleg über Politik fanden sich doch zehn Studenten zusammen. Diese Studenten freilich erschienen ihm im Vergleich zu den norddeutschen entschieden schülerhaft, und er freute sich daher, als das Ministerium den Plan faßte, die badischen Gymnasien nach dem Muster der norddeutschen umzumodeln, wie es bekanntlich später trotz des leidenschaftlichen Widerstandes der Ultramontanen auch geschehen ist. Von den Kollegen wurde Treitschke sehr liebenswürdig empfangen; einige von ihnen besuchten regelmäßig seine Vorlesungen, aber eigentliche Freunde fand er unter ihnen nicht, mit Ausnahme von Weech, der jedoch bald nach Karlsruhe übersiedelte, um dort eine Stellung als Bibliothekar zu übernehmen. In wissenschaftlicher Beziehung hat Treitschke sich während dieser Freiburger Jahre recht vereinsamt gefühlt. Die Kollegen an der Universität standen ihm meist ziemlich fremd gegenüber. Mangoldt, mit dem ihn von Göttingen her das trauliche „Du“ verband, war bei hervorragender Gelehrsamkeit auf national-ökonomischem Gebiete doch eine mehr rezeptive als anregende Natur. Treitschke verkehrte im Mangoldtschen Hause und nahm mit Dank die Freundlichkeit entgegen, die er hier allezeit fand; aber es blieb bei gegenseitigem Wohlwollen, und zu einem Herzensbedürfnis reifte dieses Verhältnis nicht aus. Weit fruchtbarer und für sein späteres Leben entscheidend wurde ein Verkehr, den er seinem Freunde Wilhelm

Nokk dankte. Nokk führte ihn in das Haus seines Schwiegervaters ein, des Freiherrn von Bodmann, und hier fand er, zumal bei den Damen des Hauses, der Hausfrau wie der Tochter, eine feinere Geselligkeit, die je länger je mehr von unwiderstehlicher Anziehungskraft für ihn wurde. Von dort aus gingen dann weitere Beziehungen zu dem Bodmannschen Freundeskreise: den Zeppelins, Woringens, Hillerns. Überall waren es die Frauen, die ihn besonders anzogen. Die vortreffliche Frau von Woringen geb. Schleiden, die uns aus den „Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners“ [1]) so wohlbekannt ist, die Tochter von Luise Mühlbach, Frau von Hillern, die im persönlichen Verkehr mehr bot, als sich aus ihren ersten schriftstellerischen Arbeiten schließen läßt, und einige andere. Auch fand sich neben den Kollegen bald ein kleiner Kreis von Advokaten, Hofgerichtsräten und jüngeren Beamten, mit denen sich gut verkehren ließ. Als nach den preußischen Siegen Ende Juli 1866 das Ministerium Mathy-Jolly im nationalen Sinne die Führung in Baden übernahm, berechnete Treitschke, daß das neue Regierungsprogramm in Freiburg nur 12 Männer und 8 Frauen zu Anhängern habe. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß mit dieser Zahl auch die Grenze seines vertrauten Umganges in Freiburg gezogen ist. Natürlich knüpften sich all diese Beziehungen erst allmählich, während die vorhandenen Gegensätze sich von vornherein erkennen ließen.

Entschieden feindselig zeigten sich die ultramontanen Kreise. Gleich in seinen Anfängen brachte ein Blatt dieser Richtung die gehässige Notiz: „Herren, die mit Treitschke Umgang gehabt, erzählen, er sei schwerhörig; da dieses Übel sich bekanntlich mit den Jahren verschlimmert, so ist vorauszusehen, daß er in einiger Zeit nicht mehr imstande sein wird, seinem Lehramte vorzustehen.“ „Du kannst denken,“ schrieb Treitschke, „daß ich die gute Absicht hege, diese menschenfreundliche Erwartung meiner Gegner nicht zu erfüllen.“ Er litt gerade um jene Zeit an so heftigem Ohrenreißen, daß er seine Vorlesungen aussetzen mußte,

[1]) Von Rudolf Schleiden. Wiesbaden 1886.

und das wollte bei ihm viel sagen. Um so mehr mußte er jene Bosheiten empfinden. Der Erzbischof hatte, wie nicht anders zu erwarten war, seine Vorlesungen den katholischen Theologen verboten, und die Gehässigkeit der Presse entlud sich mit gewisser Regelmäßigkeit etwa alle acht Tage in Artikeln, die ihn „abwechselnd als Scheusal oder als Dummkopf" schilderten. „Merkwürdig ist mir an der Partei nur dies, wie wenig wirkliche Talente sich darunter finden, neben sehr vielen geschickten Intriganten. Und noch seltsamer erscheint es einem Norddeutschen, wie ernsthaft selbst gescheite Männer jede dicke Dummheit der ultramontanen Blätter beachten, Kapuzinaden gegen Luther und ähnlichen Unsinn, den bei uns kein gebildeter Mann, gleichviel ob Katholik oder Protestant, lesen würde. Dieses Unwahre ist die schlimmste Schattenseite der süddeutschen Zustände und für den Süden ebenso gefährlich oder vielmehr noch unheilvoller, als das Junkertum in Preußen."

Trotz alledem lebte sich Treitschke in die Freiburger Verhältnisse ein, oder vielmehr er arbeitete sich die Langeweile vom Leibe, die ihn sonst unfehlbar gepeinigt hätte. Sein Auditorium füllte sich immer mehr. „Die Vorlesungen über neueste deutsche Geschichte, welche Professor von Treitschke vor wenigen Tagen in Freiburg eröffnete," so wird der Leipziger Zeitung geschrieben, „sind in der That ein akademisches Ereignis zu nennen. Die Studenten und eine große Anzahl älterer Herren, darunter sehr viele Kollegen des Redners, wetteifern in lebhafter Teilnahme an den glänzenden Vorträgen. Die reiche Fülle des Stoffes, die herrliche patriotische Gesinnung sind denn auch ganz dazu angethan, diesen Vorlesungen einen seltsamen Reiz zu verleihen." Nebenher ging dann die rastlose Arbeit auf wissenschaftlichem Gebiete. Er nahm eine große Studie über Bundesstaat und Einheitsstaat in Angriff, auch das eine Arbeit, die ja im Zusammenhang mit seiner Deutschen Geschichte stand, der er aber diesmal eine rein politische Wendung zu geben entschlossen war. Wie immer ging er ungemein gründlich an seinen Stoff, und dieser machte ihm viel Mühe, da z. B. von der Geschichte der Vereinigten Staaten sich nur auf Umwegen und an der

Hand einer sehr weit ausgedehnten Lektüre ein Bild gewinnen ließ.

Ein Teil dieser Studien kam ihm für seine Antrittsvorlesung zu gut, die erst am 19. Januar 1864 stattfand, und als deren Thema er die Geschichte der Vereinigten Niederlande wählte.

„Gestern", schreibt er am 20. Januar, „ist die Antrittsvorlesung überstanden; es ging vortrefflich, und ich sah dabei zu meiner Freude, daß ich mit der großen Mehrzahl meiner Kollegen vortrefflich stehe. Nur ein Halbdutzend Ultramontane waren nicht erschienen, und ich bin ihnen herzlich dankbar dafür: wir hätten uns doch unmöglich nach dem Usus die Hände schütteln können. . . . Solch eine Sache wird an kleinen Universitäten noch mit vielem Lärm getrieben: Anzeige in allen Zeitungen, dann feierliche Auffahrt. Dann marschiert das corpus academicum, einen Pedell mit dem Szepter voran, aus dem Konferenzzimmer in die Aula, ich als Delinquent zwischen dem Dekan und dem Prorektor mit seinem Gnadenkettlein. Nach der Vorlesung folgt die Vereidigung. Es war sehr voll, obgleich der Erzbischof den Konviktstheologen verboten hatte, zu erscheinen. Unsere Aula ist das alte Refektorium der Jesuiten; das Jesuitenzeichen prangt noch großmächtig inmitten der Decke. Es war mir eine absonderliche Freude, in diesem Raume von den niederländischen Helden des Protestantismus zu reden und von der ältesten Freistatt konfessioneller Duldung."

War der Kern dieser Antrittsvorlesung auch ein rein historischer, so benutzte doch Treitschke Anfang und Schluß, um auch an dieser Stelle sein politisches Glaubensbekenntnis niederzulegen.

Er sagte[1]): „Wenn deutsche Staatslehrer heute Deutschland als einen Staatenbund bezeichnen, so verfahren sie nicht glücklicher als vormals Reinking und die korrekten Reichsjuristen, die das Deutschland des westfälischen Friedens für eine Monarchie

[1]) Nachschrift, die ich der Güte der Frau von Weech verdanke.

erklärten. Theoretisch läßt sich ihre Lehre schwer widerlegen, aber alltäglich wird sie durch die Macht überwältigender Thatsachen Lügen gestraft. Auch den bescheidensten, den unabweisbaren Forderungen an einen Staatenbund entspricht die Wirklichkeit der deutschen Dinge nicht. Diesem Bunde fehlt jenes annähernde Gleichgewicht der Macht der Glieder, das mindestens keinem einzelnen erlaubt, sich völlig loszusagen von dem Ganzen. Deutschland bietet ferner das ungeheuerliche und in Wahrheit unmögliche Schauspiel eines Bundes, der mit außerbündischen Ländern auf das engste verflochten ist. Endlich jenen strengen eidgenössischen Rechtssinn, der den Besitzstand der Bundesgenossen gewissenhaft achtet, — wer vermag diesen föderativen Geist, die sittliche Grundlage jedes Bundes, aufzufinden in unserer Geschichte — in ihr, die seit drei Jahrhunderten eine endlose Reihe von Annexionen aufweist? In der That, kein Einsichtiger wird von unserem Vaterlande behaupten, was dereinst in gärender Zeit der Vorort Zürich den Schweizer Eidgenossen zurief: „Unser Land war jederzeit föderal und wird es bleiben, solange es seine Natur und Geschichte nicht aufgibt.“ So einfach und unzweifelhaft ist der Weg nicht vorgezeichnet diesem schwer ringenden Lande, in welchem von altersher die feudalen Bestrebungen sich durchkreuzten mit einer gewaltigen Strömung, die zum Einheitsstaate führt, und mit einer nur allzumächtigen Bewegung, welche die Zersplitterung bezweckt. In den Niederlanden wie in der Schweiz und in Nordamerika ist der Staatenbund erwachsen aus einem Unabhängigkeitskriege, er ist aufgeblüht als ein republikanisches Gemeinwesen, und wirklich ist die Idee der Föderation ein republikanischer Gedanke.

In allen drei Bunden tauchte der Plan, das Gebiet der minder mächtigen Eidgenossen zu erobern, nur selten auf, wurde das legitime Recht der Mitverbündeten von den Bundesgenossen redlicher geachtet als in dem Bunde der deutschen Monarchen: — zur Beschämung für jene blinden Bewunderer der Monarchie, welche ihr die Legitimität als einen eigentümlichen Vorzug andichteten.“

Hier folgte die historische Darlegung und danach wörtlich der Schluß: „Wer dem bequemen Glauben huldigt, der Staat entwickle sich bloß organisch, willenlos, der blicke auf die Niederlande des 18. Jahrhunderts. Hier fürwahr ist ein Staat, der sich organisch entwickelte — bis die Gewalt der Fremden die faulenden Trümmer höhnisch über den Haufen warf. So wahr ist es, daß jedes Volk des reformierenden, und thäte es not, sogar des kühnen revolutionären Willens bedarf, um tief eingewurzelte Übel hinwegzuschneiden. Und wieder, wer nach radikaler Weise in einigen Verfassungsformen alles Heil der Staaten enthalten wähnt, der schaue, wie die Republik in ihrem großen ersten Jahrhundert glorreich dastand unter einer höchst unförmlichen Verfassung, aufrecht erhalten durch die Staatsgesinnung ihrer Bürger. Notwendiger denn alle Logik wohldurchdachter Verfassungsformen ist für den Staat der lebendige Gemeingeist. Und dies sei uns Deutschen in unserem ungeheuerlichen Staatenbunde eine Hoffnung zugleich und eine Mahnung: noch ist nie ein Staat gesunken, so lange in seinen Bürgern der werkthätige Glaube lebte, daß hoch, hoch über allen irdischen Dingen Eines steht: das Vaterland.“

Auch in das gesellige Leben fing Treitschke allmählich an, sich hineinzufinden. In der Karnevalszeit hat er einmal bis fünf Uhr morgens getanzt. Er nahm den Eindruck mit, daß die Rheinländerinnen es vortrefflich verstünden, „mit Anstand sehr lustig zu sein“. Wie denn überhaupt die Frauen ihm hier besser gefielen als die Männer. „Der großherzoglich badische konzessionierte Liberalismus“, schreibt er in diesem Zusammenhange, „ist nichts als wohlfeile Schreierei ohne rechten Mut.“ Um so mehr freute er sich, als durch die Ernennung Mathys zum Handelsminister die Regierung durch einen „eisernen Charakter“ verstärkt wurde; ohne solche Führer würde der Liberalismus in Baden sehr wenig gesichert sein. Gerade damals wurde er von den Ultramontanen wieder besonders heftig angegriffen, weil das Gerücht wissen wollte, daß er bestimmt sei, die seit lange erledigte historische Professur von Gfrörer zu erhalten. Obgleich nun Gfrörer Protestant gewesen war und

erst wenige Jahre vor seinem Tode Katholik wurde, „schrie jetzt alles, Freiburg sei katholische Universität und dürfe nur katholische Geschichtslehrer haben.“ Wirklich ist auch später ein katholischer Wiener Historiker der Ordinarius für Geschichte geworden.

„Mir sind“, bemerkt Treitschke, „diese Verhältnisse sehr lehrreich; ich lerne hier einige Schattenseiten des deutschen Lebens gründlich kennen, wovon Ihr im Norden kaum eine Ahnung habt. Aber für immer bleibe ich nicht hier; mein Platz ist an einer der protestantischen Hochschulen, sie sind die einzigen, denen der Name Universität gebührt. Es wird mir hier immer klarer: der Gegensatz von Katholizismus und Protestantismus ist leider unendlich viel tiefer, als die gutmütigen Leute glauben. Es handelt sich dabei nicht um den Unterschied einzelner Dogmen, sondern um den Gegensatz von Knechtschaft und geistiger Freiheit. An einer Hochschule, die eine katholische Fakultät hat, ist es eine Phrase, von Lehr- und Lernfreiheit zu reden. Alle theologischen Professoren sind ordinierte Kleriker und von ihren geistlichen Oberen so vollkommen abhängig, daß erst kürzlich der Erzbischof unserem wackeren alten Geistlichen Rat Maier seine Hefte abverlangte. Dazu die theologischen Studenten in ein Konvikt eingesperrt und nach alter Jesuitenweise durch gegenseitige geheime Kontrolle auf Schritt und Tritt beobachtet. Das nennt man akademische Freiheit.“ Er war recht innerlich entrüstet, und es mag gleich hier bemerkt werden, daß ihm die Feindschaft der Ultramontanen geblieben ist bis ans Ende.

Hatte Treitschke so in diesem ersten Freiburger Semester eine Illusion eingebüßt, an welcher er seit seinen Studien über Wessenberg treu festgehalten hatte, so hat ihm dieselbe Zeit allmählich den Schleier gelüftet, der ihm die Ziele der preußischen Politik in der Frage der Herzogtümer Schleswig und Holstein verhüllte. Als Christian IX. bei seiner Thronbesteigung das am 13. November vom dänischen Reichsrat beschlossene Einverleibungsgesetz unterzeichnete, da war er voll Bitterkeit gegen Preußen zumal. „Die Aufregung hier“, schrieb er, „ist stark, aber bei weitem nicht stark genug, um die ungeheuren

Hemmnisse zu überwinden, die unsere Höfe durch die Unterzeichnung des Londoner Protokolls sich selber bereitet haben. Ich fürchte, mein lieber Vater, der Deutsche Bund wird auch das noch möglich machen, was Dir unmöglich scheint (nämlich „die Rechte des neuen Herzogs von Schleswig-Holstein zu mißachten und sinken zu lassen"). Welche Wirkung für die Zukunft, wenn unsere Dynastieen das legitime Recht eines deutschen Fürsten mißachten, das mit den heiligsten Interessen unseres Volkes zusammenfällt! Ein Mittelweg ist unmöglich; dafür hat Dänemark gesorgt. Hunderte von Beamten haben dem Usurpator den Eid geweigert, auch Alfred (d. i. Gutschmid) hat, wie ich nicht anders erwartete, seine Pflicht gethan. Mit welchem Recht will Deutschland diese Männer schützen, wenn es das Recht des Herzogs mißachtet? Es ist die Zukunft Deutschlands, darum es sich handelt. Die Revolution, der wir sehr langsam, aber unvermeidlich entgegentreiben, wird um vieles entsetzlicher werden, wenn auch diese Frage ein schmähliches Ende nimmt. Meine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang ist sehr gering."

Treitschke beteiligte sich nun lebhaft an der Agitation für den Herzog von Augustenburg. Er hatte übernommen, in einem Cyklus von Vorlesungen zum Besten Schleswig-Holsteins aufzutreten und sich als Thema Washington gewählt. Obgleich er sich nur wenig davon versprach, da eine große politische Unternehmung nicht „auf dem Bettelwege" durchzuführen sei, wollte er sich doch nicht ausschließen, da es nun einmal eine deutsche Unart sei, „die zehnte Muse, das Mitleid", für patriotische Zwecke aufzurufen. Wichtiger schien ihm die Beteiligung an der Anleihe des Herzogs, und er zögerte nicht, trotz seiner pekuniären Nöte 100 Rthlr. in ihr anzulegen. „Ich mag nicht zu den kläglichen Gesellen gehören, die mit den Lippen freigebig, mit dem Beutel kargen." Die Entscheidung erwartete er an der Eider, und seine Hoffnung war, daß die Schleswig-Holsteiner selbst dabei im Vordertreffen stehen würden.

Als nun das ihm völlig Unerwartete geschah und nach der matten Haltung des Bundestags Österreich und Preußen — unter unverkennbarer preußischer Initiative und Leitung —

selbst Hand anlegten, als Eider und Schlei überschritten wurden, da gewannen die Dinge ihm doch ein ganz anderes Ansehen. Er sah plötzlich eine energische und rücksichtslose Staatskunst am Werk und begann zu hoffen. Der Vater war dieser Entwickelung doch nur mit halbem Herzen gefolgt. Zum alten Wrangel, den ein preußischer General schon 1848 „halb Komödiant, halb Grobian" genannt habe, könne er kein Vertrauen fassen. Auch schmerzte ihn die schiefe Rolle, die die sächsischen Exekutionstruppen spielten. Er war froh, daß Rainer nicht in Holstein war. „In Rendsburg", so schrieb er dem Sohne, „singen die Jungen auf den Straßen: Schleswig-Holstein stammverwandt — jagt die Sachsen aus dem Land!" Er hätte es gern gesehen, wenn die Bundestruppen unter preußischem Oberbefehl, wie Österreich es beantragt, mitgefochten hätten. Im übrigen hielt er am Recht des Herzogs von Augustenburg fest.

So trafen Vater und Sohn nach langer Zeit einmal in ihrem politischen Urteil ziemlich nahe zusammen. Auch über den Tag von Düppel freute sich der Vater mit, aber gewiß hätte er nie gesagt, was Heinrich ihm gleich auf die erste Nachricht hin schrieb: „Gottlob, endlich ein anständiger Sieg preußischer Waffen! Unsere hiesigen Preußenfresser sind freilich unbelehrbar; den Leuten geht über ihrem Neide und Vorurteilen jeder nationale Stolz verloren; sie machen sich eine Freude daraus, alles nur ein Kinderspiel zu nennen! Wenn nur dies wackere Blut nicht umsonst geflossen ist."

Noch weniger aber hätte er sich mit dem Urteil zufrieden gegeben, das Treitschke Nokk gegenüber rückhaltlos zum Ausdruck brachte: „In Sachsen hat sich mir durch viele Wahrnehmungen mein Urteil bestätigt, daß Beust eine niederträchtige Schwindelei treibt. Nun, wir haben jetzt Düppel, und zwei gute Ergebnisse zeigen sich doch in der allgemeinen Verwirrung: die preußische Armee ist gut trotz aller Mängel, und der kriegerische Ehrgeiz des preußischen Volkes, der allzulange schlief, beginnt zu erwachen. Mögen wir die Zeit noch erleben, wo er sich gegen die lieben deutschen Bundesgenossen wendet." Das war allerdings für einen Kleinstaatler die reine Ketzerei!

Unter solchen Eindrücken und Aufregungen war das erste Semester zu Ende gegangen. Treitschke, wie immer in eifriger Arbeit, hatte mit Hirzel einen Vergleich geschlossen, der ihn von der Ausführung der geplanten Geschichte des Deutschen Bundes entband. Statt dessen gab er ihm einen ersten Band historisch-politischer Aufsätze in Verlag, die alten, völlig umgearbeiteten Essays, die in den preußischen Jahrbüchern und in den Grenzboten erschienen waren, vermehrt durch zwei neuere Arbeiten, von denen die über Bundesstaat und Einheitsstaat ihn vor allem in Anspruch nahm. In den Ostertagen hatte er den Vater besucht, sich an seinem ersten Neffen, dem kleinen irischen Freiherrn gefreut, den Bruder Leutnant in seiner „Höhle“ aufgesucht — das Zimmer, das Rainer ihm so enthusiastisch geschildert hatte, erinnerte ihn lebhaft an sein Heidelberger Karzer — dann war er durch Bayern über Stuttgart wieder heimgekehrt. In der Residenz hatte er sich nur kurze Zeit aufgehalten. Der Sohn Fichtes hatte ihn eingeladen, den Abend mit ihm zu verbringen. „Meine Verehrung für den großen Fichte war auf eine harte Probe gestellt, da ich sah, welches Unheil er leiblich auf Erden angerichtet. Von dem kleinen Fichte pflegte früher der Tübinger Student zu sagen: „Nehmet Holz vom Fichtenstamme, doch recht trocken laßt es sein.“ Von seinen Freunden fand er zu seinem Leidwesen keinen am Platz.

Die Kollegien fingen erst am 25. April an. Er las Reformationsgeschichte und war mit dem Besuch recht zufrieden. In den Pfingstferien führte ihn seine Wanderlust durch den Schwarzwald. Er hätte gern eine größere Reise unternommen, war aber genötigt worden, 140 fl. für die Witwenkasse zu entrichten, was ihm um so schmerzlicher war, als er keineswegs die Absicht hatte, in Freiburg eine Witwe zu hinterlassen. Im Mai hatte er wieder mit einer Entzündung im Innern des Ohres zu kämpfen, und zugleich begannen seine immer schwachen Augen ihn zu ängstigen. Es war, wie ein Freund warnend schrieb, die Folge seines „unsinnigen Nachtlebens“. Er arbeitete am liebsten in der Nacht und rauchte dabei viel und stark.

Sehr schwer wurde es ihm, sich nach beiden Richtungen hin Zügel anzulegen. Sonst ging ihm die Zeit ohne wesentliche Erlebnisse hin. „Ich bin", schreibt er Ende Juli, „natürlich viel zu Hause; aber die Arbeit an meinem Buche macht mir Freude, weniger die für die Kollegien (drei auf einmal sind doch gar zu viel). Leicht wird es mir nicht, mich in die geselligen Verhältnisse eines solchen kleinen Nestes zu finden: wer so wenig Talent zu Klatschereien hat wie ich und also die Eigenheiten jedes einzelnen nicht ganz genau kennt, der stößt mit jedem Worte an. Mit meiner Gesundheit steht es schlecht. Ich hatte wiederholt sehr schmerzhafte Ohrenentzündungen, die nur nach mehrmaliger Anwendung von Blutegeln sich legten. Seit vierzehn Tagen schien alles wieder gut, doch heute fangen die Schmerzen wieder an." Zweierlei hat ihn in diesen Monaten lebhaft erregt, das eine vorübergehend, eine neue Auseinandersetzung mit dem Vater über seine religiöse Stellung, das andere fortlaufend, die weitere Entwickelung der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten.

„Deine Frage, wie ich es mit der Religion halte, hat mich überrascht. Es thut mir wehe, lieber Vater, daß Du Dir darüber Sorgen machst, um so mehr, weil ich weiß, daß sie unnötig sind. Wäre es möglich, über so große Dinge mit wenigen Worten erschöpfend zu reden, so würden wir uns ganz sicher verständigen. Ohne religiöse Innigkeit der Empfindung kann ich mir keinen edlen Menschen vorstellen. Wie aber dieser religiöse Glaube sich in dem Herzen des einzelnen gestaltet, das, meine ich, ist Sache der unbedingten Freiheit. Selbst erlebt, selbst erarbeitet soll der Glaube sein; darauf, scheint mir, kommt es allein an. Die Welt ist so unermeßlich groß, und wir Menschen so winzig, daß jeder sich begnügen muß, auf irgend einem Wege dem Verständnis der Gottheit ein wenig näher zu kommen. Ich versuche dies am liebsten, indem ich die ewige Vernunft zu ergründen suche, die in der Menschengeschichte waltet. Dieser Weg sagt meiner Anlage am meisten zu; mich durchschaudert dabei eine tiefere Andacht, als ich sie je beim Lesen theologischer Schriften gefühlt. Ich meine, in diesen geheimsten

Dingen des Gemütslebens solle jeder den anderen gewähren lassen und sich an die Überzeugung halten, daß man die Religion eines Menschen am sichersten aus seiner Sittlichkeit und Duldsamkeit erkennt. Ich gestehe den streng Bibelgläubigen durchaus nicht das Recht zu, sich allein für Christen zu halten. Das Christentum hat seit 2000 Jahren seine Form fort und fort geändert; sein ewiger Gehalt ist darum doch unverloren geblieben und wird es auch ferner bleiben. Wenn Luther noch meinte, an dem Buchstaben der Schrift festhalten zu müssen, so sind wir inzwischen um 300 Jahre älter geworden und haben das Recht, weiter zu gehen als die Reformatoren. Ich habe ein lebhaftes, demütiges Gefühl von meiner Sündhaftigkeit und Schwäche; das aber weiß ich, daß die Weise meines Glaubens an meiner Gebrechlichkeit nicht schuld ist. Ich denke, mein lieber Vater, dabei kannst Du Dich beruhigen. Wenn mir einer sagt: dies oder jenes sollst Du glauben! so bekenne ich: ich verstehe dies Wort nicht. Ich begreife nicht, wie man beim Glauben von einem Sollen reden kann, aber ich weiß auch, daß unser sittlicher Wert nicht an ein bestimmtes Dogma gebunden ist."

Diese schwere, beide Teile ehrende Diskussion ist damit abgethan worden.

Wie zwischen Treitschkes Bekenntnis von Göttingen und Freiburg die Wandlung sich erkennen läßt, die Erfahrung und Selbstprüfung in ihm heranreifen ließen, so hat er auch fernerhin mit allem Ernst Stellung zu finden gesucht zu dem großen Rätsel, für das eine andere als die subjektive Lösung nicht zu finden ist. Er suchte Gott in der Geschichte der Welt und in seiner eigenen Lebensführung, und allezeit ist ihm eines ferne geblieben, die gedankenlose Gleichgiltigkeit, die nur in der Welt der Sinne lebt.

Von den Urteilen Treitschkes über den Gang der politischen Ereignisse haben sich nur wenige briefliche Äußerungen bisher zugänglich gezeigt, aber wir können seine Auffassung und die Wandlung, die sich damals in seiner Beurteilung der auswärtigen Politik vollzog, aus dem wenigen, was vorliegt, und aus den

Schlüssen, die seine politische Polemik im Jahre 1865 uns aufdrängt, mit völliger Sicherheit konstruieren. Auch Treitschke hatte, wie alle sonst in Deutschland, ursprünglich geglaubt, daß der Krieg wirklich der Anerkennung des Londoner Protokolls gelte, das ihm immer als eine Schmach erschienen war. Was er herbei sehnte, war eine Entscheidung durch das Schwert. „In meinem Zimmer hängt jetzt das Bild Camphausens, die Schlacht von Hohenfriedberg, gleich im Vordergrunde ein gefangener Grenadieroberst und ein Paar silberner Pauken mit unserem vaterländischen Wappen. O Alfred (der Brief ist an Gutschmid gerichtet), wann werden diese gesegneten Tage wiederkehren?" Das waren die Gedanken, die in ihm lebten. Er hat daher den ganzen Verlauf der Londoner Konferenz mit höchstem Mißtrauen verfolgt. Entzog sich doch das Detail der Verhandlungen der öffentlichen Kenntnis. Erst als sich immer klarer herausstellte, daß auf dieser Konferenz das Protokoll in sich zusammenbrechen werde, als auch England und Rußland es fallen ließen, als jener Schiedsspruch über die Festsetzung einer Teilungslinie gleichfalls nicht angenommen ward, da atmete er tief auf, und es begann ihm die Erkenntnis aufzugehen, daß Bismarck vielleicht doch der ersehnte Staatsmann der entschlossenen That sei, nach dem er gerufen hatte mit aller Kraft seiner leidenschaftlichen Seele. Als die Kanonen am Sunde wieder ihre tiefe Stimme erhoben, konnte er auch dem Vater nicht verhehlen, daß er nun wieder ganz auf preußischer Seite stehe. „Ich sehe nicht", schrieb er, „wie Preußen anders hätte handeln können", und vollends der Tag von Alsen und die endliche Demütigung Dänemarks erfüllten seine Seele mit Jubel, und auch diesmal konnte er dem Vater gegenüber nicht schweigen. „Die beiden Lande sind durch ehrlichen Kampf wieder deutsch geworden; das ist der größte Erfolg, den unsere auswärtige Politik seit fünfzig Jahren errungen hat. Nach meinem Gefühle haben wir allen Grund, uns dessen zu freuen; alle anderen Fragen erscheinen mir als untergeordnet." Der Liberale in ihm war dem Unitarier erlegen, und wenn er auch jetzt noch daran festhielt, daß die innere Politik Bismarcks verwerflich sei, er

blickte doch mit Stolz und Bewunderung auf den Mann, der ihm sein Preußen wieder zu Ehren gebracht hatte.

Und in solcher Stimmung hat er die umfassendste und eindringendste seiner politisch-historischen Arbeiten zum Abschluß gebracht, den Aufsatz über „Bundesstaat und Einheitsstaat.“

Man könnte es dem Umfange nach fast ein Buch nennen, und es zeigt auf jeder Seite sowohl die Gewissenhaftigkeit seiner Studien wie die wunderbare Kraft seiner plastischen Darstellung. Aber nicht darin liegt die Bedeutung des Aufsatzes. Es war in einer Zeit des Schwankens und der Unklarheit die politische That eines unerschrockenen Mannes, der seine wohlerwogene Meinung all den Autoritäten entgegensetzte, auf welche die Menge zu hören gewohnt war, der scharf und rücksichtslos in den Parteihader hineinrief: was ihr glaubt, ist Irrtum, und was ihr wollt, ist Thorheit. Es war eine kühne That damals, der Politik des Nationalvereins sich entgegenzuwerfen, eine kühnere noch, das Recht des Augustenburgers über Bord zu werfen und die Annexion der Herzogtümer durch Preußen zu verlangen, die kühnste wohl jenes vernichtende Urteil über die Mittelstaaten, denen er — so wie sie zur Stunde waren — kurzweg die Berechtigung der Existenz absprach.

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle den ganzen Inhalt des Aufsatzes wiederzugeben. In fünf Abschnitten eilt Treitschke seinem Ziele zu. Er beginnt mit der Märchenwelt des Partikularismus, die unter „der großen Lüge des deutschen Bundesrechts“ das Volk langsam der politischen Entsittlichung entgegenführt. Und niemals ist in glühenderen Farben mit mehr Schmerz und Zorn — denn auch seine Muse war der Zorn — die Entsittlichung der Nation geschildert worden. Es folgen die Abschnitte über das Wesen des Bundesstaates und über die Föderationen der deutschen Geschichte, bis sich dann alles gipfelt in dem fünften, dem Schlußkapitel: Preußen und unsere Zukunft.

„Seit drei Jahrhunderten haben in unserem politischen Leben allein die Einzelstaaten geschafft und gewirkt, und unter diesen sehen wir nur einen, der eine Macht ist und deutsch zugleich …

Dieser Staat mit all seinen Sünden hat alles wahrhaft Große gethan, was seit dem westphälischen Frieden im deutschen Staatsleben geschaffen ward, und er ist selber die größte politische That unseres Volkes. Tausende in den Kleinstaaten lachen bei solchen Worten. Aber sagt uns doch, was die staatsbildenden Kräfte unseres Volkes Größeres geleistet? . . . Wir wollen nicht bemänteln, was Preußen, vornehmlich in den Tagen der Revolutionskriege und wieder in dem ersten schleswig-holsteinschen Kriege, an dem Vaterlande gesündigt hat; in jenen beiden Epochen hat Deutschland erfahren, daß, wenn Preußen unglücklich regiert wird, das ganze Vaterland notwendig leidet. Trotzdem bleibt es wahr: jede Scholle des Landes, welche unserem Volke seit dem westphälischen Frieden zuwuchs, ist durch Preußen erobert. Daß der Schwede und Pole nicht mehr am deutschen Ostseestrande schaltet, daß der Holländer die Gauen unseres Nordwestens nicht mehr als seine Barrière überherrscht, daß deutsche Sitte, befruchtend, einer großen Zukunft sicher, vordringt in Schlesien und Posen, daß am Rhein die alten Pfalzen unserer Kaiser nicht mehr den Franzosen gehören, daß Schleswig-Holstein frei ist von dem Joche der Dänen: das danken wir allein — oder doch in erster Linie — dem Schwerte Preußens." Wie stolz er es wohl niedergeschrieben haben mag, jenes „daß Schleswig-Holstein frei ist", hatte er doch selbst vor kaum einem halben Jahre alles andere eher für möglich gehalten. Und nun baute er weiter, bis er endlich zu dem Schlusse gelangte, daß die nationale Partei, wenn anders sie nicht immer tiefer in das Meer der Phrasen versinken wolle, sich entschließen müsse, weit preußischer zu werden denn bisher. Der Nationalverein sei bereits sichtlich zu Grunde gegangen. „Soll die große Erschütterung, welche früher oder später den Weltteil abermals heimsuchen wird, nicht wiederum unser Vaterland ratlos finden, so müssen der preußische Staat und die preußischen Patrioten außerhalb Preußens wohlgerüstet sein, zur rechten Stunde mit fühlbarem Nachdruck an die kleinen Höfe das Verlangen zu richten: Abtretung der Militärhoheit, der diplomatischen und handelspolitischen Befugnisse an die Krone

Preußen, mit einem Worte: Anschluß an Preußen, Anschluß an die bereits geeinte Hälfte Deutschlands! Wie dieser Anschluß erfolgen wird, ob Preußen — was dem Geiste unserer Geschichte am meisten entsprechen würde — erobernd vorgehen wird, oder ob die kleineren Kronen mit geminderter Souveränetät erhalten bleiben: das wird abhängen von der Haltung der Dynastieen und von dem Gange der Ereignisse, den keines Sterblichen Auge voraussehen kann."

Nun, was Treitschke im Jahre 1864 forderte, hat ihm die Zukunft in schönerer Erfüllung zu schauen gewährt — ganz wie er mit fester Zuversicht es glaubte. Und bald sollte er auch erkennen, daß die Stimmung der Seele, die er von dem Patrioten verlangte: „ein Herz glühend von großer Leidenschaft, ein Hirn kalt und klar, die Machtverhältnisse der Staaten besonnen erwägend" bereits ihre Verkörperung gefunden hatte in dem Manne, zu dem er jetzt aufzuschauen begann mit immer steigendem Vertrauen — in Bismarck.

Man wird kaum eine Schrift Treitschkes finden, die so reich ist an drastischen, scharf formulierten politischen Sentenzen: „Das demokratische Feldgeschrei, erst Freiheit, dann Einheit ist Unsinn, denn es bedeutet: erst staatliche Rechte, dann ein Staat." „Nie ist eine gröbere Unwahrheit gesagt worden als die Behauptung, Deutschland sei das Land der Dezentralisation. Die Wahrheit ist: unsere Staaten kranken an den meisten Übeln der Zentralisation, ohne einen einzigen ihrer Vorzüge zu besitzen." — „Der deutsche Staatenbund ist einer ruhigen Fortbildung nicht mehr fähig; vom dynastischen Bunde zum nationalen Staate gelangt man nur durch einen Sprung." — „Eine erbliche Verblendung, davon nur wenige ausgezeichnete Staatsmänner sich freihalten, verführt die Lenker der Mittelstaaten immer aufs neue, sich lieber von dem Feinde mit Skorpionen peitschen zu lassen, als die milde Leitung des Freundes zu ertragen." Die Reihe ließe sich durch Seiten fortsetzen. Ein leidenschaftliches Verlangen treibt ihn, sein Volk hinüberzuziehen zu seiner Meinung und ihm den starken Willen einzuhauchen, von dem er weiß, daß der Erfolg ihm nicht fehlen kann, denn „das Köstlichste im Menschenleben ist der Wille." Er kommt

dabei mitunter fast wörtlich auf eine frühere Fassung desselben Gedankens zurück, als könnte er es nicht oft genug sagen: „Es thut not, daß die Herzen heißer und die Köpfe kälter werden, daß die Wünsche der Patrioten sich zur Stärke persönlicher Leidenschaft steigern und der Verstand der Nation sich zur Einsicht erhebt: nur die Macht des größten deutschen Staates kann die Macht der kleineren Höfe zur Unterwerfung unter eine nationale Zentralgewalt zwingen." Das war der Kern seiner Anschauungen, und so viel er noch im späteren Leben politisch gelernt hat, das Fundament all seiner politischen Gedanken finden wir hier.

Schmoller hat durchaus recht, wenn er von dieser Schrift sagt: „sie ist der Höhepunkt der ganzen publizistischen und historisch-politischen Schule, ohne deren Hilfe das deutsche Reich nicht zu stande gekommen wäre."

Damit ist Treitschkes unvergängliches Verdienst um unsere nationale Einheit so bezeichnet, wie es in der Nachwelt fortleben wird, und das deutsche Volk müßte sich selbst vergessen, wenn es je dieses Mannes vergessen könnte.

Wir sind dem chronologischen Verlauf der Ereignisse vorausgeeilt, wenn wir an dieser Stelle „Bundesstaat und Einheitsstaat" im Zusammenhang besprachen. Erst im November war der Band der historisch-politischen Aufsätze im Druck fertig, und dazwischen fiel für Treitschke die wohlverdiente Erholung seiner Ferienreisen. Gleich nach Schluß des Semesters unternahm er einen kleinen Ausflug in die Schweiz. „Die landläufigen, begeisterten Schilderungen der Schweizerlandschaften", schrieb er dem Vater, „sind durchaus nicht übertrieben. Die deutschen Alpen verschwinden gänzlich vor dieser grandiosen Herrlichkeit der Natur. Auch war es mir sehr lehrreich, die politischen und sozialen Zustände des Landes einmal während eines längeren Aufenthaltes zu beobachten. Meine kurze Anwesenheit hat mir ungefähr das bestätigt, was ich aus Büchern und Erzählungen und aus der Natur der Demokratie geschlossen hatte: das durchschnittliche Maß des Wohlstandes, der Bildung, des Selbstgefühls im Volke ist dort erstaunlich groß, größer vermutlich als irgendwo sonst. Aber damit ist auch alles gesagt.

Wahrhaft Bedeutendes, Glänzendes scheint diese kleine Republik nicht zu ertragen. Keine Kunst — in den reichen Städten Basel, Bern, Luzern ist von Kunstwerken kaum die Rede. Keine Wissenschaft — denn was sind die schweizerischen Hochschulen anders als Kolonien der deutschen und französischen Wissenschaft? Keine große Politik, sondern grundsätzliche Neutralität in allen europäischen Fragen; keine bedeutenden politischen Talente, sondern schlichte Geschäftsmänner, welche die Dinge wohl oder übel nach der Meinung des souveränen Volkes weiterführen. Der Streit wird nie aufhören, was menschenwürdiger sei: dieser Zustand einer allgemeinen, ehrenwerten Mittelmäßigkeit oder die Lage unserer Monarchieen, wo die niederen Stände sich unzweifelhaft schlechter befinden, aber auch eine reiche selbständige Kultur gedeiht? Ich persönlich würde mich in der reinen Demokratie auf die Dauer nicht heimisch fühlen."

Diese Schweizer Reise nahm jedoch nur kurze Zeit in Anspruch. Ende August war Treitschke wieder in Freiburg, wo er seinen Geburtstag feierte und frisch drauf los drucken ließ, um sein Buch zu vollenden; dann folgte eine zweite Reise, die ihn diesmal nach Paris führte, wo er seine Freunde Frantzius und Oppenheim vorfand. Es war für ihn eine höchst anregende und lehrreiche Zeit, aber er beneidete die Franzosen um ihr Paris nicht. Er kannte Deutschland zu genau aus eigener Anschauung, um nicht zu wissen, daß Paris nur weniges besitze, was man nicht in Deutschland an einzelnen Orten schöner sehen könnte. Nur der Louvre erschien ihm unübertroffen. Namentlich die französische Malerei interessierte ihn lebhaft. „Horace Vernets Schlachtenbilder sind wahrlich eine gemalte Marseillaise, und als ich Grenadiere und Chasseurs in dichten Haufen mit leuchtenden Augen schnatternd und gestikulierend vor diesen Bildern stehen sah, da verstand ich erst die fanatische Ruhmgier dieses Volkes. Die zahllosen unzweideutigen Bilder sind durch sich selber merkwürdig, und mehr noch die jungen Damen, welche regelmäßig diese Stoffe sich zum Kopieren aussuchen. Manches aus der französischen Geschichte wurde mir erst an der Seine klar. Dies Zusammendrängen der Kultur eines ganzen Volkes

an einer Stelle erscheint uns Deutschen scheußlich; aber blendend, bethörend ist es, und ich begreife, wie ein eitles Volk in dieser krassen Zentralisation seinen Ruhm finden kann: welche Masse großer Männer schlummert auf dem Père Lachaise, und wie gewaltig muß ein Gang durch die Gräberreihen den Ehrgeiz eines Franzosen aufregen. Auch die blutige, wilde Leidenschaft dieses Volkes, die jähe Hitze seiner Parteikämpfe begreift man erst, wenn man in Paris die Steine reden läßt: wie viele Gräber großer Männer sah ich, daraus die Asche geraubt und in die Seine geworfen ward! wie viele Bildsäulen von Königen an Stellen, wo vordem das Bildnis eines Freiheitshelden und vor diesem das Bild eines Bourbonen gestanden hat! Auf der Mitte des place de la concorde, wo einst die Statue Ludwigs XV. prangte und nachher die Guillotine arbeitete, hat man endlich, um die alten Erinnerungen zu ersticken, ein möglichst gleichgiltiges Denkmal aufgerichtet, den Obelisk von Luxor. Die Nation gefällt mir besser als den meisten Deutschen: — ich habe Interesse für den esprit, für die elastische Lebenskraft und den Nationalstolz der Franzosen — aber wohl wird auch mir unter ihnen nur auf Augenblicke" ..... An Weech, der damals bereits in Karlsruhe war, schreibt er: „Den Lohn für die Mühe, die Reise nach Paris, hab ich mir gegönnt. Es waren reiche Tage. Vieles Rätselhafte in der französischen Geschichte begreift man erst in dem Pariser Getümmel. Man braucht einige Zeit, um zu ruhigen Urteilen zu gelangen; in dieser Zentralisation der Gesittung eines großen Volkes liegt etwas Berauschendes. Von meinem Treiben in Paris mag Ihnen das einen Begriff geben: ich war in dem Oppenheimschen Kreise der Reaktionär und der Tugendspiegel (im Ernst!), fand aber diese liederlichen Roten sehr liebenswürdig." Und in einem Briefe Oppenheims vom Januar 1865 findet sich die Notiz: „Du meinst heftig gegen uns gewesen zu sein. Im Gegenteil, ich mache mir noch immer den Vorwurf, in nervöse Ungeduld zu fallen und Dich darunter leiden zu lassen." „Die Frivolität des Pariser Lebens," heißt es im Brief an den Vater, „ist grenzenlos; selbst wer Wien kennt, macht sich davon keinen Begriff, sie

tritt einem bald in der gemeinsten, bald in der bezauberndsten Gestalt entgegen. Die hunderte von Wagen, oft vierspännig und mit allem Luxus ausgestattet, die alltäglich um 4 Uhr am Corso im bois de Boulogne teilnehmen, enthalten fast nur femmes entretenues, darunter bildschöne Weiber." Auch Rouen, Hâvre und Honfleur hat Treitschke damals besucht. Es war das köstlichste Herbstwetter gewesen; als er nach Freiburg zurückkehrte, geriet er mitten in die Kälte hinein.

Sein erstes war jetzt, dem Vater den fertig gewordenen Band der historisch-politischen Aufsätze zu schicken. Er that es nicht ohne Beklemmung und suchte im Voraus dem Vorwurfe zu begegnen, daß er leidenschaftlich und unhistorisch verfahren sei. „Nach dem Ruhme, von den Gegnern unparteiisch genannt zu werden, trachte ich nicht; das hieße, das Unmögliche verlangen. So lange die Erde steht, ist ein Historiker in bewegter Zeit immer dann erst unparteiisch genannt worden, wenn er im Grabe lag, und ich erhebe nicht den Anspruch, eine Ausnahme zu bilden. Jene blutlose Objektivität, die gar nicht sagt, auf welcher Seite der Darstellende mit seinem Herzen steht, ist das gerade Gegenteil des echten historischen Sinnes. Alle großen Historiker haben ihre Parteistellung offen bekannt: Thucydides ist Athener, Tacitus Aristokrat. Es kommt nur darauf an, daß man den Sachverhalt, so vollständig als man ihn kennt, darstellt; das Urteil bleibt dann jedem, auch dem Verfasser frei." Er knüpft hieran eine Parallele zwischen den deutschen und den fremden Geschichtschreibern und rühmt die unparteiische Wahrheitsliebe der ersten. Der Vater hatte Sybel und Häusser Parteilichkeit vorgeworfen. Das will er nicht zugeben. „Häusser verschweigt keineswegs, was er weiß — er ist ein ganz ehrlicher Mann — sondern er weiß wirklich vieles Wichtige nicht. Seine Gelehrsamkeit ist durchaus nicht vollständig; er kennt von der Geschichte der Einzelstaaten bei weitem nicht genug. Sybel dagegen wird von einem anderen Vorwurfe getroffen. Er hat die Neigung philosophischer Köpfe, die Geschichte zu konstruieren, ganze Epochen kühn und nicht immer glücklich zu einem Ganzen zusammenzufassen; so geschieht es, daß er Bestrebungen, die erst

im 18. und 19. Jahrhundert auftauchten, dreist in das Mittelalter zurückverlegt. Das ist der Fehler seines Buchs über das Kaiserreich; es enthält keine falsche Thatsache, kein absichtliches Verschweigen, aber viele falsche Urteile" .... Als Gegenstück nennt er Onno Klopp, der den Wallonen Tilly zum deutschen Patrioten und Freund religiöser Freiheit mache, Hurter und Gfrörer. „Ich aber will ein Deutscher bleiben und ein Protestant und werde nie den undeutschen, katholischen Despotismus des Hauses Österreich preisen.

Über Mommsen hat Treitschke in anderem Zusammenhange mehrfach gesprochen. Als er im Dezember 1863 dem Bruder die römische Geschichte auf den Weihnachtstisch legte, schrieb er: „Rainer soll durch die ersten gelehrten Abschnitte im Mommsen sich nicht schrecken lassen, er kann sie ja überschlagen. Das Folgende gehört zu dem Schönsten, was je in unserer Sprache geschrieben worden, und er müßte kein junger Mann und kein Soldat sein, wenn ihn die Schilderung Hannibals und Cäsars nicht entzückte." Ein anderes Mal nennt er die römische Geschichte geradezu das schönste Geschichtswerk des 19. Jahrhunderts, und er meint, ein scharfes Ohr werde auch in diesem Werk den nationalen Zorn des Schleswig-Holsteiners durchhören. Es ist wohl nur Zufall, daß Rankes nicht gedacht wird. Treitschke hat ihn stets bewundert, ist sich aber des fundamentalen Gegensatzes klar bewußt gewesen, der diese grundverschiedenen Naturen trennte.

Mehrfach hatte Treitschke in Karlsruhe vor dem Großherzog Vorträge gehalten: über Washington, über Lise Lotte am Hofe Ludwigs XIV., und immer rühmte er die Güte des Fürsten. Jetzt hielt er es für seine Pflicht, trotz der scharfen Verurteilung, die die Kleinstaaterei in den Aufsätzen über Wangenheim und über „Bundesstaat und Einheitsstaat" fand, ihm sein Buch zuzuschicken. „Mir schien dieser offene Weg anständiger und klüger, und die Erwartung hat nicht getrogen: er hat das Buch gelesen, wie ich sicher weiß, und mir dennoch eine sehr liebenswürdige Antwort geschickt. Er ist in der That ein vortrefflicher Mann, der jeder ehrlichen Überzeugung ihr Recht läßt."

Zehntes Kapitel.

Vor der Entscheidung.

Gegen Ende des Jahres 1864 war die Verwirrung der politischen Begriffe in Deutschland immer höher gestiegen. Es schmerzte Treitschke, daß selbst einer der Getreuen seiner Leipziger Tafelrunde, Moritz Busch, nach Kiel gegangen war, um in augustenburgische Dienste zu treten, während ihm bereits völlig feststand, daß das Recht des Erbprinzen vor dem höheren Recht der deutschen Nation auf nationale Einigung zurücktreten müsse.

Aber er erwartete noch keine nahe Entscheidung und hätte sich am liebsten ganz in seine Studien für die Deutsche Geschichte zurückgezogen. Das Karlsruher Archiv lockte, und er hatte mit guter Aussicht auf Erfolg die ersten Schritte gethan, um sich den Zugang zu den archivalischen Schätzen Badens zu sichern. Aber schon der Neujahrstag zwang ihn in den politischen Kampf wieder hinein. Häusser hatte ihn in einer Sylvesterbetrachtung der preußischen Jahrbücher als eine augustenburgische Autorität zitiert, obgleich er wußte, daß Treitschke inzwischen in das entgegengesetzte Lager übergetreten war. Die Meinung war, ihn dadurch unschädlich zu machen und an seine frühere Ansicht zu binden. Denn Häusser stand mit der ganzen liberalen Partei auf dem Boden des preußischen Abgeordnetenhauses und wollte von einer Annexion nichts wissen. Da hielt es nun Treitschke für seine Pflicht zu antworten. Er knüpfte mit den Jahrbüchern wieder an, und am 15. Januar schickte er ihnen den glänzenden Aufsatz über die „Lösung der schleswig-holsteinschen Frage“ zu. Obgleich er als Liberaler sprach, stellte er sich in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit doch ganz auf den Boden der preußischen Regierung. Ja, er ging darüber hinaus und trat, was Bismarck damals noch nicht thun durfte, um sein diplomatisches Spiel nicht zu verderben, offen mit der Forderung der Annexion hervor. Mit überlegener Sicherheit wies er darauf hin, daß die Erfüllung der Ansprüche des Erbprinzen, deren positives

Recht er damals noch gelten ließ, dem Wohl Deutschlands „schnurstracks zuwiderlaufe“. Um Deutschlands wichtigste Interessen zu wahren, bleibe nur eins übrig, „ein im guten Sinne revolutionärer Entschluß: man muß den Rechtsboden verlassen.“ Stelle man die Herzogtümer als einen selbständigen Staat unter preußische Oberhoheit, so verlasse man den Rechtsboden auch und schaffe trotzdem nur einen ungedeihlichen Übergangszustand, der nach bitterem Hader über lang oder kurz endigen werde, entweder mit dem Rückfall der Lande an Dänemark oder mit ihrer Einverleibung in den preußischen Staat. Auch er würde es für ruchlos halten, die Annexion der Herzogtümer zu verlangen, wenn er nicht die feste Überzeugung hätte von der staatsbildenden Kraft Preußens. Wenn Häusser die Patrioten beschwöre, zu sorgen, daß kein dauerhafter Riß zwischen Preußen und Deutschland entstehe, so müsse er leider vom Wert und der Reife der öffentlichen Meinung weit niedriger denken. Man könne drei große Gruppen der öffentlichen Meinung unterscheiden: Die erste stärkste Gruppe, brave Leute und schlechte Musikanten, streite mit heiligem Ernste über die Frage, wie man die Bretter anstreichen solle, mit welchen die Welt vernagelt ist. Die andere Gruppe stehe in ihrer politischen Bildung etwas höher und fordere beharrlich, daß Schleswig-Holstein nicht den Dänen überlassen werde, aber sie scheitere an dem armseligen Schlagwort „preußisch oder deutsch“ und werde mit ihrem Tadel erst verstummen, „wenn dereinst alle deutschen Stämme unter der preußischen Krone vereinigt sind.“ Von der dritten Gruppe, der denkenden Minderheit der Deutschen, sei er überzeugt, daß sie durch die Einverleibung der Herzogtümer ihre Meinung auf die Dauer nicht werde erschüttern lassen. Der deutsche Bundesstaat dürfe für die Liberalen kein Dogma sein, „unser Programm laute — kühner und bescheidener zugleich: wir wollen Deutschlands Einheit durch den Anschluß an Preußen“. Nicht liberal oder konservativ solle das Schlagwort sein, sondern deutsch oder nichtdeutsch, preußisch oder partikularistisch. „Der Partei aber, welche am treusten zu Preußens Fahne hält, gehört die Zukunft.“ Und auch für Bismarck, den Vielgehaßten, einzutreten,

findet er den Mut. „Wir sind nicht übergelaufen in das Lager des Herrn von Bismarck. Wir bleiben seine Gegner in inneren Fragen. Aber in der Politik, sagte Cavour, ist nichts abgeschmackter als der Groll. Man kann dem preußischen Minister das Verdienst nicht bestreiten, daß er durch rasches Handeln jene ratlose Zagheit verscheucht hat, die wie ein Alp auf Preußen lastete. In dem Jahrzehnt nach 1850 klammerte sich die Erinnerung an so viele Mißerfolge lähmend an den Arm jedes preußischen Staatsmanns. Die Zeit ist überstanden!" Er erinnert an das schöne Wort Georg von Vinckes, daß man von den Schwächen des Vaterlandes reden solle mit frommer Scheu, wie der Sohn von den Fehlern seines Vaters. Preußen sei durch das Gesetz seines Lebens gezwungen, für Deutschland zu sorgen. Ein feuriger Ruf an die Männer der Einheitspartei, zusammenzustehen, schließt die tapfere Schrift.

Das Aufsehen war ungeheuer. Reimer sorgte für Abdruck in den Zeitungen und ließ noch besondere Abdrücke an die preußischen Landtagsabgeordneten verteilen, denen eben damals die Thronrede König Wilhelms die Hand zur Versöhnung geboten hatte. „Jetzt lese ich täglich mit Hochgenuß, wie die gesinnungstüchtige Presse mich ausschimpft, weil ich herausgesagt, was viele der Herren selbst denken. Der Ton der besseren Blätter (Kölnische, Nationalzeitung) zeigt mir, daß die gute Sache im Stillen viele Anhänger hat. Dasselbe sagen mir viele Privatbriefe, u. a. von dem braven Flotow. Eine rechte Herzensfreude ward mir aber soeben: M. Busch schreibt mir, mein Aufsatz habe ihn bekehrt, er bricht mit dem Herzoge und verläßt das Land. Gottlob, daß ein braver Mann und lieber Freund sich nicht mehr für unsaubere Zwecke mißbrauchen läßt." (Brief an Weech vom 13. Februar 1865.) Die preußischen Jahrbücher mußten zweimal Sonderabdrücke veranstalten, um der Nachfrage zu genügen; es war nach langer Zeit der gesunde Menschenverstand, der energisch und laut seine abweichende Meinung in dem Streit der Parteien zum Ausdruck brachte. Aber wie schwer ist es doch, dort zu überzeugen, wo eine vor der Öffentlichkeit bekannte Ansicht aufgegeben werden soll! Die Konse-

quenz ist zu allen Zeiten im Parteileben als höchste politische Tugend gefeiert worden, und nie geschah es einseitiger und mit mehr entschlossener Verstocktheit gegen alle sachlichen Gründe, als in jenen Tagen. Treitschke hatte kaum die Feder aus den Händen gelegt, so mußte er auf einen heftigen Angriff antworten, mit dem Biedermann in der Allgemeinen Deutschen Zeitung gegen ihn hervortrat. Auch Treitschke antwortete scharf und heftig; er könne über vaterländische Dinge nicht mit derselben breiten Gemächlichkeit reden wie über die Schicksale Hinterindiens. In der Sache aber sprach er sich so unzweideutig und klar aus, daß über seine Gesinnung ein Zweifel nicht mehr sein konnte: „Den wichtigsten und praktischen Fortschritt, welchen Deutschlands Einheit in den jüngsten zwei Jahrhunderten gemacht hat, erblicke ich darin, daß Preußen zu einer Großmacht herangewachsen ist und verlebte Kleinstaaten beharrlich seinem kräftigen Körper angegliedert hat. Dieses Staates Macht zu mehren, halte ich für die erste Pflicht des deutschen Patrioten. Trachtet Preußen, wie im gegenwärtigen Augenblicke, mit einiger Aussicht auf Erfolg nach Erweiterung seiner Grenzen, so sind wir alle verpflichtet, dies preiswürdige Unternehmen zu unterstützen." Das verlange er auch von den unbedingten Anhängern des Bundesstaates. Ob man solche Ansichten falsch, ruchlos oder unorganisch finde, sei ihm gleich. Hatte er in früheren Jahren, als er der Überzeugung war, daß in Preußen selbst das Bewußtsein von den Pflichten nicht mehr vorhanden sei, welche die Geschichte diesem Staate gesetzt hatte, an eine Revolution von unten her gedacht, um die Einheit Deutschlands unter preußischer Spitze zu erzwingen, so hoffte er jetzt auf die Revolution von oben. Den Weg, den dieser Staat ging, war er fest entschlossen mitzugehen.

Mitte März war das Semester endlich zum Abschluß gelangt. Treitschke hatte neben seiner Deutschen Geschichte noch eine Studie über den Bonapartismus in Angriff genommen, die ihm viel Not machte. Dabei gab es viel gesellige Verpflichtungen während des Winters, einen kurzen Besuch von Freytag, dessen „verlorene Handschrift" eben erschienen war und

ihn lebhaft beschäftigte. Auch Wilhelm Jordan lernte er kennen: „ein Dichter von großem Formtalent, der sich an die unmögliche Aufgabe gemacht hat, die Nibelungensage in ihrer ursprünglichen Form (in Stabversen) neu zu schaffen.“ Treitschke war jetzt doch recht müde. Er wollte die Osterferien bei den Seinigen verbringen und führte diesen Plan auch wirklich aus. Es war ein frohes Wiedersehen, wobei freilich der Politik nicht Erwähnung geschah. Auf der Hin- und Rückreise blieb er zwei Tage in Leipzig, von denen der letzte den Freunden der „Verschwörung“ gehörte. Ein „lustiges und herzliches Gelage“ bei Freytag brachte den Abschluß. Bei der Rückkehr nach Freiburg fand er in seiner Wohnung eine große goldene Standuhr vor, ein Geschenk älterer Herren, die in den letzten drei Semestern seine öffentlichen Vorlesungen gehört hatten. Weniger erfreulich war ein bald danach folgender Brief seines Vaters, der eben die Schrift gegen Häusser gelesen hatte und in verständlicher Erbitterung war. „Die Tollheit des sächsischen Partikularismus würde mich unendlich ergötzen, wenn ich nicht in meiner Familie die Folgen verspürte. Seit den Festen in Pillnitz hat sich die Haltung meines Vaters gegen mich gänzlich verändert, und ich weiß manchmal kaum, was ich als guter Sohn thun soll.“ (An Weech 24. Juni 1865.) Das mußte eben getragen werden; alle guten Vorsätze beiderseits, die Politik bei ihrem Verkehr ganz aus dem Spiel zu lassen, konnten in der gärenden Zeit nicht bestehen. „Der politische Kampf ist ein harter Kampf, ich weiß davon zu erzählen,“ schrieb er noch 1871 beim Rückblick auf diese Verhältnisse.

Inzwischen war eine neue Auflage der „historisch-politischen Aufsätze“ notwendig geworden und die Arbeit über den Bonapartismus wieder aufgenommen. Er hatte — was ihm selten geschah — sein ganzes Manuskript verworfen und wieder von vorn angefangen. „Aber wie viel Augen und Ohren mag die Napoleonische Polizei haben? Ein Bekannter schickt mir neulich eine französische Zeitung, worin die Nachricht: „Die preußischen Jahrbücher werden nächstens einen Artikel von T. ꝛc. bringen. S. M. der Kaiser hat Herrn Conti beauftragt, ihm

das betreffende Heft der Jahrbücher sogleich nach dem Erscheinen zu schicken." Ich bezweifle, ob der mir gänzlich unbekannte Herr Conti diesem Auftrage nachkommen wird; sein Herr wird schwerlich Freude an dem Aufsatz haben." Sehr viel Zeit kostete die Neubearbeitung des Aufsatzes über Milton; in die Arbeit über Uhland mußte die eben erschienene Sammlung der Briefe des Dichters hineingearbeitet werden und so fort. Treitschke zog sich durch das übermäßige Nachtarbeiten wieder eine schmerzhafte Augenentzündung zu und mußte zeitweilig ganz pausieren. Zum Glück stand Pfingsten vor der Thür. Er ging nach Breisach und auf den Kaiserstuhl „und, da die Vogesen gar zu verlockend über den Rhein winkten", von dort ins Elsaß hinüber. Die Eindrücke, die er auf dem einst deutschen Boden empfing, waren nicht heiter, „das Land verwälscht zusehends. Das Deutsche herrscht zwar vor, ist aber für den gemeinen Mann bloß Dialekt. Reines Hochdeutsch versteht er kaum; wer sein Jargon nicht redet, thut am besten, französisch zu sprechen. Und ich fürchte, die Verwälschung wird rasch vorwärts gehen. Die Frauen, die in solchen Dingen wichtiger sind als die Männer, treibens am schlimmsten. Ich weiß von Elsässern, daß die Frauen fast nur französische Bücher lesen, und auch mir fiel es auf, wie oft die Frau französisch sprach, während der Mann noch dem Deutschen treu blieb. Die Hoffnungen des deutschen Wesens ruhen auf dem Protestantismus — den läßt sich der Elsässer nicht nehmen — und auf den gebildeten und gelehrten Kreisen Straßburgs. Aber mehr als ein Bastardvolk werden sie nicht, wir müssen zufrieden sein, wenn sie zwischen französischer und deutscher Kultur die Vermittlerrolle spielen und nur nicht gänzlich sich uns entfremden." Auch in Rappoltsweiler ist er damals gewesen. „Ich habe mich doch in die Seele unserer Vorfahren hinein geschämt. Das ist ein herrliches Stück deutscher Gebirgsromantik, wie man es nur im Harz oder Schwarzwald finden mag. In schönen Kugeln steigt der rote Sandsteinfels aus dem Buchenwald hervor, oben hängen kühn drei Burgen über einander." War es doch der Boden, auf dem er einst seinen „Grafen von Rappoltstein" spielen lassen wollte.

Die Gestalten seiner Jugenddichtung stiegen ihm jetzt schmerzlich im Geiste wieder auf. „Auf Hohenrappoltstein hat Jahrhunderte lang ein köstliches Leben voll deutscher Laune gespielt: der Graf war König der Pfeifer und Sänger und fahrenden Leute des heiligen Reichs. Alljährlich hielt dort das lustige Volk seinen Landtag. Von solcher ernsten Fröhlichkeit versteht der Franzose nichts. . . .“

Nach seiner Rückkehr nahm Treitschke frischen Mutes die Arbeit wieder auf. Am 7. Juli fuhr er zum erstenmal nach Karlsruhe ins Archiv. War das Hin- und Herreisen in der Sommerhitze auch recht anstrengend und bot ihm die Stadt wenig an äußeren Reizen, so fand er doch eine reiche Entschädigung im Verkehr mit den Brüdern Rokk, mit Weech, dem Maler Lessing und bald auch mit Mathy und Baumgarten, die erst später eintrafen. Für die Ferien dachte er erst eine kurze Tour in die Schweiz zu unternehmen und dann bis zum Beginn des neuen Semesters ganz nach Karlsruhe überzusiedeln. Dieses Programm ist auch ganz so ausgeführt worden. Die Schweizerreise war sehr genußvoll, er fand Freunde und Bekannte und dehnte in den vierzehn Tagen, die er unterwegs war, immer weiter gelockt von Berg zu Thal, seine Tour schließlich bis Lyon aus. Ungemein erquickt und belebt kehrte er nach Karlsruhe zurück, und von hier aus schickte er Anfang September dem Vater den ersten Aufsatz über den Bonapartismus. Es ist der Abschnitt über das erste Kaiserreich: der erste in einer Reihe von fünf Aufsätzen, die zusammen einen stattlichen Band von 400 Seiten füllen. Treitschke hat sie später unter dem Gesamttitel „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus“ zusammengefaßt und erst 1871 ganz beendigt. Es ist eine der feinsten Studien, die über die neuere Geschichte Frankreichs geschrieben worden sind, die einzige Arbeit Treitschkes, in der er, wenn wir von dem „Cavour“ absehen, der 1869 erschien und nicht gleich nahe an die Gegenwart heranreichte, selbst erlebte Zeitgeschichte erzählt hat. Aber gerade jene letzten Abschnitte gehen über den Rahmen hinaus, den wir uns gesetzt haben. Es muß jedoch gesagt werden, daß bis zur Stunde

uns Niemand die Geschichte jener Zeit in ihren großen und entscheidenden Zügen treffender geschildert hat als er. Taine ist bei allem Reichtum des Details nicht über ihn hinausgekommen und weit einseitiger, die jetzt erscheinende Geschichte des zweiten Kaiserreichs von de la Gorce zwar viel eingehender und in der zusammenhängenden Erzählung, wie es nicht anders sein konnte, urkundlich zuverlässiger — die Hauptresultate Treitschkes aber bleiben bestehen. Man könnte in gewissem Sinn den uns hier angehenden Abschnitt über das erste Kaiserreich mehr eine publizistische als eine historische Arbeit nennen. Sie verschmäht alles äußere Rüstzeug historischer Forschung; sie entbehrt der Grundlage archivalischer Studien, und sie ist entstanden im Streite der Meinungen, den die Histoire de Jules César entflammt hatte. Sie exemplifiziert an der Gegenwart und sucht die Lehren, welche die Geschichte des ersten Kaiserreiches predigt, für das Deutschland von 1865 fruchtbar zu machen: so steht sie zwischen Rezension, politischer Streitschrift und historischer Darstellung mitten inne. Und doch wie reich und fördernd, wissenschaftlich wie politisch, ist gerade diese Arbeit. Es ist eine Philosophie der Geschichte des Empire, wie sie geistvoller und prophetischeren Sinnes nicht geschrieben worden ist. Treitschke hat jenes „Siegeslied vor dem Siege", das der dritte Napoleon in seinem Jules César anstimmte, in greller Dissonanz austönen lassen und als erster die ernste Frage aufgeworfen: ob nicht das zweite Kaiserreich bereits am Vorabend seines Falles stehe, „während es seinen höchsten Trumpf ausspielt und den größten Namen aus den Annalen der Monarchie auf sein Banner schreibt?" Das alles läßt sich hier nicht nacherzählen, und auch das Zusammenfassen des Inhalts in eine Reihe von Schlagworten könnte nur ein falsches Bild geben. Das Wesentliche ist, daß er „dem Schreckgespenst des Cäsarismus" kühn ins Angesicht leuchtete, daß er nachwies, wie der Bonapartismus nach innen die Entsittlichung, nach außen den willkürlichen Abfall von der alterprobten nationalen Staatskunst bedeutete, daß er die Parallele zwischen Napoleon und Cäsar, als die gewaltsame Konstruktion eines unhistorischen Kopfes endgültig

zu nichte machte. Die Charakteristik, die er dabei vom französischen Volke entwirft, die Zeichnung des römischen Staates, wie er in den Tagen Cäsars war, die Schilderung von Paris, der „Herberge aller süßen Sünden“, das alles sind Meisterstücke historischer Arbeit. So sehr aber stehen die Grundgedanken im Zusammenhang mit den Ideen, die ihn damals und sein Lebenlang erfüllten, daß wir sie in früheren Arbeiten wie in seinen Briefen in immer neuer Fassung wiederfinden. Was er über die Idee der Gleichheit sagt, könnte in den Aufsatz über die Freiheit gesetzt werden, die Schilderung der Zentralisation des ersten Napoleon als ein Kapitel in den „Bundesstaat“ eingeschaltet werden, das Ganze erscheint wie eine Vorstudie für jenes Buch über Politik, das er dem deutschen Volke als die reifste Frucht seines Lebens zu schenken dachte.

Der bald danach, Ende September, erschienene Aufsatz „Die Parteien und die Herzogtümer“ hat die Bedeutung einer endgültigen Absage an den Prinzen von Augustenburg und spricht zugleich die Trennung Treitschkes vom Nationalverein und überhaupt von den „ungeheuerlichen Parteibildungen“ des Tages aus. Ein Mann für sich, zweifellos der Führer der Unitarier, steht er fortan da, entschlossen, den Kampf auszufechten, wo immer der Gegner sich zeige. Aber wenn er, wie ein kühner Soldat, hier seinen Kampf im Angriff führte, er hatte einen verwundbaren Punkt, den er nur in der Abwehr schützen konnte: das war sein Verhältnis zum Vater.

Hirzel hatte schon im Juni zu vermitteln gesucht, aber doch nur in einem freundlichen Briefe die Antwort erhalten, er möge doch seinen Einfluß dahin geltend machen, daß Treitschke wenigstens das größere Buch „nicht als Parteimann, sondern als Geschichtschreiber“ auffasse. Der alte General blieb fest bei seinen politischen Ansichten: „So lange ich nämlich Recht von Unrecht und schwarz von weiß unterscheiden kann, muß ich Preußens jetzige Bestrebungen verwerflich und verderblich nennen.“ Jemehr der Konflikt zwischen Österreich und Preußen sich zuzuspitzen begann, desto mehr steigerte sich sein Groll. Es war unendlich schwer für Treitschke, auch jetzt noch das

schöne Verhältnis zum Vater aufrecht zu erhalten. Aber er hat es stets aufs neue versucht, und aus seinen Briefen des Jahres 1865 klingt kein Ton hervor, der an den bösen Gegensatz erinnerte. In seiner publizistischen Thätigkeit freilich ließ er sich nicht irre machen oder Rücksichten aufzwingen. Es blieb dabei: das Vaterland vor allem.

Unter diesen Verhältnissen war es ein Strahl heller Freude, als die Nachricht eintraf, daß am 19. Oktober auch seine jüngere Schwester Josephe sich verlobt habe mit dem Rittmeister von Carlowitz, einem Witwer, der ihr einen zehnjährigen Sohn in die Ehe mitbrachte. Die Hochzeit sollte schon am 2. Dezember stattfinden. Der alte General war überglücklich. Die Tochter trat in außerordentlich günstige Lebensverhältnisse ein, und die Verschwägerung mit einem der angesehensten Adelsgeschlechter Sachsens mußte ihm in einer Zeit, da der politische Meinungsstreit mit dem eigenen Sohne seinen sächsischen Stolz besonders lebhaft anregte, doppelt willkommen sein. Zwar sein Haus wurde nunmehr ganz einsam, aber er war gewohnt, an sich zuletzt zu denken, und wollte nun mit dem nächsten Frühjahr um seinen Abschied einkommen. Heinrich riet dringend, diesen Schritt um einige Monate früher zu thun, damit der Vater nicht während des Winters allein auf der Festung bleibe. Es stellten sich jedoch Hindernisse ein, die diesen Plan unausführbar machten; der General verließ, nachdem im Dezember die Hochzeit gefeiert war, den Königstein erst im April 1866. Treitschke hatte trotz aller Arbeitslast daran gedacht, seine Vorlesungen früher zu schließen, um, wie er sich ausdrückte, zum 2. Dezember eine Kourierfahrt nach Dresden zu unternehmen. Die Karlsruher Akten waren nach Möglichkeit erledigt; er wollte, wenn ihm die Erlaubnis zu teil wurde, im Frühjahr nach Berlin und im Herbst nach Florenz gehen, um auch dort archivalisch weiter zu arbeiten. Während der Zeit des Sammelns sollte dann noch ein zweiter Band Aufsätze „vom Stapel gehen“. Hirzel war auf diesen Vorschlag eingegangen, und Treitschke hoffte bequem zum Abschluß zu gelangen, da ihm vieles schon fertig oder halbfertig lag. Als ihm nach wenigen Monaten

Hirzel ankündigte, daß eine dritte Auflage der Aufsätze sicher bevorstehe, notiert er: „Einigermaßen ergötzlich sind solche Verlegergeschäftsbriefe. Ich merke daraus, daß ich anfange, eine recht schätzbare Acquisition für die Firma S. Hirzel zu werden.“ Am 12. Januar sollte er dann noch in Frankfurt a. M. einen Vortrag über Mirabeau halten. Von politischen Arbeiten hatte er nichts vor.

Da machte ihm Herr von Beust einen Strich durch die Rechnung.

Die Gesandten von Österreich und Preußen hatten sich bei der sächsischen Regierung über die feindselige Haltung der sächsischen Presse beklagt, und Beust hatte darauf mit einer Depesche geantwortet, deren Text in den Zeitungen veröffentlicht wurde. Es fand sich darin der Passus: „In den preußischen Jahrbüchern führt in regelmäßiger Folge ein bekannter Schriftsteller aus, daß die deutschen Staaten nicht etwa nur Preußen sich unterordnen, nein, daß die deutschen Staaten und Dynastien zu existieren aufhören sollen.“ Gemeint war damit natürlich Treitschke, und da er antworten mußte, antwortete er mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, zumal durch die Beustsche Depesche der Besuch zur Hochzeit der Schwester unmöglich geworden war. Er hätte nicht Freude, sondern Verstimmung in das Fest hineingetragen. Er schreibt darüber bald danach seinem Freunde W. Nokk: „In Sachsen war ich nicht, wie Du vielleicht schon gehört hast. Beust mit seiner kindischen Depesche ist an dem ganzen Jammer schuld. Mir thut die ganze Sache so leid, daß ich gar nicht darüber reden mag. Inzwischen habe ich mich an dem großen Staatsmann gerächt. In diesem Falle großmütig zu schweigen — ging über meine Kräfte.“

Daß Schmerzlichste war ihm, daß diese Stigmatisierung durch den leitenden sächsischen Staatsmann den Vater so tief bekümmert hatte. „Wir gehen“, schreibt ihm dieser, „in den jetzigen Zeitverhältnissen so weit auseinander, daß, während ich mit innerster Überzeugung sage, die deutsche Sprache ist viel zu gut, um ein Wort zu haben, welches Preußens Verfahren gegen Schleswig-Holstein genügend bezeichne — Du für diese Annektierung schwärmst. Auch hast Du mich daran gewöhnt,

mich selbst und meine Stellung samt der meiner Angehörigen in Deinen Parteischriften gar keiner Rücksicht zu würdigen. Dennoch folge ich meiner Vaterpflicht, indem ich Dich nochmals bitte: lasse in Zukunft von der Parteischriftstellerei und werde ein reiner Geschichtschreiber." Treitschke that, was sich unter den gegebenen Verhältnissen allein thun ließ, er schwieg zu dem politischen Teil des Briefes und schrieb so häufig und eingehend, als seine Zeit irgend gestattete, dem Vater von den kleinen und großen Interessen, die der Tag sonst brachte. Dankbarkeit, kindliche Liebe und zugleich die aufrichtigste Bewunderung für den edlen Mann, dem er wider Willen so viel Kummer anthun mußte, klingen aus all seinen Briefen dieser aufregenden Zeit, die — wie der Vater es einmal gesagt hat — darüber entscheiden mußte, wer von ihnen der bessere Deutsche sei. Aber so lag in Wirklichkeit die Frage doch nicht: entscheiden sollte sich nur, wer richtiger in die Zukunft geschaut; in seiner Weise war der Vater ein ebenso edler Sohn Deutschlands als Heinrich von Treitschke, und der Konflikt zwischen beiden Männern zeigt uns an einem besonders schmerzlichen Beispiele, unter wie furchtbaren Wehen eine neue Zeit sich Bahn bricht.

Das taktvolle und liebenswürdige Wesen Treitschkes hat dann noch einmal aller Verstimmungen Herr zu werden verstanden. Er verbrachte die Weihnachtsferien zum Teil in Karlsruhe mit der sichern Aussicht, nächstens von einer höheren Warte aus noch einmal dasselbe Feld wissenschaftlich durchackern zu können. Denn von Bismarck war eine sehr günstige Antwort auf seine Bitte um Erschließung des Archivs eingelaufen. „Er erlaubt mir alles, was ich zu lesen verlangt hatte, zeigt sich also in diesem Punkte weit liberaler als selbst Herr von Roggenbach. Bismarcks Antwort ist nicht nur geistreich und freundlich, sie hat mich auch beruhigt über ein ernstes Bedenken. Ich fürchtete nämlich, man werde in Berlin versuchen, mich bei dieser Gelegenheit für die ministerielle Partei zu gewinnen, und dies hätte mich, da ich schlechterdings nicht darauf eingehen könnte, in eine schiefe Stellung gebracht. Der Brief des Ministers hat mich dieses Bedenkens enthoben."

Dieser Brief, ganz von der Hand Bismarcks geschrieben, hat sich erhalten und lautet wörtlich:

„Berlin, 15. Dezember 1865.

Ew. Hochwohlgeboren

gefälliges Schreiben vom 10. c. habe ich zu erhalten die Ehre gehabt, und erwidere ergebenst, daß ich kein Bedenken trage, die Benutzung der Akten des diesseitigen Ministeriums in dem von Ihnen gewünschten Umfange zu gestatten. Die einzige Beschränkung, die ich nach den mich selbst bindenden Vorschriften daran knüpfen muß, besteht in dem Verlangen der Einsicht der von Ihnen zu machenden Exzerpte. Ew. Hochwohlgeboren wollen aus demselben aber nicht die Besorgnis entnehmen, daß Ihnen die Frucht Ihrer Arbeiten auf diesem Wege nachträglich verkümmert werden würde. Denn, wenn sie auch die Wäsche unserer damaligen Politik nicht so rein finden werden, wie ich wünschen möchte, so glaube ich doch auch nicht, daß Sie den Ausspruch, „Preußen habe am wenigsten Ursache, die Vergangenheit seiner Bundespolitik in Dunkel zu hüllen", zurückzunehmen Sich werden gedrungen fühlen.

Jedenfalls habe ich keinen Glauben an die Bedeutung von Depeschengeheimnissen, welche älter sind als die Beteiligung der gegenwärtig die Politik leitenden Personen an den Staatsgeschäften, und bin überzeugt, daß auch die schwachen Seiten unsrer Vergangenheit unter Ihrer parteilosen Feder nicht schwächer erscheinen werden als der mittlere Durchschnitt deutscher und amtlicher Menschlichkeit. Sehr wahr ist Ihre Andeutung, daß erst der genaue Einblick in die Geschäfte das Maß der Friktion erkennen läßt, welches bei uns überwunden werden will, bevor ein Überschuß der Kraft frei wird und zu praktischer Verwertung gelangt.

In der Hoffnung, daß ich im März die Ehre haben werde, hier Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

v. Bismarck."

Was Treitschke besondere Freude machte, war, daß der Minister mit keinem Worte der Politik gedacht hatte. Er hatte die Empfindung, einem Manne gegenüberzustehen, der mit großem Sinne die Dinge anzufassen verstand. Dazu kam, daß trotz des mühsamen Sammelns und trotz aller Not, die ihm seine leicht ermüdenden Augen machten, die archivalische Arbeit ihn innerlich hob und förderte. Aus seinen Büchern war doch immer nur ein einseitiges Bild zu gewinnen gewesen; die andere Seite, die Meinung der Kabinette, trat ihm jetzt zum erstenmal dokumentarisch entgegen, und wenn auch hier Partei und Sonderinteresse sich geltend machten, die Kombination seiner früheren Studien mit dem neugewonnenen Bilde führte doch sicherer auf den Weg zur Erkenntnis des Wirklichen.

Auch seine Vorlesungen machten ihm jetzt Freude — zum erstenmal seit er in Freiburg war. Er hatte, eine in Freiburg bis dahin unerhörte Erscheinung, fleißige Zuhörer unter den Studenten und meinte, sein Kolleg über deutsche Geschichte seit den Wiener Verträgen könne einmal, wenn er noch weiter geforscht habe, wirklich gut werden. Dauernd in Freiburg bleiben aber wollte er nicht. Man hatte ihn aus finanziellen Gründen noch immer nicht zum Ordinarius gemacht, und — was die Hauptsache war — er fühlte, daß er eines andern Bodens bedürfe, um seine volle Kraft zur Entfaltung zu bringen. Verhandlungen, die mit Kiel vor Jahresfrist angeknüpft waren, hatten sich zerschlagen —, um so energischer arbeitete er weiter an seinem Buche, das ihm der Schlüssel werden sollte, durch den er sich die neue Zukunft zu erschließen dachte.

Elftes Kapitel.

Aus Baden nach Preußen.

Das Jahr 1866 hatte gut begonnen. Die Pause, deren er bedurfte, um sich zu erneuter schriftstellerischer Leistung zu sammeln, war verstrichen, und er hatte angefangen, sich in einen

Stoff zu vertiefen, der ihn seit Jahren schon lebhaft beschäftigt hatte, in eine Biographie Cavours. Zunächst rein rezeptiv, aber in fruchtbarer Arbeit der Phantasie, die ihm, in dem der Dichter stets mitarbeitete, die große Gestalt des Piemontesen immer lebendiger aus dem Schatten der Vergangenheit hervortreten ließ.

In solchen Zeiten des Werdens und Wachsens einer Arbeit pflegte er sie lange wie ein glückliches Geheimnis in sich herumzutragen, bis er dann endlich nicht mehr an sich halten konnte und den nächsten Freunden einen Teil jener ersten Ergebnisse mitteilte. Am 12. Januar hatte er glücklich in Frankfurt seinen Vortrag über Mirabeau gehalten und danach angenehme Stunden mit seinem alten Gönner, dem badischen Bundestagsgesandten Mohl, verbracht. „Ich freute mich seiner originellen Tüchtigkeit. Er ist ein merkwürdiges Gemisch von diplomatischer Feinheit und urschwäbischer Grobheit, in allem, was er sagt, gescheit und eigentümlich.“ Trotz aller Meinungsverschiedenheit war es ein Genuß, mit ihm zu verkehren. Dann war Treitschke nach Wiesbaden gefahren, das ihm von allen kleinen deutschen Residenzen am besten gefiel, und endlich — ohne ein Kolleg zu versäumen, nach Freiburg zurückgekehrt. Jetzt drängte sich ihm bei der Beschäftigung mit Cavours Reden und Briefen der Gegensatz zwischen diesem und Mirabeau auf. „Durchweg eine souveräne Klarheit, eine geniale Nüchternheit, dann und wann ein feiner Sarkasmus — und doch dieselbe packende, überwältigende Wirkung wie bei dem Franzosen. Seit langer Zeit hat mich nichts so gewaltig gefesselt; dieses durchaus praktische Genie ist zwar himmelweit verschieden von den großen Dichtern und Denkern, die uns Deutschen so vertraut sind; aber er steht in seiner Weise den Rätseln der Welt ebenso groß und geschlossen gegenüber wie Goethe oder Kant.“ Anfang März mußte Treitschke in Karlsruhe einen Vortrag über Wilhelm III. halten und bald danach wollte er den Seinigen in Dresden einen Besuch machen — auf dem Wege nach Berlin, wohin ihn nun seine Studien führen sollten. Aus einem Briefe an Weech vom 1. März sehen wir, daß auch andere Gedanken ihm damals durch den Kopf gingen. Er hatte über seine Freiburger Ein-

samkeit geklagt, und der Freund dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß es ihm bald gelingen möge, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen. „In Ihr Stoßgebet für mich," antwortet Treitschke, „stimme ich aus vollem Herzen ein. Ich brauche hier oft all meinen Leichtsinn und meine gute Laune, um nicht in unmännliche Verbitterung zu versinken. Mein ganzes Wesen widerstrebt der Schopenhauerschen Junggesellenphilosophie und der thörichten Lehre vom Glück des einsamen Weisen. Meine Lebensweisheit lautet, daß wir armen Kreaturen ein wenig Glück brauchen, um sittlich und tüchtig zu leben. Wer nicht in seiner Umgebung einige Teilnahme und Freundschaft findet und nicht dann und wann die Einsamkeit seines eigenen Kopfes durch die lebendigen Worte anderer Menschen ermäßigen kann, der führt kein gesundes Dasein. Und der Himmel weiß, wie blutwenig von diesen bescheidenen Lebensgütern ich hier finde." Und am Tage darauf heißt es in einem Brief an den Vater: „Ich möchte Dir wohl die Freude gönnen, einen Stammhalter auf Deinen Knieen zu wiegen. Wenn ich manchmal schrieb, ich hätte keine Zeit zum Heiraten, so war das ein schlechter Witz. Ich weiß sehr wohl, daß Glück im Herzen die sicherste Grundlage ist für ein tüchtiges Wirken. Aber ohne leidenschaftliche Liebe heirate ich nicht. Um auf Freiersfüßen zu gehen, bin ich zu stolz und zu beschäftigt, und allenfalls traue ich mir Frische genug zu, um auch unverheiratet nicht das zu werden, was man einen alten Junggesellen nennt. Kurz, das alles ist Glückssache." Wer die Briefe Treitschkes aus den letzten zwei Jahren durchgeht, kann aber gar nicht im Zweifel sein, daß er damals bereits eine tiefe Neigung zu seiner späteren Frau im Herzen trug. Aber er wußte nicht, ob die Neigung erwidert werde, und nur wo die Flammen zusammenschlagen, gibt es eine wirkliche Leidenschaft. Eine unglückliche Liebe mit sich herumzutragen, war Treitschke viel zu männlich und stark.

Der Plan, den Vater und die Geschwister zu besuchen, wurde diesmal trotz Beust glücklich ausgeführt, und durch den Zauber seiner Persönlichkeit verstand er es, jeden Mißklang fernzuhalten. Der große Eindruck des in sich fertigen, damals

32 jährigen Mannes, der all diese Jahre an sich gearbeitet hatte, die sonnige Herzensfreude, die von ihm ausstrahlte, der innere Reichtum seiner Gemüts- und Gedankenwelt, der bei jeder Gelegenheit so ungezwungen zu Tage trat, das gab eine so einheitliche und zugleich so mächtige Persönlichkeit, daß daneben die alten Gegensätze nicht bestehen konnten. Sie sind überhaupt nicht zur Sprache gekommen.

Von Dresden ging es dann nach Berlin, das Treitschke seit zehn Jahren nicht gesehen hatte. Er hatte sich Neustädtische Kirchstraße 3 eingemietet und wanderte von dort täglich ins Archiv, wo er über Erwarten und Hoffen viel fand. Um nur einigermaßen das Wichtigste kennen zu lernen, mußte er sich in Freiburg einen vierzehntägigen Urlaub erbitten. Aber je tiefer er in seinen Stoff hineinblickte, um so kühner erschien ihm sein Unternehmen, entmutigt war er jedoch nicht. „Das ist Menschenlos; wenn die Verfasser die Schwierigkeiten ihres Beginnens immer voraus wüßten, so würde manches gute Werk nicht geschrieben sein. Bleibe ich gesund und gelingt es mir, in der Öde des Freiburger Lebens den Kopf oben zu halten, so wird das Buch doch noch zustandekommen.“ Erstaunlich erschien ihm das Wachstum der Stadt; das Rathaus, „die Börse — und was naturgemäß dazu gehört — die Synagoge“, all die übrigen Pracht- und Neubauten zeigten ihm ein mächtig emporstrebendes Bürgertum. Auch die Museen boten ihm einen langentbehrten Genuß, vor allem aber fand er, wonach er zunächst lechzte, Menschen: Berliner Professoren und Dozenten, Gelehrte, welche von ihren Studien in die Residenz geführt wurden, wie Schmoller und Bernhardi, Künstler, Politiker, die Männer der Jahrbücher, die damals unter Wehrenpfennigs Redaktion standen, alte Freunde früherer Jahre, kurz, ein Kreis so angeregt und so anregend, wie er ihn noch nie gefunden hatte. In der Mittagsstunde bei Lutter und Wegener oder abends in einem der zahlreichen Bier- oder Weinhäuser traf er mit den alten oder neuen Bekannten zusammen, und dann war das eine große Thema, das alles beherrschte, der Krieg, der von den meisten gefürchtet, von Treitschke ersehnt, immer deutlicher am Horizonte aufstieg. Auch

Bismarck hat er damals persönlich kennen gelernt, und wenn wir gleich nicht wissen, was damals zwischen ihnen verhandelt ward, — aller Wahrscheinlichkeit nach wird es nur eine kurze Audienz gewesen sein — sicher ist, daß Treitschke mit voller Zuversicht an ihn glaubte als an den berufenen Führer, der die preußische Politik zur deutschen machen sollte. Der erste Brief, den Treitschke dem Vater aus Berlin schrieb, datiert von jenem 8. April, an dem das deutsch-italienische Bündnis unterzeichnet ward, das der Kriegserklärung als letzten Termin die Frist von drei Monaten setzte. Am folgenden Tage aber stellte Preußen in Frankfurt den Antrag auf eine Reform der Bundesverfassung, und damit waren die Knoten geschürzt, welche die Entscheidung herbeiführen mußten.

Die Mobilmachung hatte begonnen, und in immer heftigeren Tönen ging der Streit der Presse zwischen Österreich und Preußen, und fast noch heftiger waren die Angriffe, die aus den Mittelstaaten gegen Bismarcks Politik laut wurden. In diesen erregenden Tagen hatte der alte General seinen schmerzlichen Abschied von der Festung genommen, einen Abschied, der ihm um so schwerer wurde, als für den Fall eines Krieges, den auch er nahen sah, sich die Möglichkeit geboten hätte, den Königstein gegen den preußischen Feind zu verteidigen. Als später die Kapitulation des Königsteins erfolgte, dankte er Gott, daß ihm der Kummer erspart geblieben, dabei mitzuwirken. Dazu kam ein Unglücksfall in der Familie seiner Tochter Carlowitz, der auch ihn tief erschütterte, und in dieser Stimmung traf ihn ein Brief, den Treitschke der jüngeren Schwester geschrieben hatte, um ihr bei dem Leid, das sie betroffen hatte, als treuer Bruder Trost zuzusprechen. Zugleich aber enthielt jener Brief eine Schilderung der allgemeinen Lage, die in dem Licht seiner Auffassung den alten Herrn, für den sie nicht bestimmt war, in seinen heiligsten Gefühlen kränkte. Obgleich er einige Zeit hingehen ließ, ehe er dem Sohne antwortete, klingt die Erbitterung aus seinem Schreiben nur zu deutlich durch. Es war inzwischen Mitte Mai geworden; auch Sachsen hatte mobilisiert, und wenn die Bamberger Konferenz auch ihren

Antrag auf allgemeine Entwaffnung beim Bundestage gestellt hatte, daran, daß der Krieg unvermeidlich sei, glaubte trotz der letzten diplomatischen Zögerungen doch Jedermann. „Wir alle,“ schrieb der Vater, „sehen jetzt mit Sorgen, aber mit Fassung und Gottvertrauen den Dingen entgegen, die kommen sollen. Gewalt geht vor Recht, aber Recht muß doch Recht bleiben, und hätte selbst der Ewige anders über Sachsen beschlossen, so haben wir doch das Bewußtsein, uns nicht als willenlose Schafe dem gierigen Wolf hingegeben zu haben.“ Es folgten bittre Worte; man glaubte in Sachsen, Bismarck wolle König Wilhelm zum Kaiser von Deutschland ausrufen lassen. „Ob Europa damit einverstanden, ist ihm für den Augenblick gleich. Das Ende vom Liede aber wird sein: ganz Deutschland zerfleischt und die Rheingrenze kaiserlich-französisch!“

Treitschke war seit kaum acht Tagen wieder in Freiburg, als ihn dieser Brief traf. Er war in der letzten Berliner Zeit dermaßen von Gesellschaften, Arbeiten, Besuchen in Anspruch genommen worden, daß es selbst seinem kräftigen Körper beinahe zu viel wurde. Auf der Rückreise hatte er Leipzig besucht und sich mit Hirzel endgültig dahin verständigt, daß auch die Geschichte Preußens in die Deutsche Geschichte hineinverflochten werden solle. Dann hatte er seine akademische Arbeit wieder aufgenommen. Er gab sich alle Mühe, den Vater zu versöhnen. Nicht ihm seien jene politischen Nachrichten bestimmt gewesen, auch sehe er viel zu schwarz. An die Eroberung Sachsens denke, wie er bestimmt zu wissen glaube, die preußische Regierung nicht; an den Frieden freilich vermöge auch er nicht zu glauben; es werde sich wohl noch bis zum Herbst hinziehen. Die Dinge gingen jedoch rascher, als er meinte, und als im Juni die Krisis zum Ausbruch kam, bedeutete das zugleich eine Krisis für sein Leben. Es konnte nicht mehr zweifelhaft sein, daß Baden auf Seiten Österreichs stehen werde, und damit ward er sich auch bewußt, daß seinem Bleiben in Freiburg die Grenze gesetzt sei, wenn die Entscheidung in diesem Sinne fiel. Bis dahin aber wollte er ausharren. Unter solchen Verhältnissen, die eine innerlich unleidliche Position begründeten, hätte

wohl auch ein wackerer Mann der Versuchung nicht widerstanden, die damals an Treitschke herantrat. Der preußische Gesandte in Karlsruhe, Graf von Flemming, richtete an ihn in Bismarcks Auftrage die Aufforderung, zu einer Besprechung mit dem Minister nach Berlin zu kommen. Als dann Treitschke darauf drang, Näheres über den Zweck dieser Berliner Reise zu erfahren, hieß es, er solle einen Teil des Bismarckschen Hauptquartiers bilden und durch Abfassung der Kriegsmanifeste sowie publizistisch für die gute Sache wirken. Eine ordentliche Professur in Berlin sollte ihm dann als Ersatz für seine Freiburger Stellung werden. Treitschke aber lehnte ab. Die Bismarcksche Politik mit allen Kräften seines Geistes zu unterstützen, war er ohnehin entschlossen, von ihr abhängen wollte er nicht. Es hat darüber zwischen dem großen Staatsmann und Treitschke eine Korrespondenz stattgefunden, die heute vor uns liegt. Sie zeichnet die Stellung beider Männer besser, als jede Wiedergabe vermöchte.

Treitschke schreibt:

„Freiburg i. Br., 7. Juni 1866.

Hochzuverehrender Herr Graf!

Ew. Excellenz haben mir die Ehre erwiesen, anfragen zu lassen, ob ich jetzt nach Berlin kommen könne. Ich halte für schicklich, der vorläufigen eiligen Antwort, welche ich dem Herrn Grafen von Flemming gab, einige Zeilen hinzuzufügen, und ich bitte Ew. Excellenz, es nicht für anmaßend zu halten, wenn ich bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen über die politische Lage nicht unterdrücken kann.

Die formellen Bedenken, welche meiner Reise nach Berlin im Wege stehen, sind nicht unüberwindlich. Gewänne ich wirklich die Überzeugung, daß meine Anwesenheit in Berlin nicht ganz unnütz sei, so würde ich mich verpflichtet halten, meine Professur, selbst auf etwas tumultuarische Weise, niederzulegen.

Anders steht es mit einem grundsätzlichen Bedenken. Ich habe aus dem Gange, den die kgl. Regierung bisher genommen hat, nicht die Hoffnung schöpfen können, daß ich ihr meine

Dienste widmen dürfe, und ich kann bis jetzt nicht die feste Zuversicht auf das Gelingen der deutschen Bundesreform gewinnen. Wie mir die Lage erscheint, und ob meine Ansichten mit denen der kgl. Regierung einigermaßen verträglich sind, das werden Ew. Excellenz am einfachsten aus einem Artikel der „Preußischen Jahrbücher" [1]) ersehen, der Ihnen gleichzeitig zukommen wird. Aufgabe des Aufsatzes war, einige noch nicht unheilbar verblendete Liberale für eine Versöhnung mit der Regierung zu gewinnen; daher mußte ich schonend über die Fortschrittspartei sprechen und die grenzenlose Verachtung verbergen, welche ich gegen diese Parteifanatiker hege. Im übrigen enthält der Aufsatz genau meine Meinung. Mir erscheint die unbedingte Anerkennung des Budgetrechts der Abgeordneten als eine unabweisliche Notwendigkeit; keine Kunst der Welt wird je einen preußischen Landtag zu stande bringen, der auf dieses Recht verzichtet.

Gestatten mir Ew. Excellenz die Bemerkung, daß diese Rechts- und Freiheitsfrage sehr leicht zu einer Machtfrage für Preußen werden kann. Über die nichtswürdigen Gesinnungen mehrerer süddeutscher Höfe wird das Berliner Kabinett im Klaren sein. Was diese Höfe abhält, mit fliegenden Fahnen in das k. k. Lager überzugehen, ist nur die dem Kleinstaate angeborene Thatenscheu und die Ungewißheit über die Stimmung des eigenen Volks, das heute noch schwankt zwischen seinem Preußenhasse und seiner nebelhaften Sehnsucht nach dem Parlamente. Fällt nun — was ich nicht glaube, aber auch nicht für unmöglich halte — die erste Schlacht ungünstig für uns aus, und ist dann der Konflikt in Preußen noch nicht beigelegt, so wird die Bosheit der kleinen Höfe, des roten Radikalismus und der starken österreichischen Partei im Süden voraussichtlich mächtiger sein als alle Gegenbestrebungen wohlmeinender Patrioten, und der Süden sich an Österreich anschließen.

Ich finde es entsetzlich, daß der bedeutendste Minister des Auswärtigen, den Preußen seit Jahrzehnten besaß, zugleich der

[1]) „Der Krieg und die Bundesreform", Deutsche Kämpfe, S. 67 ff.

bestgehaßte Mann in Deutschland ist. Ich finde es noch trauriger, daß die tüchtigsten Bundesreformgedanken, welche je eine preußische Regierung vorgelegt hat, in der Nation mit so schmachvoller Kälte aufgenommen werden. Aber dieser Fanatismus der liberalen Parteigesinnung besteht, er ist eine Macht, mit der man rechnen muß. Die Herstellung des Budgetrechts und die fortreißende Kraft des Krieges — das sind nach meinem Ermessen die einzigen Mittel, die verirrte öffentliche Meinung wieder zur Besinnung zu bringen. Selbst nach einem Siege unserer Waffen wird, wenn der Konflikt im Innern nicht beigelegt ist, das unüberwindliche Mißtrauen der Liberalen den Bundesreformplänen die größten Schwierigkeiten bereiten. Ew. Excellenz sind unserem Lande durch die Gnade des Himmels fast wunderbar erhalten worden. Möchte es Ihnen auch gelingen, den Frieden im Innern herzustellen, der für das Gelingen Ihrer groß gedachten nationalen Pläne notwendig ist.

So lange ich außerhalb Preußens lebe, ist meine publizistische Aufgabe leicht. Sobald ich mit der kgl. Regierung in irgend eine Beziehung trete, müßte ich auch an meinem Teile die Verantwortung für ihre innere Politik übernehmen; und dies ist mir unmöglich, so lange der Rechtsboden der Verfassung nicht hergestellt ist.

Empfangen Ew. Excellenz meine herzlichsten Wünsche zu dem Beginn des großen Kampfes, der jetzt wohl endlich ausbrechen wird, und die Versicherung der aufrichtigen Hochachtung.[1]"

Darauf antwortete Graf Bismarck:

„Berlin, den 11. Juni 1866.

Euer Hochwohlgeboren sage ich meinen verbindlichsten Dank für Ihr gefälliges Schreiben vom 7. d. M. und die Offenheit, mit welcher Sie meiner Aufforderung entgegnet haben. Ich will dieselbe mit gleicher Offenheit erwidern.

---

[1]) Gedruckt bei Paul Bailleu: Heinrich von Treitschke, Deutsche Rundschau. Okt. 1896.

Die formellen und äußeren Bedenken halte ich mit Ihnen nur für Nebensache. Wenn Ihre Stellung in Baden durch Ihre Thätigkeit für Preußens deutsche Interessen unmöglich oder gefährdet würde, so würden wir uns glücklich schätzen, Ihnen in Preußen einen Ersatz zu bieten.

Aber ich ehre Ihr grundsätzliches Bedenken; und ich fühle vollkommen, wie es Ihnen, wenn Sie in Preußen in bestimmter Beziehung zur Regierung wären, schwerer als im Auslande sein würde, die innere und äußere Politik zu trennen und Ihre Thätigkeit für die letztere mit dem Gegensatz gegen die erstere zu vereinen.

Ich sehe zwar auch diesen Gegensatz als nicht unversöhnlich an, ich weiß aber noch nicht, wie weit es meinen ernsten Bemühungen gelingen wird, eine Versöhnung herbeizuführen. Möglich, daß ich auch dafür einmal auf Ihre versöhnende und ausgleichende Mitwirkung hoffen kann! Bis dahin lassen Sie uns zusammen wirken auf dem Felde, auf dem wir es mit gutem Gewissen können: der deutschen Politik Preußens.

Ich bin bereit, Sie auch nach Heidelberg hin in möglichster Vollständigkeit mit allem dazu erforderlichen Material zu versehen. Ich beginne damit, indem ich Ihnen anliegend die Grundzüge der Bundesreform übersende, wie ich Sie, allerdings immer nur als ein einfaches Skelett, zur Grundlage unserer Beratungen mit dem Parlament habe ausarbeiten und gestern den deutschen Regierungen mitteilen lassen.

Wir denken dieselben auch nächstens in die Öffentlichkeit zu bringen, und da dies voraussichtlich mit dem Beginn der kriegerischen Aktion zusammenfallen wird, beabsichtigt Seine Majestät der König, ein Manifest an die deutsche Nation zu erlassen, um sich über die Natur dieses Kampfes und über die Ziele Seiner eigenen nationalen Politik auszusprechen. Möchten Sie, geehrter Herr Professor, einen Entwurf zu einem solchen Manifest ausarbeiten und mir, freilich in wenigen Tagen, zusenden? Sie kennen und fühlen selbst die tieferen Strömungen des deutschen Geistes, an welche man sich in so ernsten Augenblicken wenden

muß, um den rechten Anklang zu finden, und werden die warme Sprache reden, die diesen Anklang hervorruft.

Nachher würde es dann erwünscht sein, in möglichst rascher Folge in Flugblättern und Zeitungsartikeln dies Manifest zu erläutern und die Nachwirkung zu sichern.

Ich hoffe, Sie werden Freudigkeit finden, um meinem Wunsche zu entsprechen und sehe mit Verlangen Ihrer Antwort entgegen, indem ich schließlich noch die Versicherung meiner Hochachtung und meines Vertrauens erneuere.

v. Bismarck."

Aber auch jetzt glaubte Treitschke nicht zugreifen zu dürfen. Am 14. Juni antwortete er ablehnend:

„Hochgeehrter Herr Graf!

Ew. Excellenz sage ich meinen verbindlichsten Dank für Ihr vertrauensvolles Schreiben. Der Bundesreformplan, den Sie mir mitteilen, erscheint mir im großen und ganzen als ein Meisterwerk. Er ist so gemäßigt, daß man hoffen darf, nach zwei gewonnenen Schlachten die deutschen Höfe dafür zu stimmen, und schneidet doch tief ein in die schlimmsten Schäden der deutschen Zustände. Kurz, läßt er sich durchsetzen, so ist der Weg betreten, der zu einer besseren Zukunft für Deutschland führen muß.

Wenn es mir trotzdem nicht möglich ist, den Entwurf eines Manifestes zur Befürwortung dieses heilsamen Planes zu schreiben, so spreche ich diese Weigerung nur mit tiefem Schmerze aus.

Ich sehe nur zwei mögliche Wege vor mir. Entweder ich trete einfach in die Dienste des kgl. Kabinetts. Dies ist mir unmöglich aus den Gründen, die ich Euer Excellenz neulich anführte. Oder ich bleibe völlig selbständig und unterstütze oder bekämpfe in der Presse nach meiner Überzeugung den Gang der preußischen Politik.

Einen möglichen Mittelweg vermag ich nicht zu finden. Eine Staatsschrift für das preußische Kabinett entwerfen kann

ein badischer Staatsdiener offenbar nicht. Ja, selbst wenn ich dieses Bedenken überwinden wollte, so bleibt noch eine andere Unmöglichkeit. Ein Manifest darf keine subjektiven Meinungen enthalten; schon der erste Entwurf desselben muß von einem Manne ausgehen, der die Pläne des Kabinetts bis in das Einzelne kennt, also der Natur der Sache nach von einem Manne, der mit zur Regierung gehört. Es ist sehr wünschenswert, daß das Manifest warm und eindringlich geschrieben sei; ungleich wichtiger bleibt doch, was darin gesagt wird. Und fragten mich Ew. Excellenz, was gesagt werden müsse, so kann ich immer nur antworten: das Mißtrauen der Nation gegen die kgl. Regierung ist leider grenzenlos; um es zu mildern, gibt es schlechterdings nur ein Mittel — die Herstellung der verfassungsmäßigen Rechte des Landtags. Ist dies Mittel unanwendbar (und ich weiß nur zu wohl, daß die Verblendung der Fortschrittspartei eine Versöhnung unendlich erschwert), so wird auch ein schön und groß geschriebenes Manifest in der Masse der Nation keinen Widerhall finden. Die Zahl der wirklich politischen Männer, welche sich über den Parteistandpunkt zu erheben vermögen, ist in Deutschland verschwindend gering. Worte sind dann machtlos; nur von siegreichen Schlachten können wir dann noch eine Umstimmung der Nation erwarten.

Nach alledem weiß ich für mich vorderhand nur eine Aufgabe: ich würde, selbst und durch meine Freunde, in der Presse die preußischen Reformpläne mit der Wärme und vollen Zustimmung unterstützen, die sie verdienen. Über die Wirkung der Thätigkeit gebe ich mich keiner Täuschung hin. Flugblätter fallen in Tagen wie die heutigen platt zu Boden. So bleibt nur die Presse: die Weser-Zeitung, die Preußischen Jahrbücher, einige hessische und thüringische Blätter werden ihre Schuldigkeit thun; die süddeutschen Zeitungen stehen unter dem Terrorismus der österreichischen Partei und sind zumeist zu feig, ihn abzuschütteln. — Es schmerzt mich tief, daß ich augenblicklich so blutwenig für die gute Sache thun kann. Aber vielleicht kommt eine Zeit, da ich als unbedingt selbständiger Mann, der seine Hände nie gebunden hat, Preußens deutsche Politik wirk-

samer unterstützen kann, als ich es heute durch direkte Teilnahme vermöchte.

Genehmigen Euer Excellenz die Versicherung meiner aufrichtigen Verehrung.[1])

Heinrich von Treitschke."

So blieb er denn vorläufig in Freiburg. Aber es war ihm schwer genug gefallen, jenes „Nein" zu sagen, durch das er die Erfüllung seiner liebsten Hoffnungen in weite Ferne hinausrückte. Selbst Roggenbach hatte nicht gewagt, ihm von der Annahme der Bismarckschen Anträge abzuraten. Wie immer während seines ganzen Lebens hatte er die letzte Entscheidung selbst finden müssen. Einem vertrauten Freunde gegenüber, wie Gustav Freytag es ihm war, hat er seine Gründe für die Ablehnung scharf zusammengefaßt: „Ich konnte nicht mich einer Politik verpfänden," so schreibt er, „deren letzte Ziele nur Ein Mann kennt, deren Sünden zu bessern ich keine Macht besitze; ich konnte nicht um eines sehr zweifelhaften Erfolges willen meinen ehrlichen Namen aufs Spiel setzen. Nach meiner politischen Moral soll man allerdings auch seinen guten Ruf dem Vaterlande zum Opfer bringen — aber doch nur dem Vaterlande, also nur, wenn man im Besitze der Macht ist und hoffen kann, durch Schritte, die der Menge ruchlos scheinen, den Staat wirklich zu fördern. Ich stehe anders; in dem Augenblicke, da ich den Ruf eines unabhängigen Mannes verliere, geht meiner Feder jede Kraft verloren." Das war es, und vor solchen Erwägungen prallten alle egoistischen Berechnungen und alle Verlockungen der Eitelkeit ab, die eine minder in sich geschlossene Natur hätten bestimmen können.

Treitschke hoffte damals noch, daß Baden neutral bleiben werde, und wollte von Freiburg aus für die deutsche Sache wirken. Auch ist die Schrift „Der Krieg und die Bundesreform" noch in Freiburg entstanden. Gewiß eine tapfere That. Entschlossen warf er sich den Anklagen wider den „Bruder- und

[1]) conf. Bailleu l. c.

Bürgerkrieg" entgegen, und obgleich er Bismarcks Vorschlag, das deutsche Parlament zu berufen, noch für einen Fehler hielt und ihm direkt den Vorwurf machte, daß er die „Ideen mißachte", obgleich er sein Auftreten beim Schluß des letzten Landtages als „geradezu unverzeihlich" bezeichnete, stand er doch in der Hauptsache zu ihm. „Preußens deutsche Politik hat rasch und kühn die legitimistischen Grillen der Reaktion über Bord geworfen; sie will wieder, was jeder preußische Minister wollen soll, die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung." Wie ein Wahnsinn erscheint es ihm, wenn die Majorität des Abgeordnetenhauses sich gebärdet, als müsse wegen des Verfassungskampfes die Wirksamkeit des Staates nach außen hin stillstehen. Auch besitze das Abgeordnetenhaus weder die Macht noch das Recht, der Krone einen anderen Minister aufzudrängen, endlich sei nicht einmal ein Ersatz zu finden. „Ist es ein schlechtes Lob für einen preußischen Minister, daß unsere Feinde ihn hassen wie den Gottseibeiuns?" Und wolle man wirklich der Hofburg die Liebe erweisen, den einzigen Mann zu stürzen, den sie fürchtet? Gegen eine Politik, deren unfruchtbare Haltung sich in das Schlagwort zusammenfaßt: „nicht mit Bismarck", werde sich schließlich alles erheben, was das Vaterland höher stellt als die Partei. Allerdings eins fordert er dagegen mit aller Bestimmtheit: „Wir Anhänger Preußens außerhalb der acht Provinzen sind unser eine kleine Schar; doch wären wir hundertmal stärker und stiege ein Gott vom Himmel, uns zu helfen — ohne die Herstellung des Landesrechts werden wir dem deutschen Volke nun und nimmermehr den Glauben beibringen, daß Preußen es ernst und ehrlich meint mit dem deutschen Parlamente."

Und so schließt er mit der Hoffnung, daß der Unfriede endlich verstummen und Preußen in fester Eintracht zwischen Fürst und Volk den großen Kampf beginnen werde. Er hofft auf das Glück der Schlachten, denn nicht auf preußischer Seite sei der Übermut; er hofft auf Verstärkung der preußischen Macht im Norden „und dann auf einen tapferen Schritt vorwärts nach dem Ziele der Einheit Deutschlands." „In einem Kriege, der

diesen Zwecken gilt, wird das Volk treu zu dem schwarz und weißen Banner stehen und einträchtig rufen: hie Deutschland."

In Freiburg begann aber unter dem Drucke der Ultramontanen, die Stimmung sich gegen Treitschke zu erhitzen. Plakate und Drohungen richteten sich gegen ihn, seine Wohnung wurde von Gendarmen bewacht. Aber das kümmerte ihn wenig: „Hinter der schreienden Zuchtlosigkeit des süddeutschen Pöbels steckt nicht einmal so viel Mut, als zum Einwerfen einer Fensterscheibe gehört." Auch meinte er „aus den Mienen der erhitzten Gesichter Tag und Stunde berechnen zu können, da der Jammer dem Rausche folgen müsse". Nicht das war es, was ihn nun doch bestimmte, seine Entlassung zu nehmen: als durch die Frankfurter Abstimmung vom 17. Juni der Anschluß Badens an Österreich sich vollzog, stand ihm fest, was er zu thun hatte. Da er entschlossen war, nach wie vor seiner Überzeugung öffentlich und laut Ausdruck zu geben, blieb ihm nichts übrig, als seinen Abschied einzureichen. Er setzte dem Großherzog von Baden in einem persönlichen Schreiben seine Gründe auseinander, und der edle Fürst ließ ihm durch Mathy antworten, er sehe vollkommen ein, wie Treitschke nicht anders handeln könne. Aber es gingen noch zwölf Tage hin, ehe die unerläßlichen Formalitäten erledigt waren, die ihn freimachten von seiner Professur und damit auch von den Verpflichtungen, die ihn an Baden fesselten.

In diesen erregten Tagen ist dann noch eine andere Entscheidung gefallen; am 18. Juni, dem Tage von Belle Alliance hatte Treitschke sich mit Fräulein Emma von Bodman, der Tochter des Freiherrn Heinrich von Bodman, verlobt.

Ein neues Leben und ein neues Glück eröffneten sich ihm, und sicheren Mutes ging er daran, sich die Stellung zu erobern, die ihm und der Geliebten das eigene Heim begründen sollte.

Zwölftes Kapitel.

Krieg und Frieden.

Heinrich von Treitschke hat, je mehr er zum Manne heranreifte, unter dem Gefühl der Vereinsamung zu leiden gehabt, das ihm teils durch die künstliche Isolierung, die sein Gehörleiden bedingte, teils durch seine besondere politische Stellung in Freiburg noch gesteigert wurde.

Er war der falschen Unabhängigkeit des Junggesellenlebens recht gründlich müde geworden, und sehnte sich danach, endlich jene Gemeinschaft von Seele zu Seele, von Mann zu Weib zu finden, von welcher er mit Zuversicht das erhoffte, was er unter Glück verstand. Aber obgleich er sich der Geselligkeit nicht entzog, zeigt doch der intime Einblick in seinen Lebensgang keine Spur davon, daß seine Wünsche und Hoffnungen sich einem jungen Mädchen zugewandt hätten. Wir stoßen auf keine jener Liebeleien, wie sie bei jungen Männern nur in Ausnahmefällen der Ehe nicht vorauszugehen pflegen, und obgleich seiner ganzen Natur nichts ferner lag als Prüderie, auch auf keine jener Verirrungen, die der Sinnlichkeit gewähren, was nur der Liebe gehören soll. Treitschke ist in dieser Hinsicht ganz rein durchs Leben gegangen. Er konnte in derber Geselligkeit wohl ein freies und übermütiges Wort dulden oder gar selbst hinwerfen, aber er blickte mit Ehrfurcht auf die Frauen und erinnerte gern daran, daß die alten Germanen in ihnen etwas Hohes und Heiliges erkannt hätten. Er wußte, daß „gewisse wesentliche Züge des weiblichen und männlichen Charakters sich völlig nur in der Ehe entwickeln." „Zwischen genialen Männern und den echt weiblichen Frauen," so lehrte er in seinen Vorlesungen über Politik, „wird immer eine ganz natürliche Verbindung bestehen. Die Stärke des echten Weibes ist die Genialität des Verstehens, daher die immer wiederkehrende Erscheinung, daß in Art und Unart bedeutende Männer einen so starken Zug zu den Frauen gehabt, und gerade im Verkehr mit ihnen ihr

Bestes und Edelstes gezeigt haben." Er redet hier aus lebendiger Erfahrung, und aus dem Bewußtsein, kongenial verstanden zu werden, ist ihm das Glück und die Leidenschaft seiner Liebe erwachsen.

Die Beziehungen Treitschkes zum Bodmanschen Hause knüpften an seine Freundschaft mit Wilhelm Nokk an. Durch ihn, der in erster Ehe mit einer Tochter des Hauses vermählt gewesen, war er in den gastlichen Familienkreis eingeführt worden, und gelegentliche Äußerungen in seinen Briefen zeigen, daß ihm die Schwägerin des Freundes, Fräulein Emma von Bodman, nicht gleichgültig geblieben war. Da er sie auch im Woringenschen Hause häufig traf, bot sich die Gelegenheit zu genauerer Bekanntschaft. Ihr ganzes Wesen zog ihn bald unwiderstehlich an, aber er drängte seine Empfindung zurück, weil er nicht wußte, ob er auf Gegenliebe hoffen dürfe. Als dann die politischen Ereignisse des Sommers 1866 zu jener Krisis gediehen, die ihm den Entschluß reifte, seine Professur in Freiburg niederzulegen und in Preußen eine dauernde Stätte zu suchen, ward ihm auch klar, daß er nicht fortziehen dürfe, ohne sich erklärt zu haben. „Wir standen bereits so zu einander," schreibt er später der jüngeren Schwester, „daß ich Emma unglücklich gemacht hätte und selber unglücklich geworden wäre, wenn ich Freiburg verlassen hätte ohne eine Erklärung." Und an anderer Stelle: „Ich liebe sie mit aller Leidenschaft meines heißen Blutes." Nun war aber Fräulein von Bodman nicht mehr in Freiburg. Sie sollte den Sommer bei Verwandten in Griesbach, einem Gut beim gleichnamigen Dorfe an der wilden Rench, im südlichen Baden verbringen. So entschloß er sich dann zu ihr hinaus zu fahren. Auf einem gemeinsamen Spaziergang ward der Bund der Liebenden geschlossen, und hochbeglückt kehrte Treitschke nach Freiburg zurück, um sich von den Eltern der Braut den Segen zu holen.

Es soll hier die Geschichte von Treitschkes erster und einziger Liebe nicht erzählt werden. Jede Umschreibung könnte nur den wunderbaren Schmelz zerstören, der an den Briefen haftet, die zwischen Verlobung und Hochzeit, volle 3/4 Jahre

lang hin- und hergegangen sind. Aber diese Briefe sind eine kostbare Quelle, die uns das innere und äußere Leben Treitschkes in der meist bewegten Periode seines Lebens erzählen und kommentieren. Gerade, daß die Liebenden sich während dieser Zeit nur selten und immer nur auf wenige Tage sahen, führte dahin, daß sie sich brieflich einander erschlossen, so rückhaltlos und allseitig wie eben nur zwei Menschen thun, die einander für immer angehören wollen und erst in der Gemeinschaft des Denkens und Empfindens sich selber ganz verstehen lernen. So finden wir in den Briefen Treitschkes an seine Braut eine Charakteristik seiner ganzen Persönlichkeit, eine Darlegung seiner gesamten Weltanschauung, nicht etwa systematisch vorgetragen, das hätte seiner ganzen Natur widersprochen, aber dargelegt im Zusammenhang äußerer und innerer Erlebnisse, wie der Tag sie brachte und Frage und Antwort sie veranlaßten. Er revidiert im brieflichen Gespräch mit der Braut gewissermaßen den Niederschlag an festen Überzeugungen, der sich ihm aus seinem früheren Leben als unerschütterliche Grundlage ergeben hat.

Es lohnt wohl, an der Hand dieses kostbaren Quellenmaterials noch einmal bei dem Bilde des jetzt 32jährigen Mannes zu verweilen, bevor wir in unserer Erzählung fortfahren.

Gustav Freytag hatte, als er im Kitzing dem Freunde den Abschiedsgruß zurief, von dem „Heldenhaften" seiner Natur gesprochen und damit ganz richtig bezeichnet, was ihn von den Durchschnittsmenschen unterschied.

Der hochgewachsene schwarzbärtige Mann, der im gewöhnlichen Verkehr so treuherzig und oft so träumerisch aus seinen braunen Augen blickte, der in harmloser Fröhlichkeit und in immer angeregtem, nie bissigem Humor zum Mittelpunkt jedes Kreises wurde, in dem er sich bewegte, war doch voller Leidenschaft und von rücksichtsloser Thatkraft, wenn es galt seine Überzeugungen zu verfechten und ins Leben zu führen. Wir haben der werbenden Kraft seiner Beredsamkeit schon gedacht. Ihr besonderer Reiz lag in der Verbindung einer schönen völlig dialektfreien, stattlich einherschreitenden Sprache, mit einer un-

erschöpflichen Originalität des Denkens, die durch einen scharfen Verstand und einen fast untrüglichen Sinn für das Wirkliche gezügelt wurde. Heinrich von Treitschke sagte und schrieb nie mehr, als er sagen wollte, und nahm auch nachträglich, wenn Zorn und Erregung längst geschwunden waren, mit voller Überzeugung die Verantwortlichkeit für jedes seiner Worte auf sich. Daß er trotzdem in seiner politischen Polemik verletzte, hat ihm selber meist Verwunderung erregt, weil er immer die Sache zu treffen bemüht gewesen ist. Er übersah dabei, daß Person und Sache nur zu oft in einander aufgehen und sich nicht trennen lassen. Das erklärt uns die leidenschaftliche Erbitterung, die seine Schriften bei den Gegnern hervorriefen, während er der ehrlichen Meinung war, mit möglichster Schonung vorgegangen zu sein. Dagegen ist er sachlicher Belehrung stets zugänglich und, wenn er zur Überzeugung gelangte, daß er geirrt habe, auch alle Zeit fähig und willig gewesen, seinen Irrtum einzugestehen.

Die außerordentlich reiche Begabung seiner Natur wies ihn auf ästhetische, wissenschaftliche und politische Arbeit hin, und er war sich dieser verschiedenen Seiten seiner Veranlagung wohl bewußt.

Wir haben gesehen, in wie schmerzlichen Kämpfen er des Dranges Herr geworden war, der ihn zu dichterischer Produktion trieb. Er hat das Opfer, das er damals brachte, nie bedauert. Auch in späteren Jahren hat er wohl, wenn ihn mächtige Eindrücke bestürmten, ihnen in kraftvollen Versen Ausdruck gegeben oder ein hübsches Gelegenheitsgedicht hingeworfen, aber das waren seltene Ausnahmen und an größere Aufgaben hat er sich überhaupt nicht mehr gewagt. Er wußte, daß die Muse nur den krönt, der sich ihr ganz zu eigen gibt, und das wollte und konnte er nicht. Denn was seine Seele in jenen Jahren vor allem beherrschte, war die Politik. Treitschke war damals noch weit mehr Politiker als Gelehrter. Wohl hat er ohne Unterlaß gewissenhafte und tiefgreifende Studien gemacht, das galt ihm als selbstverständlich und ergab sich als notwendige Folge aus den Pflichten, die ihm als Professor

oblagen, aber die erregte Zeit und das Bewußtsein, die Gegenwart besser zu verstehen als die andern, trieb ihn in die politische Publizistik. Von dem, was ein fast zum Gespött gewordenes Wort „Professorenpolitik" nennt, dachte auch er nur gering. Es gibt, meint er, glänzende Ausnahmen, das aber seien politische Köpfe, „obgleich sie Professoren sind." Er findet bei dem durchschnittlichen Geschäftsmann meist mehr gesunden politischen Instinkt als bei den Gelehrten. Wirklich politisches Urteil sei freilich jederzeit das Vorrecht einer kleinen Minorität gewesen.

Zu dieser Minderzahl nun rechnete er sich selbst, und das sprach er auch ohne jeden Rückhalt aus. „Daß ich bescheiden zu lernen vermag von den Ereignissen, und daß ich in der Leidenschaft nicht den Verstand, in der Berechnung nicht das warme Gefühl verliere, das ist im Grunde die bescheidene Summe meines politischen Talents." Ein eigentlicher Journalist freilich werde er nie werden. „Ich schreibe nur gut, wenn mein Kopf voller Gedanken und mein Blut in Wallung ist, also nicht alle Tage." „Die Schnellschreiberei" widerstand ihm nicht nur, sie widersprach seinem ganzen Wesen. Er hat sich darüber einmal recht eingehend ausgesprochen.

„Das Amt des politischen Schriftstellers," sagt er, „ist überall schwer. So lange es Deutsche gibt, haben wir immer ein innerliches Leben geführt; große Gedanken, schöne Empfindungen zu hegen, das war der Ehrgeiz unserer besten Köpfe, und diese Innerlichkeit unserer Natur hat sich seit der ungeheuren Gedankenarbeit der Reformation fast bis zum Krankhaften gesteigert. Ich bekenne, daß ich in diesem Punkte ein echter Deutscher bin. Ich sehe wohl ein, daß wir endlich lernen müssen politisch zu handeln, ich habe auch erkannt, daß die Härte des Lebens keinem begabten Menschen die Entfaltung aller seiner Talente gleichmäßig gestattet, und ich bin darauf gefaßt, daß, was vom Künstler in mir steckt, sich nicht entwickeln wird. Aber kurzweg als Geschäftsmann schreiben kann ich auch nicht. Selbst wenn ich mit meinen Worten nur den ganz prosaischen Zweck habe etwas zu nützen, regt sich doch die

deutsche Natur in mir; ich sehe darauf, daß meine Worte auch gut und stattlich aussehen. So bin ich einmal, und es ist Thorheit, seine eigene Natur zu beklagen. Aber in einer Zeit, wo man viel schreiben muß, sind solche ästhetische Neigungen für einen politischen Schriftsteller nicht glücklich. Ich brauche sehr viel Zeit zu meinen Schriften, und wenn ich auch nur die Pläne ausführen will, die ich mir schon jetzt fest vorgenommen habe (und Gott weiß, wie viel neue die wechselnde Zeit mir noch bringen wird), wenn ich auch nur die Gedanken in den Strom der Zeit werfen will, die sich schon jetzt in meinem Kopfe regen, so wird mein Leben ununterbrochene rastlose Arbeit sein." Schon hieraus ergibt sich, daß seine publizistische Thätigkeit ihm als eine an ihn persönlich herantretende Pflicht erschien, nicht als das letzte Ziel seiner Lebensarbeit. So lange er der Überzeugung war, ein notwendiger Mitarbeiter an dem politischen Aufbau des Vaterlandes zu sein, wollte er auch in seiner Weise in voller politischer und persönlicher Unabhängigkeit mitarbeiten, um, wenn das Ziel erreicht sei, mit ganzer Kraft zu seiner Lehrthätigkeit und zur theoretischen Arbeit des Gelehrten zurückzukehren. Auch über den engen Rahmen des Essays, in dem er sich bisher bewegt hatte, fühlte er sich bereits hinausgewachsen. Er wußte, daß der Reichtum seiner Gedanken und seiner Kenntnisse ihn auf ein weiteres Feld wies, und auch das sprach er ohne jede falsche Bescheidenheit aus. Wenn er trotzdem noch einige Zeit hindurch den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in die Publizistik legte, so geschah es eben, weil das politische Hauptziel noch nicht erreicht war. „Wahrhaftig," so schreibt er in solchem Zusammenhang, „wir treiben keine theoretische Klügelei, die wir Deutschlands Einheit wollen; wir wollen die Seele unseres Volkes reicher und menschlicher bilden, sie erretten aus der Zuchtlosigkeit des kleinstaatlichen Lebens. Du hast mich oft hart und schroff in meinem Urteil über politische Gegner gescholten, und allerdings, ich hasse dies Österreich und diese lächerlichen Kleinkönige, seine Helfershelfer, — aber nur, weil ich mein deutsches Volk so grenzenlos liebe." Als einmal die Braut darüber klagt, daß er seine schönen dichte-

rischen Gaben brach liegen lasse, antwortet er: „In einer anderen Zeit und in einem anderen Volke hätte ich diese Seite meiner Natur vielleicht ausbilden können. Jetzt und in Deutschland durfte ich es nicht. In unserem unpolitischen Volke gehöre ich immerhin noch zu den besseren politischen Köpfen, und von den wenigen, die wir haben, können wir in dieser Krisis keinen entbehren. In der Politik zu dilettieren, ist die alte Unsitte der Deutschen; und doch reicht eine volle Manneskraft kaum aus, um den Tiefsinn des staatlichen Lebens zu verstehen. Wenn ich in meiner unabsehbar großen Wissenschaft fortschreiten und dabei ein Politiker bleiben will, so ist das schon eine Aufgabe, an deren Lösung ich in müden Stunden verzweifeln könnte. Wollte ich dazu noch dichten, so wäre ich ein Pfuscher in allem und jedem . . . .

Ich kann wohl fein und zart empfinden, doch wenn es sich ums Schaffen handelt, bin ich eine massive Natur."

Fragen wir, wie Treitschke die Anregung zu dem erstaunlichen Reichtum seiner Gedankenwelt fand, da ihm doch der Verkehr von Mund zu Mund auf das kümmerlichste beschränkt blieb, so finden wir die Quelle einmal in seiner Fähigkeit, zu beobachten und den Zusammenhang zwischen Geschichte und Gegenwart aus der Fülle seiner Kenntnisse fast spontan in lebendige Anschauung umzubilden, dann aber in seinen literarischen Studien, die ihn stets dazu gedrängt haben, die wirklich großen Persönlichkeiten so weit zu ergründen, daß er schließlich in ihrer Seele zu lesen meinte wie in der eigenen. Es ließen sich dafür hundertfältige Belege aus seinen Büchern wie aus seinen Briefen oder aus mündlichen Äußerungen anführen. Ob es nun Stein oder Napoleon oder Cavour oder Bismarck gilt, es ist immer das gleiche Bestreben, die intimen Wurzeln ihrer Natur zu ergründen und zu verstehen. Als er im Herbst 1866 sich in die Geschichte des Bonapartismus vertiefte, hatte er sich „mit wahrem Heißhunger" an das Studium der Briefe Tocquevilles gemacht. „Es ist," schreibt er damals, „ein tiefes Bedürfnis der Seele, mit wirklich großen eigentümlichen Köpfen zu verkehren. In den nächsten Jahren wird mir diese Freude nur spärlich ge-

gönnt sein, es sind meist mittelmäßige Werke, die ich zu lesen habe für meine Deutsche Geschichte. Aber wenn ich rüstig genug bleibe, um einst ein Werk über Politik zu schreiben, dann werde ich täglich mit den vornehmsten Geistern Umgang pflegen, das ist sehr nötig; die Fruchtbarkeit des Einzelnen ist gering, auch die gesunde Kraft verkümmert, wenn sie sich nicht aus der epidemischen Mittelmäßigkeit unserer Tage hinausflüchtet und aus den Werken der Unsterblichen sich Verjüngung trinkt. Doch bis dahin werden noch viele Jahre vergehen."

Die Jahre sind ihm dann zur Neige gegangen, ohne daß er sein Werk über Politik hätte schreiben können, bis zuletzt aber hielt er an diesem Lieblingsgedanken fest, und noch wenige Monate vor seinem Tode verhandelte er darüber mit seinem Verleger. Die glückliche Dunkelheit, die uns die Zukunft verhüllt, kam auch ihm, der so sicher in die politische Zukunft des Vaterlandes zu blicken verstanden hatte, für sein persönliches Leben zu gut. Wie hätte er es sonst ertragen können.

Aber noch nach einer anderen Richtung hin, hat Treitschke in der reichen Korrespondenz mit seiner Braut uns einen Blick in sein innerstes Wesen thun lassen. Die Braut war katholisch, er protestantisch. Von einem Hinüberziehen des einen Teiles zur Konfession des andern ist zwar nie die Rede gewesen, wohl aber ängstigte sich die Braut über seine freie Auffassung religiöser Probleme, und das führte dann zu Erörterungen, in welchen er, wie einst dem Vater gegenüber, die Summe seiner Überzeugungen kurz zusammenfaßte. „Ich rede freilich nicht gern von dem, was über das menschliche Hirn hinausgeht. Und doch glaube ich eine religiöse Natur zu sein. In mir lebt ein felsenfester Glaube an eine erhabene Vernunft, die diese irdische Welt nach wundervollem Plane leitet . . . Ich hege starke Neigung nicht nur für die Poesie, sondern auch für den religiösen Gehalt der Bibel und würde oft darin lesen, wenn ich Zeit hätte. Aber das ist die häßliche Seite des Schriftstellerlebens, daß wir selten etwas um seiner selbst lesen dürfen.

Die christliche Liebe ist mir in der Regel zu passiv, zu schwächlich und weibisch, aber wunderbar ergreift mich die

Macht des Glaubens im Christentum. Unter allen Worten, die je ein Meister gesprochen, ist mir eins der liebsten dieses, daß denen, die an Gott glauben, alle Dinge zum Besten dienen. Ein solches Wort veraltet nicht. Welchem Gegenstande der Glaube gilt, der das ganze Leben durchdringen und heiligen soll, und in welchen Formen er erscheint, das sind mir untergeordnete Fragen, es muß nur ein Glaube sein an eine geistige Macht, die über das Leben des Einzelnen und seine endlichen Ziele hinaus liegt." In anderer Fassung findet sich dieser Gedanke in einem Briefe wieder, dessen Ausführungen durch einen Besuch Treitschkes in Tegel veranlaßt wurden. Treitschke hatte von dem großen Heiden Wilhelm von Humboldt geschrieben, die Braut darauf erwidert, daß Humboldt auf sein Grabmal die „Hoffnung" habe setzen lassen. „Wilhelm von Humboldt", antwortet Treitschke, „bleibt allerdings ein Heide, mit oder ohne Deine Erlaubnis, liebste Emma. Die Statue auf seinem Grabe ist nicht die Hoffnung, wie ich es für Dich übersetzte, sondern die römische Spes, etwas nackter aber viel schöner als unsere langweilige kirchliche Hoffnung, bei deren Anblick ich alles andere eher thun könnte als hoffen. Das Christentum verliert nichts von seiner Größe, wenn man die dummen Pfaffenmärchen über das Heidentum aufgibt.

Es ist nicht wahr, daß die Alten gar nicht an die Unsterblichkeit geglaubt hätten. Wilh. von Humboldts Ideen darüber sind wesentlich platonisch; im neuen Testament stehen überhaupt mehr Gedanken von Plato, als unsere Pfaffen gestehen wollen. Das Wunder des Christentums erscheint nur noch wunderbarer, wenn man ruhig seine historische Entwickelung betrachtet. Jahrhundertelang nachdem die Blüte Griechenlands verwelkt war, erhielt sich in der sehr wenig anziehenden Philosophenschule von Alexandria ein unverwüstlicher Kern platonischer Ideen; und das gründlich erbärmliche Judenvolk hatte sich doch die einzige geistige Kraft bewahrt, welche den Orient vor dem Abendlande auszeichnete, — die Barmherzigkeit, die Liebe. Nun ist doch wunderbar, wie aus diesen letzten Trümmern zweier Welten, aus griechischem Idealismus und orientalischer Nächstenliebe,

eine weltbeherrschende Religion erwachsen konnte. Daß sie aus Gräbern erstand, hat sie nie verleugnet. Die rein christliche Kunst hat nicht den Charakter der Heiterkeit und kann ihn gar nicht haben. Schöne Kruzifixe kann es gar nicht geben, der Anblick eines gemarterten Menschen muß häßlich sein. Daß die Kirche ein solches Symbol sich wählen konnte, beweist nur, wie fern ihr der heitere Schönheitssinn liegt. Den obersten Glaubenssatz der Kunst, daß Leib und Seele zu einander gehören und gleichberechtigt sind, verdanken wir nicht der Kirche, die das Fleisch mißachtet, sondern den alten Heiden. Insofern ist Wilhelm von Humboldt ganz und gar ein Heide — so weit ein großer Mann das heute noch sein kann. Denn dem Ideenreichtum der Kirche kann sich heute kein vornehmer Kopf gänzlich entziehen . . ."

Diese Frage nach dem Untergrund seines religiösen Lebens ist noch oft gestreift worden; die Antwort sagt in stets neuer Form dieselben Gedanken wieder, die hier formuliert sind. Seine Überzeugungen waren auch nach dieser Seite hin in sich abgeschlossen, er hat sie nicht mehr verändert.

Und damit mag jene Charakteristik Treitschkes aus seinen Bräutigamsbriefen ihren Abschluß finden. War das Ergebnis für uns kein neues Bild, wer wollte verkennen, daß die Freiburger Jahre ihn weiter gereift und innerlich gehoben haben. Es war ein ganzer Mann, der die Brücken hinter sich abbrach, um in Berlin das Fundament zu einer neuen Zukunft zu legen.

Treitschke hatte, bevor er Freiburg endgültig verlassen konnte, noch alle Hände voll zu thun, aber das beseligende Bewußtsein seines jungen Liebesglückes half ihm über all die großen und kleinen Unannehmlichkeiten hinweg, die noch überwunden werden mußten. Da trafen abratende oder zuratende Briefe der Freunde ein, aus denen er im Grunde doch nur das eine lernte, „daß jeder Mann sich selber raten muß"; dann mußte er nach Karlsruhe, um seine Angelegenheiten mit dem badischen Ministerium in Ordnung zu bringen, nach Baden-Baden, um mit dem preußischen Gesandten Rücksprache zu nehmen. Die Nachrichten, die er heimbrachte, hoben ihn sichtlich. „Ich glaube

jetzt mit der Demut, die man in so furchtbar ernsten Dingen hegen soll, aber doch sehr zuversichtlich an den Sieg unserer Waffen, und ehe acht Wochen vergehen, wird eine ganze Reihe liberaler Patrioten — freilich keine Volksversammlungshelden — in Berlin versammelt sein und die Regierung unterstützen." Es folgten zwei Tage in Freiburg, die mit Abschiedsbesuchen und der Auflösung seines bescheidenen Hausstandes hingingen. Am 27. Juni, dem Tage von Langensalza, Nachod und Trautenau, fuhr er zu seiner Braut nach Griesbach hinüber, und die Glücklichen konnten zwanzig frohe Stunden miteinander verbringen, eine kurze Zeit, von der aber Treitschke in der Rückerinnerung all die langen Monate der Trennung hindurch gezehrt hat. Als er nach Freiburg zurückgekehrt war, fand er einen Brief von Mathy vor, der ihm die Nachricht brachte, daß seine Entlassung von der Regierung genehmigt sei; auch die Lösung von der Universität stieß nun weiter auf keine Schwierigkeiten. Jetzt war er wirklich frei. Noch ein Abend im Kreise der wenigen Gesinnungsgenossen, die, niedergeschlagen durch die österreichischen „Siegeslügen", sich an seinem frohen Mut aufrichteten, und am 29. früh endlich stieg er, mit einem Brief der Braut, den ihm der Schwiegervater auf den Bahnhof brachte, in die Eisenbahn, um die Heimat seiner Wahl, Preußen, zu erreichen. Er mußte den Umweg durch Lothringen über Metz nehmen und fand in den französischen Blättern dieselben falschen Siegesberichte, die ihn in Freiburg nicht hatten irre machen können. Aber in Münster am Stein änderte sich das Bild. Überall wehten die schwarz-weißen Fahnen, die preußischen Siege und diesmal echte Siege, von Soor, Nachod und Skalitz, von Münchengrätz, Gitschin und Schweinschädel, wurden gefeiert. Ein glücklicher Zufall hatte ihn hier mit Frantzius zusammengeführt, und die Stockungen im Eisenbahnverkehr gaben ihm Zeit, in edlem Rüdesheimer auf die Zukunft des Vaterlandes anzustoßen. Wie freute er sich, den Rhein wiederzusehen. Zwölf Jahre waren seitdem hingegangen. Damals hatte er Wilhelm Nokk besucht und einen weiten und langweiligen Weg gemacht, bloß um die grünen Wellen wiederzusehen. Auch

jetzt war es der alte Zauber, der ihn umfing. Er war älter geworden, aber der Mann empfand noch ebenso heiß wie einst der Jüngling.

In Bonn traf er mit Heinrich von Sybel und Anton Springer zusammen, die beide voll besten Mutes und guter Zuversicht zu seiner Zukunft waren; am 30. Juni hielt er sich einige Zeit in Berg und in der Grafschaft Mark auf, weil „ein Historiker deutscher Nation Land und Leute kennen soll"; am 1. Juli ist er in Soest, wo er in der Wiesenkirche ein gutes altes Gemälde, das Abendmahl, sah. „Dicht vor dem Heiland steht ein Teller mit einem mächtigen Schinken, denn ohne dies Nationalgericht kann sich der Westfale ein Nachtessen nicht denken." Dann ging es über Kassel durch Hannover, wo er auf die Trümmer des entwaffneten „Welfenheeres" stieß, — in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli traf er in Berlin ein.

Welch ein Einzug für ihn! Die Kanonen donnerten den Sieg von Königgrätz in die Welt hinaus, das Volk in vollstem Jubel strömte den Linden zu, um die österreichischen Kanonen am Schloßthor zu sehen, und was das Erstaunlichste war: Bismarck war ohne Zweifel jetzt der populärste Mann in Berlin. Das Herz ging ihm auf. Es war alles so herrlich in Erfüllung gegangen, weit herrlicher, als er zu hoffen gewagt hatte.

Aber nun galt es Fuß zu fassen in Berlin. Er hatte keinerlei sichere Aussichten, und seine Mittel reichten gerade hin, um ihn einige Monate über Wasser zu halten.

Da haben aber die Dinge doch eine freundlichere Wendung genommen, als er erwarten durfte. Zunächst bot sich ihm auf ein Vierteljahr die Redaktion der preußischen Jahrbücher, dann zeigte ihm das Kultusministerium entschiedenes Entgegenkommen. Ohne daß er seinerseits einen Schritt gethan hätte, erhielt er die Aufforderung, dem Dezernenten in Universitätsangelegenheiten, Geheimrat Lehnert, einen Besuch zu machen, und aus dem Gespräch mit ihm nahm er den Eindruck heim, daß er zu Ostern wieder ein Katheder haben werde. Linkstraße 10 mietete er eine kleine Wohnung; tagsüber hatte er alle Hände

voll zu thun, den neuen Pflichten seines in dieser Zeit höchster Krisis aufreibenden und anspannenden journalistischen Berufes zu genügen. Er war trotz allem frohen Mutes. Der erste entscheidende Schritt war ihm geglückt. Die Freunde, auf deren Urteil er den größten Wert legte, billigten seinen Entschluß. In Baden hatten Jolly und Mathy ihre Ämter niedergelegt, und Freytag, dem er seine Verlobung in tiefstem Vertrauen gemeldet hatte, antwortete ihm am 8. Juli: „Das war eine sehr frohe Nachricht, und sie hat mir einen Tag voll verhängnisvoller Neuigkeiten mit stiller Freude gefüllt. Das und gerade das habe ich für Ihr Leben immer ersehnt, erst jetzt ist Ihnen die Bürgschaft geworden zu dem rechten Gleichgewicht zwischen Eigenleben und Weltgeschichte. Da war also Freiburg doch keine schlechte Station auf Ihrem Wege, und der Ort und seine Bewohner sollen uns schon um der Einen willen gelobt sein. Sie sind tapfer, mein Freund, und werden sich durch Hindernisse nicht schrecken lassen. Jetzt kämpfen also die preußischen Waffen auch für das Glück Ihres Hauses, und eine gute Fügung will, daß der Krieg, der so viel stilles Glück zerstört, Ihnen ein neues schafft. Denn es ist klar, daß der Sieg mehr als irgend welche Intervention Ihnen bei der Familie Recht geben wird. Daß Ihnen gerade in dieser gewaltigen Zeit auch solche Steigerung Ihrer Empfindung kommt, ist ein schöner Zufall. Sie leben jetzt, alle Kammern Ihres Herzens geöffnet, ein doppeltes Leben, und ein Gefühl adelt das andere."

Und nun drängten sich die Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Treitschke hatte eine neue Aufforderung, sich dem Hauptquartier anzuschließen, gleichfalls abgelehnt. In einer Korrespondenz vom 10. Juli können wir lesen, welche Gedanken ihn damals bewegten. Er faßt den bisherigen Verlauf der Kriegsereignisse kurz zusammen und zieht in seiner Weise das Facit, gleich scharf in seinem Urteil über die Regierungen, die gegen Preußen Partei ergriffen hatten und nun haltlos zusammenbrachen, wie gegen den Liberalismus, der trotz aller Mißerfolge in seiner doktrinären Verstocktheit zu beharren schien. „Wer nicht in doktrinärer Voreingenommenheit die Gabe, von den Thatsachen

zu lernen, gänzlich verloren hat, dem muß jetzt endlich einleuchten, wie dürftig die realen Erfolge des deutschen Liberalismus unserer konstitutionellen Entwickelung sind . . . . Die glorreichen Erfolge dieser Tage sind errungen — freilich nicht, wie die reaktionären Eiferer sagen, durch die konservative Partei, sondern durch die Hingebung aller Parteien, durch das Volk in Waffen, — aber auch nicht mit den Mitteln des Liberalismus, sondern durch die monarchische Zucht des Heeres. Die Agitation des Nationalvereins ist ganz und gar vernutzt . . ." Er wollte damals noch keineswegs verzichten auf den Kampf um das parlamentarische System, er glaubte, daß die Einheitsfrage auch die Freiheitsfrage lösen werde, aber er wünschte, daß der Liberalismus sich ernüchtere und bescheide und nicht wähne, daß es möglich sei, dieses Preußen, „in dessen werdendem Staatsbau die Krone, das Heer und die Selbstverwaltung der Gemeinden die bestgesicherten Pfeiler bilden", nach englisch-belgischem Muster umzumodeln.

Das waren goldene Worte und mutige Worte zugleich, maßvoll in der Sprache und überzeugend in der Ausführung.

Dann aber, nicht drei volle Wochen danach, kam noch einmal die volle Leidenschaft seines heißen Blutes zum Ausdruck. Am 30. Juli erschien der Aufsatz über die „Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten." Eine innerlich tieferregende Zeit war vorausgegangen. Am 3. Juli war sein Bruder Rainer bei Problus schwer verwundet worden. Eine aus nächster Nähe abgeschossene Kugel hatte ihm den rechten Oberschenkel zerschmettert, nachdem er die ganze Schlacht glücklich durchgefochten und an Stelle des erschossenen Hauptmanns die Führung seiner Kompagnie übernommen hatte. Der tapfere junge Offizier war dann gefangen worden; erst in Problus, dann in Schloß Hrodek ward ihm die sorgfältigste Pflege zu teil. Treitschke hatte auf die erste schlimme Nachricht hin an Bismarck geschrieben und die Antwort erhalten, daß man alles für seine Pflege thun werde. Bald danach erhielt er einen munteren und tapferen Brief des Bruders. Nach der Erzählung eines österreichischen Offiziers, der bei Rainers Korps stand, schrieb Treitschke dem Vater:

„Der brave Junge hat sich glänzend geschlagen und ist ungeheuer beliebt bei der Truppe. Man hat ihn für tot gehalten; als dann die Nachricht kam, daß er lebte, brach die Mannschaft in lauten Jubelruf aus."

„Sie werden es unmenschlich finden", schrieb Treitschke damals der Mutter seines Freundes Nokk, „aber ich kann nicht anders: trotz alles Kummers freue ich mich, diese großen Tage zu erleben. Es ist doch ein glorreicher Staat, dem ich jetzt angehöre, und alle Mißgunst des Auslandes wird nicht verhindern, daß eine schönere Zeit für Deutschland anbricht. Wenn wir nicht ganz unerhörtes Glück haben, das Niemand erwarten kann, so wird zuerst nur der Norden sich zu einer festen Einheit zusammenfassen, der Süden während einiger Jahre in sehr ungemütlichen Zuständen weiter leben und Muße haben, über seinen heutigen Wahnwitz nachzudenken. Das ist nicht erfreulich; ich weiß selbst nicht recht, ob ich durch Geburt zum Norden oder zum Süden gehöre, und eine starke Neigung für Süddeutschland hab ich trotz alledem immer gehabt. Aber in der Politik gilt das triviale Wort von dem Sperling in der Hand und der Taube auf dem Dache. Eine dauernde Trennung von Nord und Süd kann gar nicht entstehen . . . . Wir sind bei all unseren Sünden eine große Nation; ich denke, das einige Deutschland noch mit eigenen Augen zu schauen." Am 30. Juli machte er dem Vater Mitteilung von seiner Verlobung und bat um seinen Segen. Er konnte ihm zugleich mitteilen, daß sich die Aussicht auf ein Ordinariat in Königsberg biete, bald danach, daß er wahrscheinlich nach Kiel berufen werde, endlich, daß der Großherzog von Baden sich bemühe, ihn für Heidelberg zu gewinnen.

Auch die Braut schrieb dem Vater einen ergreifenden Brief, und beiden ward von dem durch die Ereignisse der letzten Zeit tiefgebeugten General eine gütige und herzliche Antwort.

In die Zeit der über diese Dinge hin- und hergehenden Korrespondenz fiel nun jene Schrift über die Zukunft Hannovers, Kurhessens und Sachsens. Es ist dies die leidenschaftlichste, die unbarmherzigste und die härteste, die je aus Treitschkes

Feder geflossen ist. Nie ist die Geschichte dieser drei Staaten und ihrer Dynastien von dem Gesichtspunkt der an Deutschland durch sie begangenen Sünden rückhaltloser aufgedeckt worden. Und wir wollen es nicht verhehlen, manches Wort, das Treitschke damals sprach, ist zu hart gewesen. Heute diese fulminante Durchmusterung, zumal der am schärfsten gerichteten sächsischen Vergangenheit, nochmals vorzuführen, wäre sicher falsch. Was zu sühnen war, hat Sachsen längst gesühnt durch seinen glorreichen Anteil an den Jahren 1870/71, und Niemand hat es freudiger und stolzer anerkannt als gerade Heinrich von Treitschke. Er ist, wir wissen es schon, auf sein obersächsisches Blut, und mit vollem Recht, stolz gewesen. Damals aber fühlten die von seinen Keulenschlägen Getroffenen das nicht, und am tiefsten verletzt fühlte sich der Vater. Auf einen ersten Brief des Generals in dieser schweren Angelegenheit antwortete Treitschke: „Ich kann wohl sagen, mein lieber Vater, daß ich mit schwerem Herzen bei jedem Worte meiner letzten Broschüre an Dich gedacht habe, ich konnte nicht anders reden. Du scheinst zu glauben, daß ich meiner Heimat entfremdet sei. Ich kann nur erwidern, ich hänge an dem schönen sächsischen Lande mit einer Liebe, die stärker ist, als ich oft selber glaube. Eben deshalb bin ich voll Unmuts über ein Fürstenhaus, das dies gesegnete Land, einst die erste protestantische Macht, so tief heruntergebracht hat. Eben deshalb kann ich meiner lieben Heimat den Jammer einer Doppelherrschaft nicht wünschen. Denn allerdings ist die Wahl: entweder das Land wird mit seiner andern Hälfte unter der Krone Preußen vereinigt oder es erhält zwei Herren. Ein drittes gibt es nicht . . . .“ Ihr täuscht Euch, Ihr kennt die Lage nicht, die ich unter der Hand . . . . kenne, wenn ihr wähnt, der sächsische Hof könne jemals wieder souverän werden . . . . Und deshalb, um meiner armen Heimat einen unmöglichen Übergangszustand des inneren Krieges zu ersparen, hab ich geschrieben und werde ich schreiben.“

Gewiß, das waren seine Gründe, aber die Wunde, die er geschlagen, war darum nicht weniger schmerzhaft, und die

Antwort des Vaters jene in den Dresdener Blättern veröffentlichte Erklärung, worin er sagte, daß er „mit Entrüstung und tiefem Schmerze die Äußerungen gelesen“, die sein „älterer Sohn in der Schrift: ‚Die Zukunft der deutschen Mittelstaaten‘ gegen dieses teuere Königshaus sich gestattet hat.“ Ein Schreiben, in dem der General diese Erklärung dem Sohne mitteilte, sagte zugleich, daß er, so weh es ihm sei, darauf verzichten müsse, ihn in Sachsen zu sehen, „so lange es nicht ganz preußisch geworden.“

Treitschke war auf das schmerzlichste betroffen. „Mein lieber Vater“, schrieb er, „ein Urteil über Dein Verfahren steht mir nicht zu. Wenn Du unsere politische Meinungsverschiedenheit für allzu groß hieltest und deshalb glaubtest, den Verkehr zwischen uns abbrechen zu müssen, so mußte ich mich dem gehorsam unterwerfen. Warum Du aber den Zwiespalt zwischen Vater und Sohn — eine rein persönliche, rein häusliche Angelegenheit — vor die Öffentlichkeit gebracht hast, das begreife ich nicht. Es thut mir weh, mehr als ich sagen kann, namentlich um Emmas willen. Kein Mensch in Sachsen hat je geargwöhnt, Du könntest mit mir politisch einverstanden sein. Ich sehe nicht ein, warum die öffentliche Erklärung nötig war.“ Am 1. September schrieb Treitschke dem Vater zum zweiten Mal.

Er legte ihm in gewohnter liebevoll offener Weise dar, weshalb er den Antrag nach Heidelberg abgelehnt hatte. Er wolle dem schwerkranken Häusser, der selbst auf das bestimmteste an seine Genesung glaube, nicht den Schmerz anthun, daß er noch bei Lebzeiten seinen Nachfolger in Heidelberg sehe. So wolle er ruhig die offizielle Entscheidung über die Kieler Professur abwarten. Im September wolle er auf einige Wochen nach Freiburg, er sei müde, bedürfe der Ruhe und frischer Luft und sehne sich nach seiner Braut.

Es ist ergreifend, die Briefe zu lesen, die nun folgten und diese beiden edlen Menschen wieder zusammenführten. Der greise General schrieb dem Sohn am 3. September, und wir setzen den Brief in seinem vollen Wortlaut hierher.

Dresden, 3. September 1866.

„Mein lieber Heinrich! Mit Vorbehalt habe ich Deinen in Falkenhain empfangenen Brief nicht sogleich beantwortet, und nachdem ich gestern hier den am 1. geschriebenen erhalten, ist mir dies doppelt lieb. Hättest Du meinen in Falkenhain abgesendeten Brief auch erst nach einigen Ruhetagen beantwortet, so würdest Du wohl manches Wort nicht oder anders geschrieben haben. Hoffentlich, mein lieber Sohn, bedarf es nicht langer Zeit, um uns wieder in das alte Verhältnis zu setzen, sondern wir sind jetzt schon auf dem Wege dazu. Weißt Du doch, daß Du mir stets gleich lieb gewesen bist, als die anderen Kinder, und gestehe ich Dir doch zu, daß Du ohne Ausnahme ein guter Sohn gewesen, der mich nie gekränkt, als durch seine politischen Ansichten. Aber Du irrst, wenn Du sagst, diese hätten mich zu meiner Erklärung veranlaßt. Sie bestehen ja schon seit vielen Jahren, und wir haben sie schriftlich höchst selten berührt, mündlich nie, und Du bist wochenlang bei mir gewesen, ohne daß sie zur Sprache kamen. Nein, lediglich die hämischen und kleinlichen Ausfälle gegen das sächsische Königshaus — Du hast sie nicht als solche thun wollen, aber jeder treue Sachse nennt sie also, und selbst solche, die im allgemeinen mit Dir übereinstimmen, mißbilligen sie höchlich — nur sie machten den Schritt unerläßlich. Du sagest ferner: Du wissest, daß Du mich schwer gekränkt habest, und begreifest meine Entrüstung — Du hast nicht gewußt, *wie* schwer es mich kränken mußte, von einem meinen Namen führenden geborenen Sachsen, von meinem Sohne, diese Hohnreden aussprechen zu hören, welche zur Überführung derer, die überhaupt mit Dir einverstanden, gar nicht erforderlich, bei allen andern, welche ihr angestammtes Königshaus lieben und den Namen Sachsen nicht erloschen sehen wollen, nur Entrüstung und Groll erregen können. Wie mich weit gemäßigtere Äußerungen in einer früheren Schrift schon unangenehm berührt, habe ich Dir damals nicht vorenthalten. Dein Schwager Johannes hat Dir sogar deswegen geschrieben, ganz ohne meine Veranlassung und was ich erst später erfahren — und Du hast dies nicht unfreundlich aufgenommen. Den-

noch ließ Dich Dein Feuereifer jede Rücksicht auf Deinen Vater beiseitesetzen. Noch viel könnte ich hierüber sagen, doch dieser Brief soll ja ein versöhnlicher sein, und deshalb gehe ich weiter zu meiner Äußerung, Du habest Dich in Sachsen unmöglich gemacht. Du weißt nicht, welche Anhänglichkeit an das Königshaus in Dresden noch herrscht — in Leipzig mag es zum Teile anders sein — namentlich in dem Kreise, in welchem ich verkehre, unter den alten Kameraden aller Grade bis zum Briefträger und Dienstmann hinab. Ich hatte mich wahrhaft darauf gefreut, Dich und Deine junge Frau auf der Reise von der Hochzeit nach Eurem Wohnsitze hier in meiner kleinen Klause aufzunehmen, aber ich kann Euch wirklich nicht dazu einladen, denn es könnte zu höchst unangenehmen Berührungen führen, selbst in der Familie, da namentlich Deine beiden Schwäger Feuer und Flamme gegen Dich sind. Aber dies ändert nichts in dem väterlichen Willkommen, welches ich Deiner Emma geschrieben und ihr heute wieder schreiben würde, wäre es nicht schon geschrieben. Eben Deine Emma, meine ich, wird Dir wohl selbst sagen, daß eine Rücksicht auf Deinen Vater wohl an ihrer Stelle gewesen wäre. Umsomehr würde ich mich freuen, wenn das Schicksal sich also entschiede, daß Du nicht so weit nach Norden und Osten, sondern in das freundliche Kiel versetzt würdest, das ja nicht aus der Welt liegt und wohin ja leicht zu gelangen. Denn eine Gemeinschaft mit Dir aufzugeben und nur dann und wann etwas von Dir zu hören, daß dies mein Wille sei, wie hast Du dies aus meinen Briefen herauslesen können? Es ist mir nie in die Gedanken gekommen, und ich glaube, es auch nicht fern angedeutet zu haben. Darum — und dies ist der letzte zu berührende Punkt unseres Zwiespalts — kann ich auch nicht Deine Verzichtleistung auf meine fernere väterliche Beihilfe zu Deiner Haushaltung annehmen; Du stehst mir nicht ferner als Deine Geschwister, welchen ich sie gebe, und Du würdest mich durch Bestehen auf dieser Weigerung erst recht kränken . . . ."

Aus der Antwort Treitschkes möge die entsprechende Stelle folgen.

Berlin, den 7. September 1866.

„Mein lieber Vater!

Dein letzter Brief hat mich wahrhaft ergriffen. Ich danke Dir für Deine gütigen Worte von ganzem Herzen. Ich hatte Deinem vorletzten Briefe allerdings einen härteren Sinn beigelegt, als er thun sollte. Nun Du mir ausführlich sagst, wie Du die Sache ansiehst, bin ich ruhiger. Ich begreife ja wohl, daß Du kaum anders handeln konntest . . . Ich werde alles thun, um Dir zu zeigen, daß ich vielleicht geirrt, doch jedenfalls geglaubt habe, meine Pflicht zu thun. Was ich thun kann, damit das Verhältnis zwischen Dir und mir beim alten bleibt, das soll geschehen. Glaube mir, wenn ich etwas schreibe, wovon ich wissen muß, daß es Dich kränken wird, so leidet Niemand mehr darunter als ich selbst."

Wir sind, um diese schmerzliche und in ihrem Ausgang doch versöhnende, als Ganzes zugleich ergreifende und erhebende Abrechnung zwischen Vater und Sohn nicht zu unterbrechen, den Ereignissen vorausgeeilt.

Diese ganze Zeit über ist Treitschke außerordentlich beschäftigt gewesen. Er faßte seine Arbeit mit dem Ernst des Politikers und der Gründlichkeit des Gelehrten an und hatte daher schwerer an ihr zu tragen als wohl ein Journalist von Beruf. Daß man ihm auf preußischem Boden wohlwolle, zeigte sich auf Schritt und Tritt. Auch aus der Ferne machte sich das Wohlwollen Bismarcks ihm fühlbar. Der Minister des Innern, Graf Eulenburg, und Mühler waren darin einig, daß man ihn noch einige Zeit in Berlin behalten und ihm dann die durch eine Berufung von K. W. Nitzsch nach Kiel frei werdende historische Professur in Königsberg übertragen müsse. Schon am 15. Juli schien diese Angelegenheit so weit sicher, daß er mit Bestimmtheit darauf rechnete, zum 1. Oktober sein neues Amt antreten zu können. Nur wenn etwa Sachsen preußisch werden sollte, mußte eine andere Kombination eintreten, dann war ihm ein Katheder in Leipzig sicher. Kurz vor Unterzeichnung der Nikolsburger Präliminarien glaubte er fest an diese Lösung, die

ja auch seinem politischen Zukunftsprogramm zumeist entsprach. Die am 3. August erschienene „Annektionsbroschüre“ war noch ganz aus diesen Hoffnungen und aus der Überzeugung des rücksichtslosen Unitariers heraus geschrieben, und der gewaltige Eindruck, den sie machte, festigte ihn in der Vorstellung, daß sein Programm das richtige sei. Aber die Realitäten der großen Politik traten bald ernüchternd dazwischen. Treitschke überschätzte, wie die Zukunft beweisen sollte, die Schwierigkeiten, die einer Versöhnung mit den Kleinstaaten entgegenstanden, und unterschätzte die Bedeutung des Einflusses, den trotz aller Erfolge die Feindseligkeit Frankreichs und die zweifelhaft gewordene Freundschaft Rußlands ausüben mußten. Am 4. August, als der König und Bismarck nach Berlin zurückkehrten, glaubte er das ersehnte Ziel mit Händen zu greifen, und so jubelte er laut auf. Wenn auch die von der Mitte der Linden bis zum kgl. Schloß in undurchdringlichen Haufen stehende Menschenmenge es ihm nicht möglich machte, den König zu sehen, so freute er sich doch der Viktoria, die über den mächtigen Formen des Brandenburger Thors plötzlich in bengalischem Feuer erstrahlte. „Und diesmal,“ schreibt er, „war das Bild eine Wahrheit: die Göttin zog wirklich ein in die Hauptstadt.“ Auch die Thronrede machte ihm Freude: „Wenn Regierung und Kammer nur eine Spur von Verstand haben, so muß nach diesen Worten die Versöhnung gelingen. Gott gebe, daß in dieser großen Zeit nicht das armselige Gezänk der alten kleinen Tage wieder auflebe.“

Aber schon am 6. erfuhr er von Eulenburg, daß die Mainlinie aus Rücksicht auf Napoleon eingehalten werden müsse, und damit zerging auch der Leipziger Plan in nichts. Er war zwei Tage lang ernstlich unwohl an einer Krankheit, die, wie er der Braut schreibt, „der Cholera so ähnlich sah, wie Dein Freund Bock einem Jesuiten.“ Dann arbeitete er eifrig am nächsten Heft der preußischen Jahrbücher, und in den folgenden Wochen entschied sich endlich auch die Frage über seine künftige Lebensstellung. Da Nitzsch erklärt hatte, daß es ihm gleichgiltig sei, ob er in Königsberg bliebe oder die Professur in Kiel übernehme, entschied sich das Ministerium dafür, Treitschke

in Kiel anzustellen, wo ein Historiker von so entschieden preußischer Gesinnung notwendig schien. Treitschke hat eine kurze Zeit geschwankt. Der Großherzog von Baden hatte ihm eine Professur in Heidelberg geboten, der Universität, deren Katheder ihm jetzt nächst Bonn meist erwünscht war. Schließlich hat die Erwägung den Ausschlag gegeben, daß er sich dem schwerkranken Häusser nicht bei dessen Lebzeiten als Nachfolger zeigen könne. Auch konnte er sich an den Gedanken, Preußen zu verlassen, nicht recht gewöhnen. Am 26. August nahm er den Ruf nach Kiel an. Von da bis zu seiner definitiven Ernennung ist noch einige Zeit hingegangen. In Kiel waren keineswegs alle Professoren erfreut, Treitschke zum Kollegen zu erhalten, die Majorität war entschieden augustenburgisch gesinnt und haßte in ihm den Politiker. Auch in der Fakultät hatte er einen entschiedenen Gegner in Forchhammer, während Weinhold, Nöldeke, Gutschmid zu ihm standen. Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß der Wille der Regierung entschied; die Opposition hatte nur die eine Folge, die definitive Ernennung um einige Wochen zu verzögern. Sie konnte erst am 5. Oktober 1866 „mit Anrechnung vom 1. Oktober“ erfolgen.

Treitschke war darüber recht ungeduldig geworden. „Gott verdamme die Gelehrten, wenn sie Geschäfte erledigen sollen,“ schreibt er einmal in hellem Zorn. Aber ändern konnte er daran ebenso wenig etwas, wie an der seiner Überzeugung nach übermäßigen Langmut der Regierung den „Kleinkönigen“, zumal Sachsen, gegenüber. Er sehnte sich jetzt aus Berlin fortzukommen, vor allem um die Braut wiederzusehen und ihre liebe Stimme zu hören. Aber auch seines journalistischen Intermezzos war er gründlich müde. Verzichtete er auch keineswegs darauf, in Zukunft publizistisch mitzuarbeiten, so konnte doch, was jetzt nach gefallener Entscheidung zu sagen war, auch ein anderer sagen. Dazu kam, daß Wehrenpfennig aus seiner halben Gefangenschaft in Frankfurt a. M. wieder in Berlin eingetroffen war, mithin die Jahrbücher ihr legitimes Oberhaupt zurückerhalten hatten. Treitschke war glücklich, als er den letzten redaktionellen Federstrich hinter sich hatte. Da die Kieler Verhandlungen über

seinen Kopf weggingen und er nicht gesonnen war, auch nur einen Finger in der Sache zu rühren, beschloß er, Berlin zu verlassen, um in Freiburg seine endgültige offizielle Ernennung abzuwarten. Am 11. September bestieg er den Eisenbahnzug, der ihn nach Freiburg führte.

Dreizehntes Kapitel.

Kiel.

Über Treitschkes Aufenthalt im Hause seiner künftigen Schwiegereltern haben sich nur mündliche Nachrichten erhalten. Er selbst hat jener „schönen unvergeßlichen Tage" stets mit stiller Wehmut gedacht. Sie sind ihm wie im Fluge vergangen. Am 7. Oktober, also gleich nachdem er die Nachricht von seiner offiziellen Ernennung zum Professor für Geschichte und Politik erhalten hatte, verließ er die Braut, um über Berlin, wo er sich nur so lange aufhielt, als unumgänglich notwendig war, seiner neuen Heimat zuzueilen. Es fällt, wenn man sich in Treitschkes Privatkorrespondenz vertieft, doch immer wieder auf, wie stark die epische Anlage seiner Natur war. Seine Reisebriefe gehören wohl zu dem Schönsten, was wir in dieser Gattung besitzen. Auch wo er in fliegender Eile schreibt, findet er immer Zeit, anschauliche und die Einbildung fesselnde Bilder hinzuwerfen. Auf dem Wege nach Berlin hatte er Höxter und Corvey passiert. „Man meint," schreibt er, „die Fürstäbte von Corvey zu sehen, wie sie in schwerfälliger Gallaequipage nach dem protestantischen Höxter hinüberfahren, um mit dem Senate der alten Reichsstadt ihre berufenen Prozesse durchzufechten — eines der lustigsten Stücke der alten Reichsgeschichte" ... „Dort Herstelle, wo Karl der Große seine prunkenden Reichstage hielt, hier Corvey, die Wiege des Christentums für Niederdeutschland, da das Schlachtfeld der Legionen des Germanicus und ein paar Meilen landeinwärts Enger, dereinst Wittekinds Königssitz, die Hauptstadt des stolzen Sachsenreiches, heute ein vergessenes Dorf, wie

die ganze Landschaft mit ihrer großen Geschichte zu einer harmlosen Idylle geworden ist." „Wie wunderbar," ruft er aus, „sind die Wege unserer Nation, wie viele Mal hat sie die Stätten ihres Wirkens gewechselt, und wie jugendkräftig hat sie verstanden, von immer neuen Mittelpunkten neues Leben ausgehen zu lassen."

Wie er in Schwerin ist, sieht er in der Gallerie das Porträt des Wiedertäufers Johann von Leyden, von einem gläubigen Verehrer, einem tüchtigen holländischen Meister Floris, gemalt: „die Dirne ein gewöhnliches Zigeunergesicht und der Prophet mit der prächtigen Krone — ein Troddel, scheußlich häßlich, vollkommen tierisch. Man sollte meinen, nur imposante Erscheinungen könnten die Masse bezaubern, aber in den Zeiten des Fanatismus zeigt sich das Tier im Menschen, die unsterbliche Vorliebe des Pöbels für das bodenlos Gemeine." Eine andere Betrachtung tritt ihm beim Anblick der alten niederdeutschen Gemälde Lübecks vor die Seele. „Wunderschöne Köpfe und dazu die bekannten klapperdürren Leiber. Diese Schwäche unserer alten Kunst war mir immer rührend und erhebend. Die Kunst ist bei uns älter als der Komfort; das ist der Adelsbrief für die Europäer im Gegensatz zu den Asiaten. Und in der Kunst haben wir Deutschen zuerst den Inhalt, dann erst die Form zu fassen vermocht, zuerst schöne Köpfe gemalt, dann erst schöne Leiber. Das ist echt deutsch, obgleich ich mich freue, daß wir seitdem bei den Griechen in die Schule gingen." Den Abschluß seiner Reise bildeten einige Stunden, die er in Hamburg verbrachte. „Das Beste meiner Fahrt," schreibt er rückschauend, „war das schöne Stück Geschichte, das ich sah: erst die Tage kriegerischer Bürgerherrlichkeit, dann eine lange Zeit philisterlicher Erstarrung, während die Dome von Lübeck und Bremen, die Stadt Wismar von den Fremden erobert und alle unsere Ströme von ihnen geschlossen werden, dann das Erstarken Preußens und die Vertreibung der Feinde, bis nach und nach die Seestädte dem deutschen Großstaate eingefügt werden — wenn man diesen Wandel der Geschichte überdenkt, so sieht man doch ein stetes Gesetz, eine ewige Vernunft über unserem Volke walten." Er

freute sich dabei dessen, daß trotz allem die Gegenwart so viel freier und menschenwürdiger sei. Denn er war doch eine durchaus moderne, vor allem auf dem Boden seiner Zeit und ihrer Bedürfnisse stehende Natur. So hat er sich denn auch in die Kieler Verhältnisse, so unerquicklich sie sich zunächst anließen, rasch gefunden. Am Abend des 15. Oktober erblickte er vom Wagen aus die lange hellerleuchtete Häuserfront am Meerbusen und davor die vielen Maste und Wimpel. Aber gleich das erste Zeitungsblatt, das ihm in die Hände fiel, enthielt einen offenen Brief „des berüchtigten augustenburgischen Hofdemagogen" Gustav Rasch an den Oberpräsidenten von Scheel-Plessen, dessen Inhalt sich direkt gegen die Bestätigung Treitschkes als Professor richtete. Wenige Tage danach erschien eine Schrift seines Kollegen Peter Forchhammer, deren Titel „Bundesstaat und Einheitsstaat" schon anzeigte, daß sie gegen Treitschke gerichtet sei, dann ein Angriff von Venedey, und auch sonst fehlte es nicht an großen und kleinen Unannehmlichkeiten. Für ihn subjektiv ließ sich alles besser an, seit er mit seinen Vorlesungen begonnen hatte. Er las privatim Geschichte des Reformationszeitalters (vierstündig) und Politik (fünfstündig), dazu ein Publikum „Geschichte Europas in den Jahren 1848—1850". Obgleich Kiel damals 15 Professoren der philosophischen Fakultät zählte und nur gegen 30 Studenten dieser Fakultät, die Gesamtzahl der Studierenden aber nur 242 betrug, waren seine Vorlesungen doch gut besucht, im Privatkolleg 20—30, im Publikum bald so viele, daß die Aula nicht mehr reichen wollte. Die Zuhörer standen in der Hausflur bis an die Treppe. Er lobte den Fleiß und die Bildung der norddeutschen Studenten, die große Mehrzahl seiner Zuhörer bestand jedoch aus Offizieren und Beamten, überhaupt aus selbständigen Männern. Er hatte auch die Anfrage erhalten, ob er nicht Damen zulassen wolle, antwortete aber darauf „ebenso roh wie in Freiburg" mit einer entschiedenen Ablehnung. Allmählich fand sich dann ein Kreis von näherstehenden Bekannten: Dove, Ribbeck und Nöldeke, die bei Porter und Ale am Mittwoch abend mit ihm zusammentrafen. Also ein Kieler „Kitzing", wenn auch kein genügender Ersatz für den Leipziger. Aber

er zählte doch die Wochen, die bis zu Weihnachten ausstanden, denn er war entschlossen, das Fest in Freiburg zu verbringen. Das Verhältnis zu seinem Vater war ja wieder zu alter Herzlichkeit gediehen, und die Politik gab, nachdem sie einmal in feste Geleise geführt war, keinen Anlaß zu neuem Zerwürfnis. Im Dezember bot man ihm von Elberfeld aus ein Mandat fürs Parlament an, zu dem die Wahlen im neuen Jahr bevorstanden. Aber er mußte ablehnen, da erst der dreijährige Aufenthalt im Norden das Recht verlieh, gewählt zu werden. Es folgten noch fünf weitere Anerbieten, zuletzt in Kolberg, wo er auf Moltkes ausdrückliche Empfehlung an dessen Statt aufgestellt werden sollte. Wie gern hätte Treitschke zugegriffen! Es wäre gewiß eine Bereicherung des ersten Reichstages des Norddeutschen Bundes gewesen, wenn auch seine mächtige Stimme, über den Parteien stehend, am Werk des Aufbaues hätte mitwirken können. Die Beschränkung, die damals ihm die Schwingen lähmte, ist später aufgehoben worden, um der Demagogie den Eintritt ins Parlament zu erleichtern. Dagegen nahm Treitschke rüstigen Anteil an der Wahlagitation. Sein Kandidat war Graf Fr. von Reventlou, zu dessen schließlichem Siege er dann thatsächlich das Beste gethan hat.

Mit dem Beginn der Weihnachtsferien finden wir ihn wieder in Freiburg, wo er ein glückliches Fest und einen fröhlichen Sylvesterabend verbrachte. Er war jetzt im Kreise der Familie seiner Braut ganz wie zu Hause und stand ihr selbst nach dem regen Gedankenaustausch, der vorausgegangen war, auch innerlich vertrauter gegenüber, als es früher möglich gewesen war. Herz und Kopf hatten sich so ganz zu einander gefunden, daß jetzt, da alle Schatten geschwunden waren, die von Dresden her das schöne Glück getrübt hatten, der endgültigen Verbindung nichts mehr im Wege stand. Gleich nach Schluß des Wintersemesters sollte die Hochzeit in Freiburg stattfinden und sich daran eine italienische Reise schließen. So genossen sie die Freude des Plänemachens und jener Vorbereitungen zum Nesterbau, die jedem, der sich sein Haus gegründet hat, als eine holde Zeit in lieber Erinnerung steht.

Mit dem neuen Jahre stand Treitschke wieder, wie die Berufspflicht es verlangte, auf dem Katheder. Die Wahlagitation war immer noch in vollem Gange. Treitschke mußte reden und agitieren und hatte mitunter die Empfindung, Mächten gegenüberzustehen, die sich nicht überzeugen ließen. Seine trotz allem in ihrem Kern aristokratische Natur empfand einen entschiedenen Widerwillen gegen das nun einmal nicht zu vermeidende demagogische Treiben. „Das allgemeine Stimmrecht," schreibt er einmal, „halte ich in Deutschland für ein rohes und frivoles Experiment. Noch sind wir ein Volk der Bildung und nicht dazu angethan, uns dem souveränen Unverstande zu beugen. Aber freilich, wenn man diesen Point einmal vergeben hat, so ist es bei dem eifersüchtigen Gleichheitsdrange des Jahrhunderts fast unmöglich, ihn wieder zurückzunehmen. Ich fürchte, von allen Thaten Bismarcks ist dies die unheilvollste. Es wird ihm für den Augenblick eine willfährige Parlamentsmehrheit verschaffen, doch der Zukunft unabsehbare Verwirrung bereiten." Neben diesen allgemeinen Angelegenheiten, die doch stets seinen Geist am lebhaftesten in Anspruch nahmen, gingen die nicht sehr erfreulichen Beschäftigungen des Alltagslebens her. Es galt, das künftige Heim einzurichten, die Schwierigkeiten wegzuräumen, welche die noch nach dänischem Gesetz arbeitende Büreaukratie ihm in Kleinigkeiten bereitete. Erst am 24. Januar 1867, am Geburtstage Friedrichs des Großen, fand die endgültige Einverleibung der Provinz statt. Die Kanonen donnerten, die Kriegsschiffe und die öffentlichen Gebäude flaggten. Dann folgte ein Diner in der Harmonie, das sehr munter und angeregt war und zu einer Verbrüderung von Zivil und Militär führte. Treitschke mußte den Toast auf Reventlou halten, und „die Sache ging vortrefflich". Zwischen Huldigung und Diner aber machte er einen Besuch bei Fräulein Lotte Hegewisch, der Tochter des bekannten Arztes und holsteinischen Patrioten, einer Nichte Dahlmanns, deren Haus einen Mittelpunkt der geistig bedeutenden Persönlichkeiten Kiels bildete. Es wurde aus dieser Bekanntschaft eine Freundschaft, die durch das ganze Leben Treitschkes treu von beiden Seiten gewahrt blieb, und es lohnt

wohl, ihre Genesis kennen zu lernen. „Am 24. Januar 1867," so erzählt uns Fräulein Hegewisch selbst [1]), „als der Oberpräsident von Plessen auf dem Schloß die Annektion verkündete — kamen von dort direkt zu mir drei mir befreundete Professoren, mit ihnen Herr von Treitschke, die sehen wollten, wie ich das auffaßte. Sie fanden mich vor offenem Fenster, den Kirchenglocken lauschend, in Thränen mit gefalteten Händen. Treitschke fing an zu spötteln, da ergrimmte ich und sagte, die Thränen seien ganz berechtigt: es seien Dankthränen für manches Gute, das nun unwiederbringlich der Vergangenheit angehöre, als unsere Väter für Recht gekämpft in idyllischer Ruhe; es seien Freudenthränen, daß nun das erreicht; es seien Opferthränen, daß wir nun unsere Kirchturmspolitik aufgeben; es seien Hoffnungsthränen, daß wir geschont, geachtet mit unserem reichen Lande und unseren treuen Leuten hoch oben in der Krone Deutschlands unseren Platz finden möchten." „Von da ab," schließt sie diese so überaus charakteristische Szene, „hat Treitschke mir die Stellung eines Freundes eingeräumt und stets, wenn auch bisweilen ungeduldig, mich ‚einen alten verstockten Holsten, der stets Recht behalten wolle', gescholten, mich aber stets gestützt, belehrt und meine Ansicht mir gelassen."

Auch Treitschke gedenkt dieses Zusammentreffens und eines bald darauf folgenden längeren Besuches. „Die ewige Freundschaft mit Lotte," schreibt er danach der Braut, „ist verbrieft und versiegelt." Er hatte es ihr zu danken, daß er sich nun auch zum Eintritt in die Kieler Lesegesellschaft melden konnte, was vorher nicht möglich war, da die Majorität sich entschlossen zeigte, den Annexionisten und Unitarier durchfallen zu lassen. Eigentlich heimisch aber wurde Treitschke in Kiel überhaupt nicht. Sein Temperament widersprach zu sehr dem Durchschnitt der holsteinischen Anlagen, und er konnte recht bitter über die

[1]) Fräulein Lotte Hegewisch ist so gütig gewesen, für mich eine Aufzeichnung über ihre Beziehungen zu Treitschke und über Treitschkes Aufenthalt in Kiel zu machen. Diese Aufzeichnungen erhalten auch dadurch einen besonderen Wert, daß sie auf ein sorgfältig geführtes Tagebuch zurückgehen.

„Normalmenschen", wie er sie nannte, und über ihre „Normaleinrichtungen" spotten. Er hatte allerlei an ihnen auszusetzen. Auch ihr intoleranter Konfessionalismus widerstrebte ihm. „Die Normalmenschen sind fanatische Lutheraner ... es ist eben nicht mehr Deutschland. Unsere ganze Kultur beruht darauf, daß wir nicht katholisch sind wie die Romanen, nicht lutherisch wie die Skandinavier, sondern ein lebendiges Nebeneinander der Kirchen besitzen. Hier aber ist die Welt schon skandinavisch und — mit Normalbrettern vernagelt."

Anfang März endlich waren all die lästigen Vorbereitungen beendigt, welche die Einrichtung der Wohnung forderte, die er mit seiner jungen Frau beziehen sollte. Es war durch eine Ironie des Zufalls das Haus seines politischen Todfeindes Samwer, aber freundlich und sonnig, mit dem Blick auf Buchen und See. Er hoffte, daß die Geliebte ihre Freude daran haben werde. Bald dachte er aufzubrechen. Vom alten General hatte er einen sehr liebenswürdigen Brief erhalten, der aber die Enttäuschung brachte, daß er zur Hochzeit nach Freiburg nicht kommen werde. Seine Gesundheit trage es nicht mehr, er traue sich die weite Reise nicht zu. Dagegen schlug er ein Zusammentreffen in Berlin vor. „Freilich," schreibt Treitschke, „ein kümmerlicher Ersatz für meine Heimat ..., aber der Segen meines Vaters fehlt in unserem Hause nicht."

Ein Wiedersehen zwischen Vater und Sohn sollte aber überhaupt nicht mehr stattfinden. Wenige Tage nachdem Treitschke der Braut die Absage des Vaters gemeldet hatte, am 10. März, erhielt er vom Bruder Rainer die telegraphische Nachricht, daß der Vater gestorben sei. Schmerzlos, an einer Lungenlähmung, war der Einundsiebzigjährige hingegangen, völlig versöhnt mit dem Sohne und, wie wir aus seinem Tagebuche sehen, ergeben auch in die neue Wendung der Dinge. Sein König war heimgekehrt, Sachsen bestand in seinen alten Grenzen fort, Rainer war auf dem besten Wege zu voller Genesung, im neuen Jahre war ihm der erste Enkel Carlowitz geboren worden. „Wir haben einen Gott, der hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet." Das war die letzte Eintragung, mit der sein Tage-

buch im Jahre 1866 schloß. Heinrich von Treitschke eilte sofort nach Sachsen und nahm tief erschüttert an der Beerdigung des Vaters teil. Man hat den General auf dem Königstein neben seiner geliebten Marie gebettet. Begleitung bewaffneter Truppen hatte er sich verbeten, weil preußische Infanterie auf der Festung stand. Aber sächsische Artilleristen und Festungsbeamte trugen den Sarg, und die Kanonen des Königsteins salutierten. Es war doch ein herrlicher Mann gewesen. Ein bester Typus der mit dem Jahre 1866 versinkenden Generation des alten Deutschland. „Einen edleren Mann, als mein Vater war," schrieb Treitschke der Braut am 13. März aus Dresden, „hab ich nie gekannt. Der Segen, den mir sein letzter Brief, wie in der Ahnung des Todes, besonders feierlich aussprach, wird auch mit Dir sein."

Es gingen nun noch einige Tage mit der Ordnung des Nachlasses hin, dann brach Treitschke nach Freiburg auf. Er glaubte im Sinn des Vaters zu handeln, wenn er seine Hochzeit nicht aufschob.

Am 18. fand im Woringenschen Hause die Trauung statt, am 19. verließ Treitschke mit seiner jungen Frau Freiburg, um seine Hochzeitsreise durch Südfrankreich und Norditalien anzutreten. Es wurden sechs glückliche Wochen. Treitschke genoß es ganz unbeschreiblich, mit seiner „Prinzessin" den französischen Frühling und danach die Riviera in all ihrer Herrlichkeit zu sehen. Er war so glücklich wie noch nie in seinem Leben. „Heinrich," schreibt die junge Frau ihrer Mutter, „ist noch viel besser, lieber und edler, als ich es erwartete, und so glückselig, daß es eine unendliche Freude für mein Herz ist, daß ich es bin, die ihn so glücklich macht. Die Reise genießt er mit rührender Freude, wie ich auch; wir sind wirklich glücklich und sorglos wie zwei Kinder. Du machst Dir keinen Begriff, wie wenig störend sein Gehör beim Reisen ist; er besorgt alles allein und behandelt mich ganz als Prinzessin." Aber wer wollte nacherzählen, was doch zumeist Anschauung und Empfindung war?

Am Tage, da Treitschke seine Hochzeitsreise antrat, war Häusser in Heidelberg gestorben. Treitschke erhielt die Nachricht davon in Turin, und es ist wohl verständlich, daß die Hoffnung

in ihm rege ward, daß nun die Anknüpfung, welche die badische Regierung im vorigen Jahre mit ihm gesucht hatte, wieder aufgenommen werden könne, zumal seine Freunde ihm die besten Aussichten eröffneten. Aber er fürchtete, daß Häussers Tod für ihn zu früh gekommen sei, und daß, wenn er die Professur in Heidelberg jetzt nicht bekomme, sie ihm für immer verloren sei. So blieb nichts übrig als zu warten, und die Stimmung jener frohen Wochen ließ er sich dadurch nicht verkümmern. Sie gingen schnell genug hin. Am 1. Mai 1867 finden wir ihn bereits in Kiel und körperlich wie geistig erfrischt, im Vollgefühl schöpferischer Kraft, konnte er in der eigenen Häuslichkeit die Fäden wieder anknüpfen, die seine alten Studien mit neuen Arbeitsplänen verbanden. Er las fünfstündig über preußische Geschichte und ein zweistündiges Publikum über italienische Geschichte von 1740 bis 1861; auch jetzt wieder vor einem ungewöhnlich großen Zuhörerkreise. Seine italienische Reise und die sogar während der Hochzeitsreise in Norditalien mit Eifer betriebenen Cavourstudien trugen hier ihre Früchte. Der Schwerpunkt seines Lebens aber fiel ihm nun in seine Häuslichkeit.

Seine Frau hatte das Glück gehabt, in Fräulein Lotte Hegewisch eine Freundin zu finden, die zugleich Freundin des Mannes war, und das gab einen schönen und reichen Verkehr. In den Professorenkreisen wurde er kaum ernstlich gesucht: Weinhold, Ribbeck, Esmarch sind, abgesehen von Gutschmid, die einzigen gewesen, die ihm näher traten.

Die Heidelberger Professur war unterdessen Sybel angetragen worden. Als dieser jedoch ablehnte, fiel die Wahl am 10. Juli auf Treitschke, der freudig zusagte. Er war sich bewußt, daß er auf diesem Boden doch weit mehr als in Kiel für die Sache der deutschen Einheit wirken könne und war in dieser Überzeugung durch die Zustimmung der preußischen Regierung bestärkt worden. Mit den Holsten, deren Art ihm zunächst so wenig zusagte, hatte er sich innerlich ausgesöhnt. Die fortdauernde Opposition gegen die preußische Regierung und der besondere Holsten-Partikularismus machten ihn nicht mehr irre: sie wüßten nur nicht recht, wie deutsch sie seien.

Als er am 2. Oktober 1867 Kiel verließ, hat er diesem Gedanken in einem Gedicht Ausdruck gegeben, das er Fräulein Lotte Hegewisch mit dem neuen Bande seiner historisch-politischen Aufsätze überreichte:

Ich bin kein Sklave der Partei,
Mir klopft das Herz noch laut wie je
Bei froher Lieder Melodei,
Beim Wogenschlag der freien See.

Wie sollt' ich denn, du Städtlein traut,
Von dir in dumpfem Grolle zieh'n,
Wo ich mein junges Haus gebaut,
Das Glück zuerst mich warm beschien.

Ade, du meerumschlung'ne Stadt,
Ade, ihr Holsten, treu und echt!
Ihr seid so deutsch wie euer Platt,
Nur wißt ihr's selber noch nicht recht.

Der Tag wird tagen, da die Welt
Des blöden Thorenzankes lacht,
Der uns das holde Jahr vergällt,
Den Bruder uns zum Feinde macht.

Dann einet uns ein Recht, ein Land,
Dann wird der Adler schirmend steh'n
An meines Neckars lichtem Strand
Und über euren blauen Seen.

Treitschke schrieb unter diese Verse „in Holstentreue“. Sie sind wie eine Vision der Zukunft, deren Erfüllung er in Heidelberg erlebte.

Corrigenda.

Zu Seite 261: Griesbach ist nicht Gut, sondern Stahlbad.

Frl. von Bodmann sollte am 19. Juni dorthin, um eine Kur zu brauchen. Am Tage vorher, also noch während ihres Aufenthalts in Freiburg, bat Treitschke sie um eine Unterredung, deren Ergebnis dann die Verlobung und der freudig erteilte Segen der Eltern war.

Seite 290: zu streichen „Esmarch“.

